

## Hat der Priester noch einen Platz im modernen Christentum?

Von Universitäts-Professor P. Albert M. Weiß O. Pr. in Freiburg.

### II. Der Geistliche und die Religion des Säkularismus.

Ueber das heute beliebt gewordene System der Umfragen brauchen wir nicht viele Worte zu verlieren. Es ist ein entsprechender Ausdruck für unsere ganze Geistesrichtung. Dank der Spezialisierung bis zum Erzeß getraut sich kein Mensch mehr ein selbständiges Urteil abzugeben, und handelte es sich auch nur um die Güte oder die Minderwertigkeit einer Bäckersemmel. Dank der Universalisierung unserer Bildung müssen Universitätslehrer, Generalstabsoffiziere, Schuhmacher und Schulmädchen ihr Urteil abgeben, damit man wisse, was von der Echtheit oder Unechtheit der moabitischen Altertümer zu halten sei. Das wird dann alles dem Publikum hingelegt wie der Kram eines Hausierers, damit sich jeder selber sein Urteil bilde, wenn er ungebildet genug ist, denn ein „vornehmer“ Geist ist Agnostizist, das heißt er hütet sich nicht bloß ein Urteil auszusprechen, sondern auch, sich selber ein Urteil zu bilden. Selbstverständlich fördert dieses System eine solche Menge der widersprechendsten Ansichten zu Tage, daß die Verwirrung der Geister immer noch größer wird, und daß die Herrschaft des Irrtumes zuletzt allgemein werden muß. Denn mit Zuversicht sprechen sich bei derlei Umfragen meist nur jene aus, die nie über den Gegenstand nachgedacht haben und deshalb von der Sache kaum einen rechten Begriff besitzen. Männer von Fach lehnen einen Ausspruch ab, sei es, daß sie zu dieser Art von Stimmabgabe weder Zeit noch Lust haben, sei es, weil sie die Schwierigkeiten zu gut kennen, als daß sie mit einigen Zeilen darüber absprechen und

so der Oberflächlichkeit und der Leichtfertigkeit unserer Zeitbildung förderlich sein möchten.

Lernen kann man indes überall, und so bieten auch diese Umfragen, wenn sie schon oft gerade das, um was es sich handelt, wenig beleuchten, zum mindesten Gelegenheit, einen Blick in die allgemeine Denkweise größerer Kreise zu tun. Dazu verhilft uns reichlich die Umfrage über das Thema, ob unsere Zeit des Pfarrers noch bedarf. Ueberdies kommen bei diesem Anlaß manche moderne Geister zur Sprache, die immerhin etwas zu sagen wissen. Es wäre deshalb ungerechtfertigt, über die ganze Angelegenheit geringschätzig hinwegzugehen. Wir legen ihr nicht allzu große Bedeutung bei, schon deshalb nicht, weil bloß Vertreter einer bestimmten einseitigen Richtung um ihre Meinung angegangen worden sind. Wir meinen aber, es könne nur von Nutzen sein, wenn wir uns die Ansichten, die hier zum Vorschein kommen, etwas näher zu Gemüte führen.

Der Herausgeber der Umfrage gesteht selber, daß ihn das Ergebnis in Verlegenheit gesetzt habe. Er dachte, die Antworten in eine bestimmte Ordnung zu bringen, angefangen vom entschiedenen Nein bis hinauf zum entschiedenen Ja. Inzwischen hat er weder eine entschiedene Bejahung noch eine entschiedene Verneinung erhalten, und gleichwohl innerhalb der beiden unbestimmten Endpunkte ein solches Durcheinander von Urteilen, daß er nichts anderes zu tun wußte, als die eingelaufenen Beiträge nach dem Alphabet der Stimmabgeber aufeinander folgen zu lassen. Er hätte das zum voraus wissen können. Da er nur Vertreter unserer modernen Durchschnittsbildung zum Wort kommen ließ, konnte er nichts anderes erwarten. Gläubige, oder auch nur positiv gerichtete Gebildete hat er nicht befragt und vollständig religionslose auch nur ganz wenige. Somit entspricht das Ergebnis den von ihm gebotenen Voraussetzungen. Diese selbst aber entsprechen im ganzen der allgemeinen Sachlage. Die radikal Religionsfeindlichen sind denn doch immer verhältnismäßig nicht viele unter denen, die sich zu den besseren Ständen rechnen. Die große Mehrzahl der sogenannten modern Gebildeten steht mehr oder minder auf dem Standpunkt derer, die hier zur Stimmabgabe geschritten sind.

Das Ergebnis, das Theodor Kappstein bei seiner Auffassung der Frage erzielt hat, wird niemand überraschen, der einigermaßen mit den Zeitverhältnissen vertraut ist. Dagegen wird sich eine Tatsache herausstellen, die in der That geeignet ist, manche zu überraschen,



wenn wir anders das Durcheinander der Antworten in Ordnung bringen. Dieses Ergebnis können wir erst am Schluß des nächsten Artikels feststellen. Zuvor müssen wir eine Sichtung vornehmen. Diese ist durchaus nicht so schwer, wie der Berliner Schriftsteller meint, der, augenscheinlich selbst mitten in der großen Menge lebend und von dem Menschenstrom wie ein Atom fortgerissen, nur Fenster und Häuser sieht, aber keine Stadtteile.

Ohne Zweifel hätte Kappstein schon auch ganz entschlossene Feinde des Pfarrers finden können, wenn er seine Anfrage dementsprechend eingerichtet hätte. Unter denen, die man Gebildete nennt, wäre, wie schon gesagt, die Zahl kaum sehr groß. Selbst Professoren wie Häckel, die sich für sich und für ihresgleichen den Geistlichen verbitten, würden wohl selten eine derartige, allgemein gestellte Frage mit einem glatten Nein abtun. Denn zur Zügelung der Massen, die der bare Atheismus doch unbequem machen könnte, ist der Geistliche trotz Militär und Polizei, vorläufig wenigstens, immer noch nicht ganz unerwünscht. Es muß einer schon von Sektenhaß durch und durch besessen sein, wie die Herren, die dormalen das Schicksal Frankreichs in den Händen haben, um sich mit lachendem Mund über diese Erwägung hinwegzusetzen. Dagegen ließe sich ein hunderttausendfaches Nein, Nein, Nein erzielen, wenn man die Frage den von der Sozialdemokratie erhitzten und verwirrten Genossen vorlegte. Das ist traurig, sehr traurig, aber wir müssen mit der Tatsache rechnen.

Die Gebildeten, soweit sie sich mit Selbstbewußtsein den Namen „Modern“ beilegen, zerfallen in drei Klassen, eine kleine von vollständig Religionslosen, eine große von Halbgläubigen und Zweiflern, eine wahrscheinlich noch größere von Schwachgläubigen, Schwankenden und Unentschiedenen. Die vorläufig noch ganz geringe Menge derer, von denen im nächsten Artikel die Rede sein wird, lassen wir für jetzt außer Betracht. Die große Menge, von der wir hier reden, nennt sich modern. Was das bedeutet, das könnten die allerwenigsten genau sagen. Nach dem, was wir früher so oft, und abermals im vorausgehenden Artikel dargestellt haben, können wir uns hierüber kurz fassen. Das System des Modernismus steht und fällt mit den zwei Grunddogmen Diesseitigkeit, nicht Jenseitigkeit und Autonomie, nicht Autorität. Die Amerikaner und die Engländer haben dafür ein einziges Wort gebildet, das alles bedeutsam zusammenfaßt, das Wort Säkularismus. Wir haben davon an anderem

Orte gehandelt und brauchen darauf nicht weiter mehr einzugehen.<sup>1)</sup> Genug für hier an der Tatsache. Ob die, welche sich des Modernismus rühmen, wissen, was sie sagen, ob sie ganz oder halb unbewußt an dessen Triumphwagen schieben, das verschlägt nichts für die Beurteilung der Sache selber. Die es nicht besser wissen, mögen für ihre Person eine gewisse Entschuldigung verdienen. Die es nicht verstehen wollen, können keinen Anspruch darauf machen. Förderlich aber sind alle der Weiterverbreitung des Säkularismus, wie es immer in ähnlicher Lage geht. Die Reformation wurde durch eine geringe Zahl von Stimmführern gemacht. Diesen aber wurde die Arbeit erleichtert, ja oft erst der Plan und der Mut zur Ausführung eingeflößt durch die unabsehbare Menge derer, die mit Entrüstung erklärten, sie dächten an nichts Arges und wollten nur nicht hinter den berechtigten Zeitströmungen zurückbleiben. So wurde wieder die Revolution gemacht, und so ist es abermals heute. So viel über die Lage der Dinge.

Sehen wir uns nun die Gedanken an, die in diesen Kreisen die Frage anregt, ob der Pfarrer heute noch am Plage sei. Die Säkularisten, die sich einigen, um uns hierüber Rede und Antwort zu stehen, sind, wie schon gesagt, sehr verschieden gerichtet, die einen nach links, die anderen, allerdings sehr wenige, nach rechts, weitaus die meisten, in der Mitte stehend, bald nach links, bald nach rechts. Die nach rechts Gewendeten drücken sich möglichst kurz und unbestimmt aus, wie das überall der Brauch ist, die in der Mitte schwankend, so daß man nie sicher weiß, wie man mit ihnen daran ist. Am unterschiedensten sprechen immer die links Stehenden, so daß es nicht bloß den Schein erweckt, als ob ihre Ansichten doch die eigentlich herrschenden seien, sondern daß sie in der Tat den Ton angeben, wenn schon ihre Zahl nicht gerade groß ist. In jeder Gesellschaft von Halben und von Stummen herrschen stets die entschiedenen Stürmer und Dränger und prägen jeder Bewegung ihren Geist ein. Mögen das jene beherzigen, deren Optimismus die Lage nach Ziffern bemißt und die innere Bedeutung der Sache übersieht.

Diesem allgemeinen Gesetz entsprechend finden wir, wenn wir die abgegebenen Urteile wägen, daß den Ton für die Klasse, von der wir hier sprechen, Professor Better in Bern angibt. Das Christentum, sagt er, war eine Jenseitigkeitsreligion, dazu auch eine soziale Re-

<sup>1)</sup> Die religiöse Gefahr 35. f. 167. f. 390.



ligion. „Jenseits“ und „Liebe“, das waren die beiden Zauberformeln, womit es die Welt eroberte. „Heute gibt es kein Jenseits mehr, sondern nur ein ewig Unerforschliches außerhalb der wahrnehmbaren Welt.“ Aber auch Liebe im alten christlichen Sinn gibt es nicht mehr. Keiner läßt sich mehr von uns Liebesereweise gefallen, jeder verlangt sein Recht. Damit sind unsere Ideale ganz andere geworden. Der moderne Mensch kennt nur noch Recht für alle, Sorge für die Gesamtheit, Beschränkung auf das Diesseits. Die Verquickung von zwei Halbheiten, wie sie vielfach noch immer herrscht, halb Diesseits, halb Jenseits, ist schlechthin unerträglich, lügenhaft und schädlich. Soll der Pfarrer noch einen Sinn und eine Berechtigung zur Existenz haben, so muß er ehrlich den Kultus der reinen Menschheit treiben. Das bloße Wort Theologe ist eine Beleidigung für den Geist unserer Zeit. Die Beziehung auf ein göttliches Wesen muß er ablegen, sollen wir ihn noch dulden. Was Shelley von sich sagt, das muß der moderne Geistliche von sich sagen: Menschenfreund bin ich, Demokrat und Leugner der Götter. Kann er das, ja, dann hat er eine große, zeitgemäße Aufgabe. Er muß Priester des Menschthums sein, Träger der weltlichen Seelsorge, der gebildetste und feinfühligste Mann in der Gemeinde, Gemeindeprediger, Gemeindeglieder, Festweihen, aber nur kein Kirchendiener im Namen des undenklichen Jenseits.

Das ist gesprochen mit Berner Derbheit und mit demokratischer Geradheit. Diese Sprache ist nicht nach jedermanns Geschmack, so wenig wie die Konsequenz. Aber was soll das zu bedeuten haben, wenn andere zwar diesen oder jenen Ausdruck vermeiden und die Sache selbst fördern? Die radikalen Bordsätze übergehen sie mit Schweigen, die radikalen Folgesätze nehmen sie ruhig in ihr eigenes Programm auf. „Mehr und mehr, sagt Börries Freiherr von Münchhausen, hat sich im Pfarrertum das Moment der sozialen Hilfe ausgebreitet und, wie ich glaube, ist dies auch das wichtigste geworden.“ Wenn die Trennung von Staat und Kirche durchgeführt würde, würden freilich Kirchen und Kanzeln veröden, aber „als Armenpfleger, als Waisenrat, als Helfer der Verlorenen bliebe der Pfarrer doch. Was gehen ihn auch eigentlich dogmatische Feinessen an? Aber als sozialer Helfer hat er in unserer Welt eine Bedeutung, die weit über die Bedeutung der Juristen hinausgeht.“ Noch rücksichtsloser spricht diesen Gedanken der inzwischen verstorbene Max Müller,

der gefeierte Orientalist und Religionsforscher, aus. Eine Religionsgenossenschaft, ein Pfarrer, ein Gottesdienst, wobei nur Gott gedient sein soll, dient ihm zufolge Gott nicht; wer einen göttlichen Dienst tun will, der diene den Menschen in den Armenvierteln, den Gefängnissen und Krankenhäusern. Und so die eine der modernen Berühmtheiten nach der andern. Es möge den Dienern der Religion noch so schwer fallen, von der falschen Herrscherstellung, die sie bisher eingenommen haben, herabzusteigen und zu begreifen, daß sie mit der Pflege veralteter Dogmen kulturhemmend wirken und sich unmöglich in der modernen Welt machen, es sei aber unbestreitbar, daß sie nur durch die Uebung selbstloser Wohltätigkeit und durch die Ausfüllung der Lücken, die bei der sozialen Tätigkeit des Staates unvermeidlich sind, sich noch Anspruch auf Duldung erkaufen könnten. Durch alles andere machten sie sich ihre Lebensaufgabe täglich noch schwieriger, denn leider habe sich die Kirche um ein halbes Jahrhundert zu spät auf ihr „soziales Reformertum“ besonnen.

Das ist ja alles recht schön und gut, nur fragt man sich, wozu denn da noch Geistliche, wenn sie nur weltliche Dienste zu versehen haben, bei denen ihnen nicht selten gerade ihr geistlicher Charakter doch wieder manche Schranke setzt. Das fühlen nicht wenige heraus, und verlegen deshalb den hauptsächlichsten Zweck, um dessen willen der Pfarrer solle erhalten werden, auf das sittliche und das geistliche Gebiet. Die soziale Aufgabe des Geistlichen, sagen viele, darf sich nicht auf das Äußerliche beschränken. Ihm steht es vor allen zu, der Menschheit im Drang der Arbeit und der Not geistige Hilfe zu bringen. „Der Pfarrer ist oft der einzige, sagt F. C. Heer, der als volkstümlicher Anwalt einer höheren Lebensauffassung mit Erfolg gegen einen kurzichtigen, hartherzigen Materialismus kämpft und die Erkenntnis in die Gemüter trägt, daß es im Spiel des Lebens noch feinere und stärkere Kräfte gibt als die Frage nach Erwerb und Besitz.“ Dazu diene ihm Herzenswärme und praktischer Lebensverstand mehr als gelehrtes Theologentum oder Dogmatik. Als uneigennütziger Vertrauensmann und Berater, durch die Kunst, suchende, bedrängte Seelen aufzurichten, und mitten im aufreibenden Kampf ums Dasein das ausgetrocknete Herz mit „Ewigkeitswerten“ zu erfüllen, natürlich nicht Jenseitigkeitswerten, sondern mit Diesseitigkeitswerten, mit Idealität, Sammlung, Opfermut, also durch die Pflege wahrhaft zeitgemäßer religiöser Ideale könne sich der Geist-



liche immer noch ein Verdienst um die Gesellschaft erwerben, und das umso mehr, je aufreibender, je lärmender, je äußerlicher das Leben von Tag zu Tag werde.

Dazu kommt der Klassenkampf, der die Menschheit in Stücke zu zerreißen droht. Dieser schaffe für den Geistlichen ein neues Feld, auf dem er sich nützlich machen könne. „Zu einer Vermittelung des Verkehrs mit Gott, sagt Professor Meinhof, bedarf der Christ keines Geistlichen, aber die Gemeinde braucht ihn zur Ordnung ihrer Angelegenheiten,“ nur auf anderem Gebiete als den Bürgermeister und den Richter. Er ist der geborne Friedensrichter, Schiedsrichter und Vermittler, das lebendige Band, das die getrennten Menschen wieder einander näher bringt, wäre es auch nur als „Festeweiber“, um mit Professor Better zu reden, oder als „Bergnügungskommissär“, in welcher Eigenschaft Frau Alma von Hartmann den Hauptgrund für den großen Einfluß der katholischen Geistlichen entdeckt. Diese, sagt sie, hätten ein ganz besonderes Geschick, durch kirchliche Feste, durch Prozessionen, durch öffentliche Vergnügungen, durch Heranziehung der Kinder das Landleben reizvoller zu gestalten und die Menschen miteinander in Berührung zu bringen.

Endlich müsse man, sagen viele, mit der Tatsache rechnen, daß trotz des ungeheueren Fortschrittes in der Volksbildung der Geistliche immer noch im Interesse allgemeinerer Bildung vielfach unentbehrlich sei. Der Gebildete wisse freilich mit dem Geistlichen so wenig mehr anzufangen wie der Geistliche mit dem Gebildeten. Für den modernen Gebildeten sei Predigt und Gottesdienst der Inbegriff von Leerheit und von Dede. Für die Kinder jedoch und für den Bauer habe der Geistliche heute immer noch Wert. Diesen imponiere er doch noch vielfach durch überlegenes Wissen. Für den gläubigen Bauer sei die Predigt am Sonntag oft der einzige geistige Genuß. Und daß der Geistliche den Kindern gegenüber einen gewissen „Kulturwert“ vorstelle, das lasse sich nicht leugnen. Nur, sagt Karl Henckell, dürfe er diese Stellung nicht dazu mißbrauchen, um die Kluft zwischen Kult und Welt aufrecht zu halten, und nicht die „gewöhnheitsmäßige Beimischung der längst pseudo-religiös gewordenen Himelmikroben, Höllenbazillen und sonstiger dogmatischer Katechismuskeime“ gedankenlos weiter treiben. Vielmehr muß er „den überhaupt erreichbaren Einklang zwischen lebendiger Weltanschauung der Hochorganisierten und dem Fühlen und Sehnen der Volksgemeinschaft in vor-

bildlich anregender Weise persönlich ausdrücken“, was wohl, ins einfältige Deutsch übertragen, heißen will, er solle sich zwar in Reden zu den noch immer im Volk herrschenden religiösen Vorstellungen herablassen, dabei aber durch sein eigenes Verhalten vorsichtig merken lassen, daß die Vertreter der höheren Bildung in diesen Dingen anders denken.

Da haben wir eine ganze Reihe von Gründen, um deren willen uns die modernen Gebildeten nicht bloß dulden, sondern als nützlich, ja als unentbehrlich bekennen. Und sicher wohnt jedem dieser Gründe etwas Richtiges inne. Wenn sie ein anderer als ein Säkularist vorträge, könnten wir uns ohne Einschränkung damit einverstanden erklären, denn wir wüßten ja, daß er das nur als untergeordnete Nebenaufgabe hervorhobe, ohne darüber unsere Hauptaufgabe, das Wesen unseres Berufes, verkürzen zu wollen. Innerhalb der nunmehr herrschenden Richtung drängt sich jedoch, wie wir uns überzeugt haben, stets der oberste Grundsatz des modernen Christentums als Einleitung und als Schluß in den Vordergrund: Nur keine „Zenseitigkeit“, das heißt nur nichts vom Dogma, nichts vom Kult, nichts als Säkularismus oder, wie der gebildete Deutsche seit Feuerbach sagt, Ausbildung der Diesseitigkeit! Hier ersehen wir zur Genüge, wie vorsichtig wir den Modernen gegenüber mit den modernen Ausdrücken umgehen müssen, und wie unklug wir tun, wenn wir ihnen diese aus dem Munde nehmen und ohne Verwahrung gegen Mißbrauch und Mißdeutung nachsprechen. Was Professor Wilhelm Herrmann über das Verhältnis zwischen Katholiken und Protestanten sagt, daß wir zwar die gleichen Worte gebrauchen und die gleichen Glaubensformeln herunterfagen, daß aber nicht ein einziger Satz für beide die gleiche Bedeutung hat,<sup>1)</sup> was Voisy und die Seinigen von den altgläubigen Dogmatikern und Predigern einerseits und von den modern gesinnten kritischen Exegeten anderseits sagen, daß in der ganzen Heiligen Schrift nicht eine einzige Stelle sei, die auf beiden Seiten im nämlichen Sinn verstanden würde,<sup>2)</sup> das gilt ebenso von den Vertretern der modernen Ideen im allgemeinen. Wenn wir sagen, der Geistliche müsse sich in den Dienst der Menschheit stellen, so bedeutet das bei uns, er dürfe sich nicht auf den Dienst Gottes beschränken, sondern müsse diesen neben den religiösen Uebungen, die stets den ersten Rang einnehmen, auch durch Werke der Liebe

<sup>1)</sup> Vgl. Weiß, Lutherpsychologie 20 f.; Die religiöse Gefahr 418. —

<sup>2)</sup> Vgl. Religiöse Gefahr 320. ff.



gegen den Menschen, die er aus Liebe zu Gott übe, kundgeben. Jene aber wollen damit sagen, er solle auf den zwecklos, ja hinderlich gewordenen Gottesdienst verzichten und anstatt dessen seine ganze Kraft ausschließlich der Förderung des irdischen Wohlergehens widmen. Das allein sei der wahre Gottesdienst, wie er den geläuterten Begriffen der Gegenwart entspreche und einzig durch diese Art von Tätigkeit könne sich der Geistliche vor dem Richterstuhle des Modernismus noch Anerkennung und Duldung verschaffen.

Somit ist es ohne alle Zweifel auch von dieser Seite her, ganz abgesehen von dem innern Drang unseres Gewissens und dem Geist unseres Berufes, eine Sache von größter Bedeutsamkeit, daß wir unsere Stellung in der Gegenwart durch den offenkundigen Erweis nutzbringender Tätigkeit mit Ehren aufrecht halten. Und sicher können wir uns ohne Selbstüberhebung allen Feinden unseres Glaubens und unseres Berufes gegenüber die Frage erlauben, ob wir unser Brot umsonst essen, ob nicht Tausende von den Früchten unserer Tätigkeit zehren, ob wir nicht unsere Aufgabe als soziale Helfer, Ratgeber und Aerzte begreifen und erfüllen. In diesem Stücke dürfen wir allen ruhig in die Augen sehen und brauchen uns keine Anklage gefallen zu lassen.

Nur müssen wir uns hüten, darauf allzugroßes Gewicht zu legen oder auch die Lobsprüche, die wir hie und da selbst von unseren Gegnern ernten, zu hoch anzuschlagen. Es ist eine alte Art von Apologetik, das Christentum und die katholische Religion insbesondere zu verteidigen mit der Berufung auf die großen Taten und Werke, durch die sich die Christen aller Zeiten als Wohltäter der Menschheit erwiesen haben. Ich habe vor mir ein geschickt geschriebenes apologetisches Werk, das einen langen Abschnitt über die großen Männer des Christentums enthält. Gelehrte, Philosophen, Staatsmänner, Dichter, Maler, Musiker, lauter Männer, deren Ruhm in aller Mund ist, ziehen da in langer Reihe an uns vorüber, um uns zu beweisen, daß das Christentum mit Recht Anspruch darauf erhebt, die wahre Religion zu sein. Das ist aber doch wohl ein Versuch, mehr zu beweisen, als bewiesen werden kann. Sind denn nicht auch andere bedeutende Staatsmänner und Gelehrte und Künstler zu nennen, die nicht Christen waren oder doch dem Christentum keine Ehre machten? Uns scheint, daß eine derartige Berufung nur negative Bedeutung hat, aber nicht den vollen Wert eines positiven Be-

weises. Sie zeigt ohne Zweifel, daß das Christentum kein Hindernis ist für jede rechtmäßige und nützliche Tätigkeit. Man kann in vielen einzelnen Fällen auch positiv wenigstens so viel zeigen, daß dieser oder jener Wohltäter sicherlich gleichen Opfergeist, gleichen Heroismus, gleichen Idealismus nicht entwickelt hätte, wenn ihm die Kraft seines Glaubens nicht zuhülfe gekommen wäre. Um aber einen vollgiltigen Beweis zu liefern, müssen wir dartun können, daß ein Leben oder ein Werk notwendig aus dem Geist des Christentums hervorging, daß es außerhalb des Christentums undenkbar wäre und tatsächlich auch nicht existiert. Das zu erhärten wird aber schwer sein, wenn es sich um äußerliche irdische Werke der Kultur, der Wissenschaft und der gesellschaftlichen Ordnung handelt. Dasselbe gilt aber offenbar auch in unserer Frage. Mit gerechtem Stolz können wir die Gegner fragen, welche Art von sozialer Tätigkeit und von Kulturleistung unser Stand vernachlässigt habe. Man wirft uns häufig vor, die christliche Tugendlehre, die Frömmigkeit des Ordenslebens, die priesterlichen Standespflichten seien, wenn nicht eine Pflanzschule jener geistigen Selbstucht, die sich nicht kümmern um den Untergang der ganzen Welt, nur daß die eigene Seele gerettet werde, so doch durch die vielen Geseze und Uebungen ein beständiges Hindernis für eine gedeihliche Wirksamkeit nach außen. Das ist leicht zu widerlegen. Es ist sogar leicht positiv zu zeigen, daß die Pflicht des beständigen Gebetes die geistigen wie die leiblichen Kräfte zur Arbeit länger frisch erhält, daß die innere Sammlung aller Tätigkeit größere Energie einflößt, daß der Zölibat eine Hauptbedingung ist, um eine soziale Tätigkeit im weiteren Umfang auszuüben. Mit diesen und ähnlichen Sätzen können wir leicht die Feinde unseres Standes zum Schweigen bringen. Viele Anhänger des modernen Gedankens sind ehrenhaft genug, unumwunden anzuerkennen, daß sie uns deshalb alle Achtung zollen, auch wenn sie unseren Standpunkt nicht teilen. Kann uns das schon genug sein? Manche meinen es und geben sich damit zufrieden, höchstens daß sie sagen: Nun, wenn sie nur wenigstens das zugeben, daß wir das Unfrige tun, dann ist es schon etwas; über den Standpunkt wollen wir nicht disputieren. Uns will das nie so recht gefallen. Wir meinen, man sollte sich bei ähnlichen Verhandlungen immer des Wortes erinnern: *Non nobis, Domine, non nobis, sed nomini tuo da gloriam*. Kann man den Gegner nicht weiter bringen, so sollte man wenigstens die Verhandlung damit schließen,



daß man sagt: Nun gut, mein Herr, den Glauben an den eigentlichen Charakter unseres Standes, an die Jenseitigkeit, an das Uebernatürliche, wollen Sie nicht gelten lassen. Lassen Sie wenigstens die Tatsache gelten, daß der Glaube an das Uebernatürliche, den wir haben, der natürlichen Tätigkeit nicht hinderlich ist. Sonst könnte es sein, daß unser Widersacher, wenn wir sein Zugeständnis für unsere Nutzbarkeit mit Dank einstecken und über seinen Protest gegen das Uebernatürliche mit Schweigen hinweggehen, bei sich den Gedanken faßt: Ah! Für das Kompliment, das man ihrer persönlichen Tätigkeit macht, stellen sie sogleich Quittung aus, für den Schimpf, den man ihrem Gott antut, haben sie keine Antwort. Es muß ihnen wohl selber nicht so sehr ernst damit sein.

Nun, ernst ist uns schon, das wird Gott wissen. Wir übersehen nur manchmal, daß wir davon nicht Zeugnis genug ablegen können gegenüber Leuten, die jedes unserer Worte belauern, um es in ihrem Sinne zu deuten, und jeder unserer Handlungen einen schlimmen Sinn unterzulegen. Und wir übersehen nur manchmal, daß wir, indem wir ahnungslos auf die Gedanken und Reden unserer Gegner eingehen, im guten Glauben, sie dadurch auf den rechten Weg zu bringen, selber in Gefahr geraten, uns auf verkehrte Wege zu verirren. Diese Gefahr liegt hier umso näher, als es sich um eine an sich gute und notwendige Sache handelt. Das Bestreben, der Menschheit durch hilfreiche Tätigkeit nützlich zu werden, ist so berechtigt und bietet auch den Herzen so viel Befriedigung, daß sich leicht ein Uebermaß der Neugierlichkeit auf Kosten des einen Notwendigen einschleichen kann. Tritt dazu noch der Gedanke, daß wir einer Zeit, die an das Jenseitige nicht mehr glaubt, unseren Stand wenigstens als einen Segen für das Diesseits achtungswert machen müssen, so kann er leicht auf jene schiefe Ebene geraten, auf der es keine Marksteine mehr gibt. Nicht bloß um der Gegenwart die wahre Bedeutung des geistlichen Standes ins Gedächtnis zu rufen, sondern auch in unserem eigenen Interesse müssen wir, wie anderen so auch uns immer wieder sagen, daß unser eigentlicher Zweck die Pflege der Jenseitigkeit ist, und daß alle Sorge für das Diesseits nur Zugabe und Nebenbeschäftigung sein darf. Wohin es zuletzt kommen kann, wenn man die „sozialen Gegenwartswerte des Pfarrertums“ so ausschließlich betont, dafür liefert uns die Antwort der Frau Behnisch Stappstein aus Berlin einen Beweis. Nachdem sie

neben manchen Sonderbarkeiten manches recht Vernünftige gesagt hat, zum Beispiel, daß der Pfarrer die Aufgabe habe, jene Verinnerlichung zu zeigen und zu lehren, ohne die es kein harmonisches Menschenbild gebe, und daß er weniger daran denken solle, der Zeit durch Wissenschaft zu imponieren, als daran, ihr gegen die „seelische Verarmung“ zu helfen, an der sie so tief franke, sagt sie, daraus folge, daß er sich vor allem, wenn er die Zeit verstehen und für die Zeit leben wolle, bemühen müsse, denen ein Helfer zu werden, die heute am meisten Herz, Schutz und Gerechtigkeit beanspruchten, — einmal, die moderne Frau, nicht den altbekannten, sondern den „werdenden Frauentypus“ (das „widerspruchsvollste Gebilde der heutigen Kultur“, wie man uns versichert) und dann — das Tier. Ja wohl, der Tierschutz sei eine Aufgabe, deren Uebernahme heute dem Pfarrer ganz besonders ans Herz gelegt werden müsse. „Ueber Dogmen mag man streiten, daß aber, unbeirrt von jeder Richtung, selbst jeder Konfession, die Wichtigkeit des Pfarrers im Eintreten für die Bedrängten liegt, das wird niemand bezweifeln.“ Spotte niemand über Extravaganz der Berliner Schriftstellerin. Es ist vielleicht keine so seltene und nicht die ärgste Verirrung des einseitigen Gedankens, der moderne Geistliche müsse lernen zeitgemäß zu denken und zeitgemäß zu handeln. Und wie manche glauben, das tiefsinnigste Wort gesprochen zu haben, wenn sie sagen, unser Klerus müsse außerhalb der Seminarien erzogen werden, denn innerhalb dieser dumpfen Mauern lerne er nicht die Frau verstehen und mit Frauen gesellschaftlich verkehren, wisse von dem modernen Kulturleben, vom Theater und vom Konzert weniger als ein Kasser, und stehe den Regungen der gesunden Sittlichkeit so unerfahren gegenüber, daß er deren Darstellung in der Kunst, in der Literatur, der unerläßlichen Bedingung für die Befreiung der katholischen Kultur aus der schimpflichen Inferiorität, in blindem Stumpfsinn als Sünde verdamme!

Sicherlich sind diese und ähnliche Verirrungen nur seltene Ausnahmen. Eine Warnungstafel, und zwar eine beachtenswerte, sind sie aber doch. Denn sie zeigen, daß der Geist des Säkularismus in unsere eigene Mitte eindringen kann, wenn wir ihm nicht immer mit der gebotenen Wachsamkeit begegnen. Er schleicht ja so allgemein umher und hat sich der Geister so sehr bemächtigt und weiß sich so einschmeichelnder Worte und so triftiger Gründe zu bedienen, daß Vorsicht, ja Mißtrauen gewiß nicht den Namen Bes-



simismus verdienen. Behüte uns Gott vor einem Optimismus, der einige Worte der Anerkennung für unsere Wirksamkeit hinnimmt, und nicht seinen Dank gegen den Geber alles Guten dadurch an den Tag legt, daß er von dem Armjeligen, das wir leisten, auf das Große hinweist, das Gott durch gebrechliche Werkzeuge tut. Gott hat fürwahr, um mit menschlichen Worten zu reden, seine eigene Ehre in die Schanze geschlagen, als er die übernatürliche Ordnung gründete. Um uns die Ehre zu überlassen, hat er sich und die unsichtbare Welt der Gnade hinter die sinnfälligen Gestaltungen und die menschlichen Einrichtungen verborgen, durch die er seine Absichten durchführt. Kein Wunder, möchte man beinahe sagen, daß die moderne Welt, die das Auge des Glaubens verloren hat, an dem Guten, das er wirkt, nur die menschliche Seite sieht, die göttliche Seite aber verkennt. So anerkennt sie die hilfreiche Kraft, die durch unsere Hände strömt, und leugnet die Quelle, aus der sie stammt. Was müßte man da von uns sagen, nähmen wir das Zugeständnis hin, das man uns angedeihen läßt, und ließen es schweigend geschehen, wenn wir unverdiente Ehre auf Kosten der göttlichen Ehre empfangen! Und wir haben doch gerade bei diesem Anlaß die allerbeste Möglichkeit, um von uns auf Gott hinzuweisen. Gut, möge die Welt gestehen, daß wir trotz unserer Armjeligkeit manch anerkennenswerthes leisten. Gut, möge sie wenigstens dafür unserem Stand die gebührende Achtung zollen. Von ihr kann man einstweilen mehr nicht erwarten. Jetzt kommt die Reihe an uns. Von uns kann man erwarten, daß wir der Wahrheit Zeugnis geben, die wir besitzen, nachdem die Welt das Zeugnis von der gegeben hat, die ihr zugänglich war. Die Wahrheit aber verlangt, daß wir ihr Lob mit Dank hinnehmen, mit Dank nicht bloß gegen sie, sondern mit Dank vor allem gegen Gott, und daß wir ihnen bezeugen: Ihr seht nur auf die äußere Tat. Wir aber wissen, daß diese ein höchst unvollkommener Ausdruck ist für den göttlichen Geist, der sie inwendig befeelt. Ihr rühmt das sichtbare Nebenwerk. O möchtet ihr es glauben lernen, daß dies wertlos ist gegenüber dem unsichtbaren Werk Gottes, der seine heiligen Absichten erfüllt, ob ihr es leugnet, ob wir es durch unsere Unwürdigkeit verunehren. Ihr anerkennt das bißchen Diesseitigkeit. Wir bekennen, daß wir selbst dieses nicht leisten könnten, käme uns nicht die Kraft dazu aus dem Glauben an das Jenseits, aus der Hoffnung aus dem Jenseits, aus der Kraft vom Jenseits her.

## Das römische Missale.

### Eine Skizze seiner geschichtlichen Entwicklung.

Von Beda Kleinschmidt O. F. M., Rektor des St. Ludwig-Kollegs in Harrevelb (Holland).

#### (Zweiter Artikel.)

Das älteste uns erhaltene abendländische Missale, das Leonianum, war für den praktischen Gebrauch nicht geeignet und hat wohl überhaupt niemals eine praktische Bedeutung gehabt. Es mußte sich bald die Notwendigkeit eines von der kirchlichen Autorität zusammengestellten Missale geltend machen, sollte nicht eine störende Verwirrung und Anhäufung von Messformularien in den verschiedenen römischen Kirchen erfolgen, zumal das Kirchenjahr sich immer reicher entwickelte und dadurch die Zahl der Messen stets wuchs. Nach fast allgemeiner Ansicht erfolgte eine zweite Reform des Missale unter Benützung der vorhandenen Messen gegen Ende des 5. Jahrhunderts durch Papst Gelasius (492—496).

#### Das Gelasianische Sakramentar.

Das von Papst Gelasius geordnete Sakramentar oder Missale ist uns in keiner Handschrift unverändert erhalten geblieben. Alle Manuskripte, von denen manche bis ins 9., 8. und 7. Jahrhundert zurückreichen, enthalten größere oder kleinere Zusätze. Aus dem 7. Jahrhundert stammt nur ein Kodex, der sich früher im Besitze der Königin Christine von Schweden befand und jetzt in der Vatikanischen Bibliothek aufbewahrt wird (Cod. Vat. 316).<sup>1)</sup> Diese berühmte Handschrift wurde zuerst 1681 von Kardinal Tommasi ediert und geht seitdem unter dem Namen Sacramentarium (Gelasianum).<sup>2)</sup> Geschrieben und gebraucht ist der Kodex wahrscheinlich in St. Denis bei Paris.

In der Anlage zeigt das Gelasianische Missale einen bedeutenden Fortschritt gegenüber dem Leonianum. Während dieses nach dem bürgerlichen Jahr geordnet ist, findet in jenem bereits das Kirchenjahr Berücksichtigung. Es zerfällt in drei Teile oder Bücher. Das erste Buch enthält die Messen für die drei großen Feste des Herrn, Weihnachten, Ostern und Pfingsten mit Messen für ihre Vigilien und Nachfeier. Dazu kommen noch die Stationsfasten und Quadragesima, außerdem Messen bezw. Gebete für die Weihe des Weles, Taufwassers, der Kirchweihe, Ordinationen und Belation der Jungfrauen.

Das zweite Buch ist überschrieben: orationes et preces de natalitiis sanctorum. Es enthält ausschließlich Heiligenfeste: vor

<sup>1)</sup> Vgl. Delisle, Mémoire sur d'anciens Sacramentaires. Paris 1886, p. 66 ss. — <sup>2)</sup> Von den zahlreichen Editionen nenne ich hier nur den Abdruck bei Migne, P. L., 74, 1055 sqq. und Wilson, The Gelasian Sacramentary, Oxford 1894. Ich zitiere nach der Ausgabe von Wilson. Weitere Literatur bei Ebner, Missale Romanum (Freiburg 1896) S. 238.



allem zunächst die Feste der heiligen Apostel Petrus und Paulus, der Apostel Philippus und Jakobus, eine Messe aller Apostel und Messen für verschiedene andere Heilige, die fast ausschließlich Martyrer sind. Wie im Leonianum ist hier im zweiten Buche die Anordnung nach dem bürgerlichen Jahr vorgenommen. Die Messen beginnen mit dem Feste des heiligen Felix (12. Jänner) und endigen mit dem Feste des heiligen Apostels Thomas (21. Dezember). Daran schließen sich noch acht Messen, die wir jetzt als das *Commune sanctorum Martyrum* bezeichnen. Außer diesen Heiligenfesten enthält das zweite Buch ferner Messen für das Fest Kreuz-Erhöhung und Kreuz-Erfindung, für das Fest des Erzengels Michael und die ältesten Marienfesten, nämlich Maria Reinigung, Verkündigung, Himmelfahrt und Geburt. Endlich sind diesem Buche noch eingegliedert Messen für die Advents-sonntage und Quatember.

Das dritte und letzte Buch zerfällt in drei Unterabteilungen, von denen die erste 16 Sonntagsmessen umfaßt, die im ersten und zweiten Buche übergangen waren. Es sind die Sonntage nach Epiphanie, Ostern und Pfingsten. Aus diesen 16 hintereinander gestellten, immer mit *item alia missa* überschriebenen Meßformularen konnte der Zelebrans nach Belieben ein Formular auswählen. An diese 16 sonntägliche Offizien schließen sich sechs Formulare für jene Ferien, an denen kein Fest gefeiert wurde.

In der zweiten Unterabteilung sind die *Votivmessen* zusammengestellt und zwar zwei Messen für Reisende, zwei pro *charitate*, nicht weniger als zehn für die Zeit der Trübsal und Widerwärtigkeit, ferner vier *tempore* (*quod absit*) *mortalitatis*, denen sich eine bei Krankheiten der Tiere anschließt; außerdem noch Messen zur Zeit großer Dürre, des Krieges, bürgerlicher Streitigkeiten (*contra iudices male agentes*), ferner gegen Einflüsse böser Geister<sup>1)</sup> — im ganzen nicht weniger als 78 Meßformulare, denen sich Gebete für allerlei merkwürdige Anliegen und Anlässe angliedern, z. B. die *oratio pro eo, qui prius barbam tondit* (n. 83).

Den Schluß des dritten Buches und des ganzen Missale bilden die Messen für die Verstorbenen, ihrer Zahl nach 13.

Läßt diese Inhaltsangabe einerseits noch manche Unvollkommenheit in der Anordnung erkennen, so zeigt sie doch anderseits die großen Fortschritte gegenüber dem Leonianum; es ist eine systematisch geordnete Zusammenstellung der Fest-, Heiligen- und Votivmessen, welche für den praktischen Gebrauch recht geeignet war und sicherlich die ordnende Hand eines erfahrenen Liturgikers voraussetzt.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht werfen wir nunmehr einen Blick auf die einzelnen Messen und ihre Bestandteile, sowie auf ihr Verhältnis zum Leonianum.

<sup>1)</sup> Ueber den häufigen Gebrauch der Votivmessen bei Krankheiten und anderen Anliegen vgl. Franz, Die Messe im deutschen Mittelalter (Freiburg 1902) S. 178–218.

Während das Leonianum für ein Fest gewöhnlich mehrere Meßformulare bietet, hat das Gelasianum durchweg für jedes Fest nur eine Messe, wovon nur die Botivmessen eine wohlbegründete Ausnahme machen. Ferner haben die Messen im ersten Buche meistens zwei Kollekten und ebenso zwei Orationen nach der Kommunion, im zweiten Buche dagegen nur eine Kollekte und Postkommunion, das dritte Buch dagegen zwei Kollekten und eine Postkommunion — eine auffällige Verschiedenheit.

Was die Präfationen anlangt, so ist ihre Zahl bedeutend vermindert und ihr Charakter sehr geändert. Ist eine Präfation vorhanden, so steht sie zwischen den Orationen, meistens aber fehlt sie, während im Leonianum jede Messe ihre eigene Präfation hat. Die Stellen der heiligen Schrift sind ausgemerzt, gewöhnlich ist der Inhalt ganz allgemeiner Natur, oder es wird Rücksicht auf das Fest genommen. In der Regel ist die Präfation sehr kurz und besteht nur aus einem oder einigen Sätzen. So lautet sie an dem Feste aller Apostel: Es ist würdig und gerecht..., dir Dank zu sagen, der du deine Kirche aus ewiger Barmherzigkeit nicht verläßt und sie durch deine Apostel unausgesetzt unterweist und beschützt. Daher laßt uns mit den Engeln u. s. w.<sup>1)</sup>

Sagten wir oben, dieses Missale werde als ein Werk des Papstes Gelasius bezeichnet, so soll damit keineswegs behauptet werden, es sei in allen seinen Teilen auf Gelasius zurückzuführen. Es läßt sich vielmehr mühelos der Nachweis führen, daß manche Offizien und Gebete erst später ihren Weg in das Gelasianische Sakramentar gefunden haben. Sogar die Urheberschaft des Papstes Gelasius ist in neuerer Zeit bestritten worden. Der Umstand, daß ein so hervorragender Forscher wie Louis Duchesne dies tat, gab Veranlassung zu einer erneuten und gründlichen Untersuchung dieser Frage. Duchesne bezeichnete das bis jetzt allgemein für ein Werk des Gelasius gehaltene Meßbuch als gregorianisch; es sei ein Werk Gregors I., das im Laufe der Zeit manche Zusätze erhalten habe.<sup>2)</sup> Die hiefür vorgebrachten Gründe haben die Ansicht von der Autorchaft des Gelasius indes nicht erschüttern können. Namentlich Probst, Bäumer und Plaine sind Duchesne mit Entschiedenheit entgegengetreten; auch wir möchten uns der alten, wohlbegründeten Meinung anschließen.

Die Nachrichten über liturgische Reformen des Papstes Gelasius reichen sehr weit zurück. Bereits Walafried Strabo, Mönch auf Reichenau († 841), einer der kritischsten Männer seines Jahrhunderts berichtet, Gelasius solle aus alten und neuen Messen ein Sakramentar zusammengestellt haben.<sup>3)</sup> Tatsächlich existierten zu seiner Zeit eine Menge Missalien, die die damalige gelehrte Welt allgemein als „gelasianisch“ bezeichnete. So spricht ein Bücherkatalog von St. Niquier

<sup>1)</sup> Wilson, *The Gelasian Sacramentary* p. 185. — <sup>2)</sup> Duchesne, *Origines du culte chrétien*, éd. 2, (Paris 1898), p. 119 ss. — <sup>3)</sup> *De exordiis et incrementis* cap. 23 (Ed. Knoepfler p. 59).



in Frankreich im Jahre 831 von drei gregorianischen und 19 gelasianischen Meßbüchern.<sup>1)</sup> Im 9. Jahrhundert zweifelte also in Frankreich wohl niemand an der Abfassung eines Missale durch Gelasius. Auch scheinen die gelasianischen Sakramentare damals dort noch viel zahlreicher gewesen zu sein als die gregorianischen. Das ist für die Geschichte des Missale von Bedeutung, wie wir später sehen werden. Ebenso erwähnt das Protokoll einer 850 von Erzbischof Hinkmar von Reims abgehaltenen Kirchenvisitation mehrere missalis Gelasii und missalis Gregorii.<sup>2)</sup> Zwischen diesen Meßbüchern bestand jedenfalls auch ein nicht geringer Unterschied, welcher leicht bemerkt werden konnte; darum werden sie im Bücherkatalog und im Protokoll ausdrücklich unterschieden. Doch wir dürfen noch viel weiter zurückgehen. Der Presbyter Gennadius<sup>3)</sup> von Marseille, ein Zeitgenosse des Gelasius, schreibt, letzterer habe ein Sakramentar in verbesserter Sprache verfaßt. Desgleichen lesen wir in den fast gleichzeitigen Angaben des „Papstbuches“ von Gelasius „fecit etiam et sacramentorum praefationes et orationes cauto sermone“. <sup>4)</sup> Die „Vorsicht“, wovon hier die Rede ist, bezog sich wohl auf die Auswahl der Orationen und Präfationen des Leonianum, dessen Eigentümlichkeiten früher dargelegt worden sind.

Bei dem Gewichte dieser verschiedenen Argumente wird es schwer sein, von der alten Meinung abzugehen, wonach Papst Gelasius der Verfasser eines römischen und zwar des ersten offiziellen Meßbuches gewesen ist. Duchesnes Meinung ist denn auch von fast allen Forschern abgelehnt worden. Außer den bereits erwähnten Probst<sup>5)</sup> und Bäumer seien hier noch genannt Wiegand und Franz. Wenngleich, wie Wiegand auf Grund genauer Untersuchung bemerkt, im Gelasianum schon dem flüchtigen Blick eine Anzahl Gebete entgegentreten, welche entweder formell in den wohlgefügtten Plan des Ganzen nicht passen oder solche, die inhaltlich eine jüngere Zeit und eine andere Praxis verraten, so „haben wir doch in diesem dreiteiligen Werke das römische Meßbuch des 6. Jahrhunderts nach seinem Kern und seinem wesentlichen Inhalte“. <sup>6)</sup> Nach Franz repräsentiert das Gelasianum „unter Ausschluß verschiedener fränkischer Zusätze die römische Meßliturgie des 6. Jahrhunderts und ist in seinen wesentlichen Bestandteilen in die Zeit des Papstes Gelasius I. zurückzuführen.“ <sup>7)</sup>

Hier müssen wir eine Frage berühren, die in der Regel von den Liturgikern nicht genug beachtet wird, die Frage nach der Verbreitung des Gelasianischen Missale. Wie im Morgenlande, so hatten auch im Abendlande die einzelnen Länder und bedeutenderen

<sup>1)</sup> Chronicon S. Richarii III. 3. Migne, P. L., 174, 1261. — <sup>2)</sup> Vgl. Bäumer, in dem Historisch. Jahrbuch XIV (1893) 248: Ueber das sog. Sacramentarium Gelasianum. — <sup>3)</sup> Gennadius, De scriptoribus eccles. c. 94. Migne, P. L., 58, 1116. — <sup>4)</sup> Liber pontificalis. Migne, P. L., 128, 430.

<sup>5)</sup> Sakramentarien und Ordines (Münster 1894) S. 153 ff. — <sup>6)</sup> Stellung des apostolischen Symbols im kirchlichen Leben des Mittelalters (Leipzig 1899) S. 201, 205. — <sup>7)</sup> Das Rituale von St. Florian (Freiburg 1904) S. 153.

Kirchen ihren eigenen Ritus und ihr eigenes Missale. Das Werk des Gelasius war zunächst nur für den römischen Klerus bestimmt. Doch fand es schon bald auch in andern Ländern Eingang. Wohin die römischen Glaubensboten kamen, brachten sie natürlich das römische Meßbuch mit, da sie auch in den Missionsländern die heilige Messe feierten. Zuerst gelangte es wohl nach Frankreich. Zur Zeit Karls des Großen hatte es dort eine weite Verbreitung; hatte ja noch 831 die Abtei St. Riquier 19 gelasianische und nur 3 gregorianische Meßbücher. Umstritten ist aber der Zeitpunkt der Einführung. Nach Mone erfolgte sie gegen Ende des 5. Jahrhunderts, nämlich im Jahre 496, als Chlodwig sich zum Christentum bekehrte und die Taufe empfing; auf Veranlassung der Bischöfe Remigius und Avitus habe „der erste katholische Barbarenkönig,“ durchdrungen von der Bedeutung seines Uebertrittes zur katholischen Religion, den römischen Ritus bei den Franken eingeführt.<sup>1)</sup> Auch Probst hat sich der Meinung angeschlossen, die zwar auf einfache Weise die allmähliche Verbreitung des römischen Missale in Gallien erklärt, aber wenig wahrscheinlich ist. Man sieht nicht recht ein, was den „ersten katholischen Barbarenfürsten“ bewogen haben sollte, sich in die Angelegenheiten des Ritus und der Liturgie zu mischen, statt sich im allgemeinen mit dem Uebertritte zum Christentum zu begnügen. Daß es ihm widerstreben mußte, das „Missale der ihm verhassten Gallo-Romanen“ anzunehmen,<sup>2)</sup> ist schwerlich zu beweisen. Chlodwig war kein theologisierender Byzantiner.

Einen anderen Weg zur Erklärung der allmählichen Verbreitung des römischen Missale in Gallien haben Buchwald und Mönchemeier eingeschlagen. Nach Buchwald wurde zu Anfang des 6. Jahrhunderts das Sakramentar des Gelasius nach Gallien übertragen, aber nur ein Teil, der Kanon, wurde akzeptiert, während die anderen Teile aus der alten gallikanischen Liturgie beibehalten wurden; das dauerte bis zur Mitte des 7. Jahrhunderts, wo man zur ursprünglichen Liturgie zurückkehrte.<sup>3)</sup> Ähnlich meint auch Mönchemeier, die politischen Wirren hätten keine einheitliche Regelung der Liturgie gestattet, in einigen Gegenden habe man mehr, in anderen weniger Orationen und Meßformulare dem Gelasianum entlehnt; doch habe sich der römische Einfluß stetig erweitert, so daß schon vor Karl dem Großen das Gelasianum in einigen Gegenden vollständig angenommen worden. An dieser Verbreitung des römischen Missale sollen der heilige Bonifazius und die großen Benediktiner-Klöster einen bedeutenden Anteil gehabt haben.<sup>4)</sup> Möglich ist diese Annahme, ob wahrscheinlich, wollen wir hier nicht untersuchen. Viel wichtiger scheint

<sup>1)</sup> Mone, Lateinische und griechische Messen aus dem 2.—6. Jahrhundert (Frankfurt 1850) S. 112. — <sup>2)</sup> Probst, Sakramentarien S. 154.

— <sup>3)</sup> Buchwald, De liturgia gallicana dissertatio (Vratislaviae 1890) p. 40.

— <sup>4)</sup> Mönchemeier, Amalar von Metz (Münster 1893) S. 136.



uns ein anderes Bindeglied zwischen der Kirche von Rom und jener von Gallien, auf welches P. Bäumer mit dem ihm eigenen Scharfblick hingewiesen hat, nämlich der große Einfluß, welchen der heilige Cäsarius von Arles in den Jahren 500—542 in Gallien ausübte.<sup>1)</sup> Wenn irgend eine Persönlichkeit, dann war es dieser hervorragende und tatkräftige Bischof, der die Macht und den Willen hatte, der römischen Liturgie in Gallien Einfluß zu gestatten. Hegte er doch als päpstlicher Legat in Frankreich die größte Verehrung für Rom, wo er 513 längere Zeit zubrachte und für sich die Auszeichnung des Palliums, für seine Diakone aber die römische Dalmatik erhielt; für die Autorität des Papstes trat er wiederholt ein, auch befahl er, den Namen des Papstes in der Messe zu rezitieren und gewisse italienische Gebete zu verrichten.<sup>2)</sup> Bei seinem Aufenthalte in Rom hatte er zweifellos auch das gelasianische Messbuch und dessen Vorzüge kennen gelernt und nach Hause zurückgekehrt, demselben gewiß Einfluß auf das gallikanische Missale gestattet. Tatsächlich enthalten die ältesten gallikanischen Sakramentare allerlei Entlehnungen aus der römischen Liturgie; diese Anleihen bei den römischen Büchern, d. h. bei dem Gelasianum werden im Laufe der Zeit immer größer und zeigen sich in fortschreitender Richtung von Süden nach Norden, in einigen Gegenden waren die gallikanischen Missalien bereits vor Karl dem Großen durch die römischen, d. h. durch das Gelasianum geradezu verdrängt, was jedenfalls auch den inneren Vorzügen des letzteren zuzuschreiben ist. Wie immer aber auch die Einführung des römischen Messbuches sich vollzogen haben mag, jedenfalls erfolgte sie schon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts.

Gallien war nicht das einzige Land, welches das Messbuch des Gelasius akzeptierte. Bereits Abt Gerbert hat es ausgesprochen, daß es auch in Süddeutschland weite Verbreitung gefunden hat. Pfarrer Hoeyneck hat es in seinen verdienstvollen Studien über die Augsburger Liturgie im einzelnen nachgewiesen; es finden sich nämlich in süddeutschen Missalien manche Orationen, Prästationen und Messen, die offenbar dem Gelasianum entnommen sind. Durch welche Umstände letzteres in Deutschland eingeführt wurde, vermochte Hoeyneck nicht festzustellen. Doch scheint es nach seiner Vermutung durchaus annehmbar, daß es durch fränkische Missionäre geschehen sei, die mit dem Gelasianum bereits bekannt waren. „Wann dieser Einfluß begann, wie weit er wirkte, ob eine gänzliche Verdrängung des älteren ambrosianischen Ritus eintrat oder dieser nebenbei fortbestand, läßt sich nicht entscheiden. Wir nehmen an: im 7. und bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts war der liturgische Zustand ein verwirrter, die ältere Liturgie bestand noch fort, sie war aber an mehr oder weniger Stellen, an mehr oder weniger Orten durch das Gelasianische interpoliert,

<sup>1)</sup> *Histor. Jahrbuch* n. a. D. S. 293. — <sup>2)</sup> *Vita S. Caesarii* l. 1 c. 4. Migne, P. L., 67, 1014. — *Harduin, Concilia* II, 1105 seq.

vielleicht auch hie und da, abgesehen von der bischöflichen Kirche (zu Augsburg) ganz durch dasselbe verdrängt.“<sup>1)</sup>

Nach Spanien kam wenigstens der gelasianische Meßkanon. Im Jahre 537 richtete Profuturus, Bischof von Braga (Gallicien), an Papst Silverius die Bitte um Auskunft über mehrere liturgische Fragen, unter andern auch über die Beschaffenheit des römischen Kanon. Da Silverius inzwischen gestorben war, beantwortete sein Nachfolger Vigilius im Jahre 538 die Anfrage in einem uns noch erhaltenen Briefe; in Rom, erwiderte der Papst, werde die Messe stets nach derselben Ordnung gefeiert, nur zu Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Epiphania und an den Heiligenfesten würden diesen Tagen entsprechende Orationen (? Capitula) hinzugefügt. Um den Bischof über den Gang der römischen Messe praktisch zu belehren, sandte ihm der Papst mit dem Briefe zugleich den Meßkanon und das Meßformular von Ostern.<sup>2)</sup> Dieser Kanon war natürlich kein anderer als der gelasianische. Große Verbreitung scheint er indes damals in der gallicischen Kirchenprovinz nicht gefunden zu haben, denn die Synode von Braga im Jahre 563 klagt über die Verschiedenheit des Meßritus und schreibt vor, künftig die Messe zu zelebrieren nach den Instruktionen, die Bischof Profuturus von dem römischen Stuhle empfangen habe.<sup>3)</sup> Ob diese Anordnung Erfolg hatte und das gelasianische Meßbuch überall akzeptiert wurde, wissen wir nicht; jedenfalls übte sie auf das übrige Spanien keinen Einfluß aus.

Endlich scheint das Gelasianum oder wenigstens ein Teil desselben in der altirischen Kirche gebraucht worden zu sein, wie eine höchst wertvolle Missa cottidiana des 6. oder 7. Jahrhunderts zeigt.<sup>4)</sup> Es ist das berühmte Stowe-Missale, benannt nach dem Landhause Stowe des Herzogs von Buckingham, wo es eine Zeit lang aufbewahrt wurde; nach Probst stammt es sogar noch aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts. Dieses kostbare Monument der altirischen Liturgie enthält den Kanon des Gelasius, der bereits im 7. Jahrhundert nach dem Gregorianum verändert wurde.

So hatte das gelasianische Meßbuch dank seiner relativen Vortrefflichkeit, noch mehr aber dank seines römischen Ursprunges seinen Weg bis über die Alpen und über das Meer gefunden, es war in einem bedeutenden Gebiete der abendländischen Kirche verbreitet. Darum stand auch der Name seines Urhebers bei den mittelalterlichen Liturgikern stets in hohem Ansehen, wenn es sich um das Missale handelt. Allerdings trat er weit zurück hinter den Namen eines Größeren, des großen Gregor I., mit dessen liturgischen Reformen wir uns jetzt zu beschäftigen haben, soweit sie das Missale betreffen.

<sup>1)</sup> Hoeynck, Geschichte der kirchl. Liturgie des Bistums Augsburg (1889) S. 33. f. — <sup>2)</sup> Harduin, Concilia II, 1429 ss. — <sup>3)</sup> Ibid. III, 351. — <sup>4)</sup> Bal Bäumer in: Zeitschr. f. kath. Theologie (Zürichbruck 1892), S. 446 ff. Probst, Abendländische Messe (Münster 1896) 40 ff.



## Das gregorianische Missale.

Nach einer alten wohlbegründeten Tradition, welche bereits Aldhelm, Bischof von Sherburne († 709), Egbert, Erzbischof von Canterbury († 766), Papst Leo IV. († 855) kennen,<sup>1)</sup> hat Gregor I. († 604) eine abermalige Redaktion der römischen Missale vorgenommen. Sind wir auch über den Umfang dieser Umarbeitung nicht im einzelnen unterrichtet, da bisher kein unverändertes Exemplar dieser „neuen, vollständig umgearbeiteten Auflage“ aufgefunden ist, alle alten Handschriften vielmehr bedeutende Nachträge oder Einschübsel aufweisen, so haben wir doch eine sehr alte Nachricht über die Reformtätigkeit des Papstes, die uns für jenen Verlust in etwas entschädigt. Johannes Diaconus (872) schreibt nämlich in seiner mit Unterstützung des Papstes Johannes VIII. entstandenen Biographie Gregors I., dieser habe in dem bis dahin gebrauchten Sakramentar „vieles weggelassen, wenigens geändert, einiges hinzugefügt und alles in Ein Buch zusammengezogen.“<sup>2)</sup> Die letzte Bemerkung, Gregor habe alles in ein Buch zusammengezogen, paßt vortrefflich auf eine Anzahl Meßbücher, die noch dem 9. Jahrhundert angehören. Die Messen des Proprium de tempore und de Sanctis, die im Gelasianum getrennt auftreten, sind in diesen Handschriften — wie im Leonianum

wieder zu einem Ganzen vereinigt und dem Kirchenjahre gemäß aneinander gereiht; selbst die Sonntagsmessen sind in diese fortlaufende Reihe zwischen die Feste des Herrn und der Heiligen aufgenommen. Den Schluß bilden das Commune Sanctorum und die Missae cottidianae nebst dem Kanon. So ergab sich aus der Neubearbeitung Gregors, wie es in der Ueberschrift des Missale häufig heißt, ein circulus anni — eine nach dem Kreislauf des Jahres geordnete Zusammenstellung der Messen. — Einzelne dieser Handschriften fügen allerdings noch einen zweiten Teil hinzu, der vornehmlich Motivmessen enthält, wovon weiter unten die Rede sein wird.

Eine zweite wichtige Aenderung deutet Johannes Diaconus an mit den Worten, Gregor habe vieles aus dem Gelasianum fortgelassen. Welche Bestandteile des alten Meßbuches sind darunter zu verstehen? Dazu gehören zunächst alle Doppelmessen. Gregor ließ für jedes Fest nur eine Messe bestehen. Ferner beschränkte er die Kollekten, reduzierte die Präfationen von 44 auf 13 und nahm endlich noch einige andere Kürzungen vor. Wenn der Biograph des großen Papstes schließlich noch bemerkt, Gregor habe auch einiges hinzugefügt, dann bezieht sich dies wohl auf die Meßformulare der neuen Heiligenfeste.

<sup>1)</sup> Aldhelmus, De laudib. Virg. c. 42. Migne, P. L., 89, 142. Egbertus, De institutione cathol. quaest. 16. Migne, P. L., 89, 441. Morin. Les véritables origines du chant Grégorien. Maredsous 1890 p. 11. — <sup>2)</sup> Johannes Diaconus, l. 2 n 17. Migne, P. L. 75, 94: Gelasianum codicem de missarum solemnibus multa subtrahens, pauca convertens nonnulla vero superaddiciens... in unius libri volumine coarctavit.

Dieses gregorianische Sakramentar war das offizielle Meßbuch für Rom, dessen sich alle, der Papst wie der einfache Priester bedienten. Die Behauptung Duchesnes, es habe nur in der päpstlichen Kapelle Verwendung gefunden und zwar speziell bei den „Stationen“, während der übrige Alerus sich eines anderen Sakramentars, des Gelasianum, bedient hätte, ist mit Recht als unbegründet abgelehnt worden.<sup>1)</sup> Von dem Gebrauche zweier offizieller Meßbücher in Rom im 7. und 8. Jahrhundert ist uns nichts bekannt.

Von einer Verbreitung des Gregorianum außerhalb Roms hören wir vorläufig nichts. Doch ist es wohl zweifellos, daß die von Rom ausgesandten Missionäre es mit sich in die fremden Länder trugen. Daher wird es schon früh nach England gekommen sein, wohin es der von Gregor entsandte heilige Augustinus, Erzbischof von Kanterbury, brachte. Das altirische Stowe-Missale wurde bereits im 7. Jahrhundert nach dem Gregorianum verbessert, wie schon oben bemerkt worden ist.

Erst spät gelangte es nach Gallien. Hier bat um das Jahr 788 Karl der Große den Papst Hadrian I. um ein gregorianisches Missale, welches er in Frankreich vervielfältigen und verbreiten lassen wollte. Hadrian sandte ihm darauf durch Abt Johannes von Ravenna ein Exemplar,<sup>2)</sup> nicht ein antiquiertes, ohne jeden Zusatz seit Gregor I., wie Probst annimmt, noch ein Sakramentar für die Stationsmessen, wie Duchesne behauptet, sondern das damals in Rom gebräuchliche Meßbuch, wie es sich seit den Tagen Gregors, also innerhalb 180 Jahren weiter entwickelt hatte. Die Entwicklung betraf vorzugsweise zwei Punkte. Der Kanon war von dem Ende des Buches an den Anfang gerückt und mit einem kurzen Ordo Missae versehen worden und außerdem waren ungefähr ein Duzend Messen hinzugekommen. Man hat diese „Ausgabe“ wohl als hadriano-gregorianisches Missale bezeichnet.

Auch von diesem hadriano-gregorianischen Sakramentar scheint kein Exemplar ganz unverändert auf uns gekommen zu sein. Der Grund hievon liegt zum Teil wohl in der Aufnahme, welche das von Papst Hadrian gesandte Exemplar im Frankenlande fand. Hier war damals teils das Gelasianum, teils die altgallikanische Liturgie in Gebrauch. Die Einführung eines dritten Meßbuches mußte notwendiger Weise bei Alerus und Volk auf Widerspruch stoßen; weder das eine noch der andere mochte auf die liebgewonnenen Riten und Messen des bis dahin üblichen Missale gänzlich verzichten. In Hofkreisen wußte man Rat und fand einen ebenso praktischen wie leichten

<sup>1)</sup> Duchesne, Origines p. 117. Bäumer, a. a. O. S. 281. Probst, Sakramentarien S. 313. — <sup>2)</sup> De sacramentario vero a sancto disposito praedecessore nostro deifluo Gregorio papa: inmixtum vobis emitteremus. Jam pridem ... per Johannem monachum atque abbatem civitatis Ravennantium vestrae regali emisimus excellentiae. Monum. Carolina, edit. Jaffé p. 274.



Ausweg. Ein mit der Liturgie und den alten Handschriften wohl vertrauter Gelehrter — wahrscheinlich war es Alkuin, Karls Freund und Ratgeber — stellte aus älteren Missalien eine Anzahl beliebter Messen zusammen, versah sie mit einer Vorrede und fügte sie als Anhang dem von Hadrian übersandten gregorianischen Exemplar hinzu. Dieser Anhang wurde jedenfalls unter starker Benutzung des im Franklande weit verbreiteten Gelasianum zusammengestellt und bearbeitet; namentlich entnahm man demselben eine Anzahl Sonntagsmessen.

Als dieses gregorio-alkuinische Missale später durch Abschrift vervielfältigt wurde, ließen manche Abschreiber die Vorrede fort, ohne jedoch die sachliche Trennung aufzugeben, wodurch sich bei vielen auch die Erinnerung an die Entstehung des Anhangs verlor. Es haben sich aus dem 9. und 10. Jahrhundert noch ungefähr ein Duzend Handschriften erhalten, welche diese Anordnung, nämlich die Zweiteilung aufweisen.

Die Zweiteilung des Missale konnte auf die Dauer nicht befriedigen.<sup>1)</sup> Bei neuen Abschriften schoben manche die Messen des Anhangs in das Gregorianum ein und erhielten so ein Missale, in welchem alle Messen nach dem Kreislauf des Jahres verteilt waren. Natürlich erfolgte dieser Prozeß hier früher, dort später, hier vollständig, dort unvollständig, d. h. hier schob man nur einzelne Messen ein und behielt vorläufig noch einen Anhang bei, dort fand eine vollständige Fusion der beiden Teile statt. In letzterem Falle wurde entweder ein vollständiger Circulus anni hergestellt, indem man sogar die einzelnen Sonntagsmessen wie überhaupt alle Messen de tempore zwischen die Heiligenfeste verteilte oder mehrere Gruppen de tempore zwischen ebensoviele Gruppen de sanctis einschaltete.

Keiner dieser zahlreichen Versuche konnte berechtigten Wünschen und Anforderungen genügen, am wenigsten die Einschachtelung der beweglichen Feste zwischen die unbeweglichen. Man mußte eine bequemere Anordnung und Verteilung der Messen aussindig machen. Man kehrte schließlich zu der Dreiteilung des Gelasianum zurück und nahm die dort allerdings noch nicht vollständig durchgeführte Trennung der Feste wieder auf.

Bei dieser Neuordnung stellte man also an die Spitze des Missale die Messen de tempore, welche mit dem Advent begannen. Es folgten an zweiter Stelle die Heiligenmessen und endlich die allgemeinen (Commune Sanctorum) und die Motivmessen. Der Kanon rückte seit der Mitte des 11. Jahrhunderts vom Anfange in die Mitte des Buches. Diese Dreiteilung zeigt sich schon bei einzelnen Handschriften des 10. Jahrhunderts, sie verbreitet sich im 11. und 12. und gewinnt die Alleinherrschaft im 13. Jahrhundert.

Das so geordnete Sakramentar bildet den Grundstock unseres heutigen römischen Meßbuches.

<sup>1)</sup> Wir folgen hier im wesentlichen den auf ausgedehnter Handschriftenkenntnis beruhenden Forschungen Ebners, a. a. O. S. 380 ff.

## Denifle und Luther.

Von P. Aug. Kössler C. Ss. R. in Mautern (Steiermark).

Der geistesgewaltige Dominikaner P. Heinrich Denifle gehört seit dem 10. Juni 1905 der Geschichte an, wie der ehemalige Augustiner Dr. Martin Luther, gegen den sich die letzte herkulische Anstrengung Denifles richtete. Wie wird das letzte endgiltige Urteil der Geschichte über den einen und über den andern dieser beiden Geistesriesen lauten? Für uns Katholiken der Gegenwart als Zeugen des Kampfes auf Leben und Tod, den P. Denifle gegen Luthers Geist und Werk mit Keulenschlägen führte, liegt hier eine Lebensfrage vor. Der unparteiische Geschichtsforscher aber, mag er gläubig oder ungläubig sein, muß die Frage zum mindestens höchst interessant finden. Als Söhne derselben römisch-katholischen Kirche sind diese beiden deutschen Männer auf den Schauplatz des Lebens getreten; dasselbe Lebensziel schwebte anfangs dem einen wie dem andern vor, zu dessen Erreichung sie denselben Lebensweg im Ordensstande einschlugen. Denifle schreitet auf dem Wege seiner Wahl beharrlich bis zum Ende voran, und seinen Riesenschritten auf der Bahn der Wissenschaft, womit er treu der Devise seines Ordens „Veritas“ dem Gotte der Wahrheit dient, vermögen die wenigsten seiner Zeitgenossen zu folgen. Luther verläßt seinen Weg, kehrt sich um, und im vermeintlichen Dienste Gottes bekämpft er bis zum Lebensende wütend den Stand und die Kirche, der er ehemals angehörte. Die Jahrhunderte, welche beide Kämpfen trennen, verschwinden vor der Bedeutung der zeitlosen Ideen, wovon sie besetzt waren. Auf wessen Seite war und ist nun das Recht und die Wahrheit? Das ist die große Frage, die sich an die beiden Namen für uns und für jeden Denkenden knüpft. Mit Rücksicht auf die Kritik und die Literatur, zu der Denifles Werk über „Luther und Luthertum in den ersten Anfängen“ bisher Anlaß gegeben hat, nimmt diese Frage folgende Gestalt an: Hat Denifle seine einzigartige wissenschaftliche Laufbahn mit „einer Entgleisung“, mit „einem gelehrten Pamphlet“, mit „einer Beschimpfung Luthers und der evangelischen Kirche“, mit der Aufgabe des unparteiischen Suchens nach Wahrheit beendet, oder bedeutet Denifles Lutherwerk „eine wissenschaftliche Großtat“, einen unerwarteten Fortschritt in der Lutherforschung, eine Entlarvung des „jungen Luther“, die abgesehen von Nebensachen wesentlich die Wahrheit aufdeckt?

Die Antwort auf diese außerordentlich wichtige Frage wird erleichtert durch die Lektüren der Schriften:

1. P. Heinrich Denifle O. Pr. Eine Würdigung seiner Forschungsarbeit. Von D. Dr. Martin Grabmann (Mainz 1906, in 8°, 62 S.)
2. P. Heinrich Denifle O. Pr. Ein Wort zum Gedächtnis und zum Frieden. Ein Beitrag auch zum Luther-Streit. Von Dr. Hermann Grauert. (2. Aufl. Freiburg 1906, in 8°, 66 S.)

3. Lutherpsychologie als Schlüssel zur Lutherlegende. Denisles Untersuchungen kritisch nachgeprüft von Albert Maria Weiß O. Pr. (2. Aufl. Mainz 1906, in 8°, 220 S.)

Im Rahmen einer Besprechung soll hier das Ergebnis dieser Schriften mit bescheidener Kritik vorgelegt werden.

1. Dankbarkeit gegen P. Denisle, in dem Dr. Grabmann einen Gönner und Begleiter auf wissenschaftlichem Gebiete verehrte, sowie Begeisterung für die Wissenschaft hat dem Verfasser der ersten Schrift die Feder geführt. Die wissenschaftliche Entwicklung des Erforschers der mittelalterlichen Scholastik und Mystik und der Werdegang seiner erstaunlichen Arbeiten werden dem Leser in klarer Uebersichtlichkeit vorgeführt. Innig vertraut mit der Literatur des Mittelalters und durch den Umgang eingeführt in Denisles Art zu arbeiten und zu leben hat Dr. Grabmann eine lehrreiche und würdige Charakteristik des seltenen Meisters entworfen. Der bescheidene Ordensmann würde bei Kenntnismahme derselben wohl alle Ehre von sich weg auf den allein hinfenken, der ihm die Kraft zur Arbeit gegeben und in dessen Dienste er sein Leben verzehrt hat, aber er könnte das Gesagte nicht als Schmeichelei zurückweisen. Das gilt auch von dem Schlusse der Schrift, der die aufrichtige Wahrheitsliebe als den hervorstechenden Charakterzug Denisles betont. „Der Persönlichkeit Denisles ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt . . . Menschenrücksicht und Leisetreterei waren ihm unbekannt. Er war eine aufrichtige und starkmütige, von den ewigen Gesetzen der Wahrheit geleitete Seele, eine Nathanaelseele. Grabmann läßt seinen ernsten, schmucklosen Bericht in die Worte von Denisles französischem Freunde Chatelain ausklingen, der ihm 1891 zum 25. Priesterjubiläum unter anderem schrieb: *Mais tout cela n'est rien pour vous auprès de la jouissance que vous procurent la recherche et la découverte de la vérité historique à laquelle vous êtes voué tout entier, merveilleusement fidèle à la devise qui surmonte les armes de l'ordre de saint Dominique: Veritas*“.

Mit diesem Zeugnis wird nur bestätigt, daß P. Denisle das selbst erfüllt hat, was er als junger Priester anderen gepredigt hat. Als er nämlich 1872 auf der Domkanzel zu Graz die sechs apologetischen Vorträge hielt, die unter dem Titel: „Die katholische Kirche und das Ziel der Menschheit“ (Graz, bei Moser) erschienen sind, schloß er den ersten Vortrag mit den Worten: „Meine Zuhörer! Der Geist des Menschen soll sich allein vor der Wahrheit beugen; sie allein sei seine bewegende Macht! Diese Unterwerfung enthält aber durchaus keine Entwürdigung für den menschlichen Geist; im Gegenteil, da er nur für die Wahrheit geschaffen ist, kann er nur durch sie jene Würde und Vollkommenheit erreichen, welche er von Natur aus anstrebt. Die Wahrheit ist das Brot und das Leben des Geistes.“

2. Diese begeisterte Hingabe des heimgegangenen Kämpfers an die Wahrheit erkennt auch Professor Dr. Grauert in dem oben



erwähnten Nachrufe an, der zunächst als Vortrag in der Vorstandssitzung der Görres-Gesellschaft gehalten worden ist. Der Verfasser darf sich darin der Freundschaft Denisles rühmen und gibt seiner pietätsvollen Hochschätzung gegen den seltenen Gelehrten, „die anima candida, den guten Kameraden“ unumwunden Ausdruck. Hin und wieder läßt der Verfasser sein begeistertes Gefühl viel stärker hervortreten als Dr. Grabmann. Ohne reiche Belehrung wird kaum jemand die warmempfundenen Seiten durchlesen.

Es wäre aber mindestens merkwürdig, wenn nicht auch viele katholische Leser dasselbe peinliche Gefühl von dieser Lektüre mitnähmen, das hier unter der Pflicht einer wahrheitsgetreuen und aufrichtigen Berichterstattung zum Ausdruck kommen soll. Peinlich ist zunächst, daß die Schrift Denisles Lutherstudien an die Spitze stellt, und diesem Abschnitt mehr Raum gewährt als allen folgenden. Der neunte Abschnitt enthält dann „Nochmals Denisles Lutherstudien“. Der übersichtliche Einblick in den wissenschaftlichen Werdegang Denisles wird dadurch bedeutend beeinträchtigt. Der Verfasser steht so unter dem Eindruck, den das letzte Werk Denisles in Deutschland hervorrief, daß sich seine eigenen „peinlichen Empfindungen“ (S. 3) notwendig auf den Leser übertragen. Freilich gestalten sich dieselben bei dieser Uebertragung auf mich wenigstens anders, so daß sie nicht ein einfaches Mit- und Nachempfinden, sondern Widerspruch hervorrufen. Der ganze Nachruf macht nämlich den Eindruck einer Verlegenheitsschrift. Einerseits will der Verfasser den Freund und dessen katholischen Standpunkt festhalten und rechtfertigen; andererseits will er mit Rücksicht auf den Protestantismus der Gegenwart Luther nicht preisgeben. Die Folge davon ist ein Abschwächen der Gegensätze in gewundenen und gesuchten Ausdrücken, die der katholischen Uezeugung mindestens wehe tun. Denisle wäre wohl als Erster entschieden gegen diese Art, sich die Luthersache und den Lutherstreit zurecht zu legen, aufgetreten. Sicher hätte der Verstorbene Tadel und berechtigte Ausstellungen ertragen und gerne hingenommen. Er selbst hat in der Neuauflage, soweit er sie besorgen konnte, Aenderungen und Milderungen auf Grund der Kritik eintreten lassen. Niemand darf es auch Dr. Grauert verargen, wenn er den leidenschaftlichen Ton und die sachlichen Irrtümer tadelnd hervorhebt. Daß aber der Nachruf mit diesen Schwächen möglichst nachdruckvoll (S. 2) eingeleitet wird, obschon die sachlichen Irrungen das Ganze nicht wesentlich beeinflussen, verletzt mindestens das Gefühl, und diese Verletzung wird nicht ausgeglichen durch die auf S. 35 f. folgende wahrheitsgetreue Schilderung der Lage. Sehr richtig heißt es dort: „Die von Luther bis zur Gegenwart sich hinziehende Kette von Verunglimpfungen und Verunstaltungen katholischer Lehrer, Einrichtungen und Persönlichkeiten verletzte Denisle in seiner Wahrheitsliebe und in seinem katholischen Empfinden.“ Stellt man diese Worte mit dem Grundsatz zusammen, den Dr. Grauert nach Art eines Präludiums

im Anfange der Schrift (S. 2) vorgetragen hat, so erkennt man die Hinfälligkeit dieses Grundsatzes nahezu aus den eigenen Worten des Verfassers. „Ueberhaupt aber,“ so lautet diese grundsätzliche Forderung, „dürfen wir heute am Anfange des 20. Jahrhunderts unumwunden es aussprechen: der ernste, objektive katholische Historiker darf sich fortan nicht mehr damit begnügen, den Augustiner von Wittenberg lediglich vom Standpunkte des korrekt katholischen Ordensmannes zu beurteilen. Auch der katholische Historiker hat die Verpflichtung, nach gewissenhafter Bewältigung der Quellen- und Tatsachenforschung bei der wissenschaftlichen Würdigung Luthers neben dem Maßstabe katholischer Anschauung, die ihm heilig ist, auch noch einen andern Maßstab anzulegen, den Maßstab nämlich, der sich ergibt aus der neuen religiösen Weltanschauung, welche Luther begründet hat,<sup>1)</sup> und die nun für Millionen unserer Mitbürger maßgebend ist. Darüber hinaus soll dann freilich der wahrhaft objektive Geschichtsforscher und insbesondere auch der katholische es versuchen, zu einer wirklich unbefangenen Würdigung der Person und des Wirkens von Martin Luther vorzudringen, der diese unbefangene Würdigung verdient, weil er auf Jahrhunderte hinaus in epochemachender Weise in die geschichtliche Entwicklung der Menschheit eingegriffen, alte Ordnungen weithin zertrümmert und neue Einrichtungen ins Leben gerufen hat. Der objektive Forscher wird bei alledem in Anschlag zu bringen haben, daß so tief greifende Wandlungen der kirchlichen und religiösen Weltanschauung, wie Luther sie durchgemacht hat, bei einer vulkanischen, hyperspiritualistischen Natur, wie er eine solche nun einmal gewesen ist, sich nicht ohne konvulsivische Zuckungen des ganzen inneren Menschen, nicht ohne schwere Erschütterungen des Seelenlebens durchsetzen können.“

Daß die Verlegenheit dem Verfasser diese langen, auffallend verschlungenen Satzgefüge diktiert hat, fühlt wohl jeder Leser; sie erklärt sich auch unschwer aus der Lage des Verfassers. Es kann nämlich nur eine Wahrheit und einen aus der Wahrheit abgeleiteten Maßstab historischer Vorgänge geben. In religiöser Beziehung heißt dieser Maßstab für den Katholiken: *Credo in unam sanctam catholicam et apostolicam ecclesiam*. Kraft ihrer unfehlbaren Autorität hat diese eine Kirche „die neue religiöse, von Luther begründete Weltanschauung“ für einen gefährlichen Irrtum erklärt, dessen hartnäckiges Festhalten den Ausschluß aus der Kirche notwendig nach sich zieht. Dieser im 16. Jahrhundert aufgestellte Maßstab, wonach Luther und sein Werk zu messen ist, duldet heute so wenig einen anderen Maßstab neben sich wie damals. Zieht sich ja nach Grauert's eigenen Worten „von Luther bis zur Gegenwart“ die Kette von Angriffen gegen die Kirche. Eine Nachprüfung des kirchlichen Urteils über Luther seitens der Katholiken ist der Hauptsache nach ausge-

<sup>1)</sup> Von mir gesperrt.

schlossen, insoferne der Katholik bei aller objektiven unbefangenen Forschung nie zu dem Urteile kommen kann: Luther war ein von Gott gesandter Erneuerer des Christentums. Nun fordert aber Dr. Grauert einen anderen Maßstab, also ein doppeltes Maß für Luther. Dazu hat sich Denifle nicht erschwungen. Ganz richtig hat Dr. Grauert gesehen, daß in Denifles Lutherwerk „gleichsam der treu-kirchliche Ordensmann mit dem abtrünnig gewordenen in erbittertem Kampfe liegt“. Nach Dr. Grauerths Auffassung hat also Denifle diesbezüglich die Forderungen nur ungenügend erfüllt, die an „den ernstesten, objektiven katholischen Historiker“ zu stellen sind.

Anstatt diesen Schluß zu ziehen, weisen wir den anderen Maßstab Dr. Grauerths nicht bloß vom katholischen, sondern vom rein wissenschaftlichen Standpunkte als eine unbillige Forderung zurück. Für uns Katholiken gilt das seit fast 400 Jahren geltende Urteil über Luther und seine Werke, das Leo XIII. in der Kanisius-Enzyklika vom 1. August 1897 aufs neue ausgesprochen hat. In dem auf Geheiß Pius X. 1905 herausgegebenen Katechismus lautet dieses Urteil: *Il protestantesimo o religione riformata, come orgogliosamente la chiamarono i suoi fondatori, è la somma di tutte le eresie, che furono prima di esso, che sono state dopo e che potranno nascere ancora a fare strage delle anime.* Inhaltlich ist hiermit dasselbe gesagt, was in Grauerths Worten lautet: „Luther hat alte Ordnungen weithin zertrümmert und neue Einrichtungen ins Leben berufen.“ Dagegen will aber Dr. Grauert, daß der katholische Historiker „unbefangen“, d. h. doch wohl ohne Rücksicht auf das Urteil der Kirche Luther auch für den Gottesmann mit den Augen der Protestanten ansehe. Buchstäblich wird hiemit gefordert, was Diefenbach 1897<sup>1)</sup> als eine horrende Forderung protestantischerseits in die Worte kleidete: „So weit soll es also kommen, daß die Katholiken auf ihr Urteil über Reformation und Verwandtes verzichten müssen; nur im Schreine ihres Herzens dürfen sie es bewahren“; im öffentlichen Leben hätten sie die Sprache der Protestanten zu führen, sobald es sich um die Reformation handelt.“

Diese Forderung hätte nun freilich Denifle nie erfüllt, auch wenn er noch 100 Jahre gelebt hätte. Wohl hat er unterschieden zwischen Irrtum und zwischen Irrenden. Sein freundschaftlicher und wissenschaftlicher Verkehr mit Männern der verschiedenen Konfessionen hat durch die Tat bewiesen, daß er die Pflicht jedes Katholiken in hervorragender Weise erfüllt hat, bei jedem Andersgläubigen die bonafides vorauszusetzen, ihm womöglich mit größerer hilfsbereiter Liebe entgegenzukommen als den eigenen Glaubensgenossen. Aber da der

<sup>1)</sup> Evangelisches Zeugnis der ehemals freien Reichsstadt Frankfurt a. M. zu Gunsten der päpstlichen Enzyklika über die Kanisiusfeier Frankfurt: S. 7. — <sup>2)</sup> Grauert sagt dafür in den oben angeführten Worten: „... neben dem Maßstabe katholischer Anschauung, die ihm (dem katholischen Historiker) heilig ist“.



Hinweis auf die Wahrheit zumal in religiöser Beziehung selbst der größte Beweis der Liebe ist, hat er in der Lutherfrage sein Urtheil der Hauptsache nach nicht aus falscher Rücksicht auf die Personen von dem der Kirche trennen können. Als Mann der Wissenschaft, der riesenhaft die meisten überragte, war er aber auch imstande zu zeigen, daß nichts Göttliches an Luthers Empörung gegen die Kirche war. Dazu war ihm die Wissenschaft nicht der Wissenschaft wegen teuer, sondern nur als Weg zur Wahrheit und als Mittel, das Leben wahrheitsstreu zu gestalten. Auch das hat er auf der Domkanzel zu Graz 1872 sehr nachdrücklich betont, da er seine Zuhörer also belehrte: „Wer macht aber vollkommene Menschen? Vielleicht die Wissenschaft? Aber nichts wäre lächerlicher als diese Annahme! . . . Fürwahr, meine Zuhörer, es ist was anderes die Wahrheit erkennen, und nach der Wahrheit leben.“ Von diesem feinen Standpunkte aus würde er auch Dr. Grauert's Vorwurf entschieden zurückweisen, daß er seinen Lutherstudien „eine praktische Tendenz“ gegeben habe. In den hohen Regionen der Wissenschaft sich in der Sonne des Gelehrtenruhmes und am Glanze der Forschungsergebnisse freuen, weltfern und unbekümmert um das Wohl und Wehe der Millionen, die zur Wahrheit geführt sein wollen, das hat Denifle schon deshalb nicht fertig bringen können, weil er ein pflichttreuer katholischer Priester war. Er würde daher die scharfe Scheidung Grauert's zwischen Glauben und Wissenschaft nicht verstehen. Gewiß hätte auch er eine neue kritische Ausgabe von Luthers Werken, zu der er ja mehr als einem Lutherforscher beschämende Belehrungen gegeben hat, befürwortet. Dagegen hätte er wohl den Kopf geschüttelt zu den Worten: „Nach erneuter Prüfung, die in der That auf Grund des gesamten, noch vorhandenen einschlägigen Quellenmaterials stattzufinden hat, möge ein neuer Spruch stattfinden, bei welchem weder polemische noch apologetische Rücksichten eine Rolle spielen sollen. Lediglich die reine, lautere Wahrheit soll zu ihrem Rechte kommen.“ Wer sollte diesen letzten Wunsch nicht haben? Es war aber reine, lautere Wahrheit, welche die Kirche, „die Säule und Grundsteine der Wahrheit“, in ihrem Urtheile über Luther der Hauptsache nach verurtheilt hat. Ein höheres Tribunal, das von jeder polemischen und apologetischen Rücksicht frei das Urtheil der Kirche nachprüft, ist aber jedenfalls in den Vertretern der Wissenschaft nicht gegeben. Nach dem Gesagten wird mancher wenigstens das Bedauern vieler Katholiken darüber verstehen, daß der Vortrag des Herrn Professors Dr. Grauert ohne Widerspruch in der Vorstandssitzung der Görres-Gesellschaft gehalten worden ist; das viele Gute und Schöne darin soll dabei nochmals ausdrücklich hervorgehoben werden.

3. Umso mehr sind wir dem Verfasser der dritten oben angezeigten Schrift zum Danke verpflichtet. P. Albert Weiß bietet nämlich darin mit einer Gelehrsamkeit, die mit der Denifles wetteifert, zunächst eine eingehende Beleuchtung der Grauert'schen Forderungen bezw.

Vorwürfe und der Leistung Denisles wie ihrer Schwächen. In seiner Weise nennt er den Namen seines Gegners nie, außer dort, wo er dessen Schrift zusammen mit der Grabmanns lobend anzuführen Gelegenheit hat. An dieser Stelle (S. 41) ist aber bereits die Auseinandersetzung mit „den schweren Vorwürfen von katholischer Seite“ gegen Denisle vorüber. Daraus ergibt sich schon, daß diese schonende Widerlegung Dr. Grauert's nur den geringsten Teil des umfangreichen Buches bildet. Hat man Denisle den harten Tirolerton und zu wenig Sorgfalt auf die Sprache nicht ohne Grund vorgeworfen, so bietet P. Weiß eine klassisch schöne, lichtvolle Darstellung. Unter dieser Rücksicht also darf man einen bedeutenden Leserkreis des Werkes erwarten. Natürlich wäre dieser Vorzug gering, wenn der Inhalt einer solchen Sprache nicht würdig wäre. Allein gerade dieses Inhaltes wegen gehört die Arbeit zum besten, was seit langem über diesen Gegenstand erschienen ist. Mit peinlicher Sorgfalt bedacht, jedes scharfe Wort der Polemik zu vermeiden, hat P. Weiß den Gegensatz zwischen uns Katholiken und dem modernen Protestantismus dargelegt. Die Abschnitte IV und V, welche die Lutherlegende hinsichtlich der katholischen Lehre und der Lehre Luthers beleuchten, dürfen als glückliche Ergänzung von Möhlers Symbolik für die Gegenwart bezeichnet werden. Den Kernpunkt des Ganzen, der auch dem Werke den Namen „Lutherpsychologie“ gegeben hat, enthält der VI. Abschnitt. Mit der Unterscheidung von Luther und Protestantismus hat sich P. Weiß den Weg gebahnt in das Seelenleben des geschichtlichen Luther, das nun auf Grund der geistigen Reliquien des „Reformators“ und aus der Zeit heraus unter die Lupe genommen wird. Hier wird die Hauptfrage beantwortet, ob nämlich Luther durch Denisle, Janssen und Döllinger in der Hauptsache Unrecht geschehen sei. Um nicht wie Denisle die Schattenseiten des Helden einseitig hervorzukehren, entwirft P. Weiß zuerst ein Gesamtbild von Luthers Charakter, bringt dann bei den Einzelheiten Luthers eigentümliche Anlagen und alle mildernden Umstände in Anschlag und kommt so in dem Streben, weder Luther zu nahe zu treten noch Denisle um jeden Preis zu rechtfertigen, zu seinem eigenen selbstständigen Urteil in folgenden Worten: „Man mag mildern, was man kann, dahingestellt sein lassen, was nur immer einen Schatten von Zweifel bietet, und verschweigen, was gar zu kraß ist, dennoch tritt der Charakter Luthers keineswegs vorteilhaft zu Tage. Seine geistigen Gaben bestreitet niemand. Ihn einen „Titanen der Geisterwelt“ zu nennen, ist allerdings eine starke Rhetorik. Seine Arbeitskraft, seine Sprachgewalt, seine Volkstümlichkeit sind Dinge, die man nur mit Bewunderung nennen kann, auch wenn man die Bedeutung und die Gründe seiner Popularität nach ihrer Wahrheit zu würdigen weiß. Aber sein Charakter ist und bleibt eine großartige Verzerrung großartiger Anlagen . . . Luther war der ungewöhnlich beredte Popularisierer der entarteten Scholastik, trotz seiner Unzünstigkeit der

willkommene Handlanger für den kirchenseindlichen Humanismus, das Endergebnis aus dem Jahrhunderte hindurch währenden Kampf des Säkularismus und der Häresie gegen die Kirche und gegen den Glauben; sein Werk war der Keil, der die Christenheit endgiltig spaltete, die Pandorabüchse, aus der die Keime zum modernen Zerfallsprozeß entflohen, die Auflösung der Ehe zwischen Himmel und Erde, ja die völlige Ausrottung des Uebernatürlichen.“

Es ist ein seltener, fesselnder und lehrreicher Genuß, auf dem Wege zu diesem Resultate das Seelenleben Luthers unter der gewandten Führung des P. Weiß kennen zu lernen. Bald nach dem Erscheinen des Buches war deshalb eine zweite Auflage nötig. Dies ist umsomehr zu betonen, als die katholische Presse Deutschlands der „Lutherpsychologie“ gegenüber bis heute eine auffallende Zurückhaltung beobachtete. Für Denifle war es ein herber Schmerz, die hervorragendsten Fachgenossen in Deutschland kühl bis zur Kälte seinem letzten Werke gegenüber zu finden. Es ist ein deutliches Zeichen für eine bestimmte Richtung unter den deutschen Katholiken, daß diese kühle Zurückhaltung der meisterhaften Arbeit des P. Weiß gegenüber fortbauert.

Mit ähnlicher staunenswerter Arbeitskraft wie P. Denifle hat dieser inzwischen die Schlußabteilung des I. Bandes von Denifles Werk in durchgearbeiteter zweiter Auflage herausgegeben. Die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, hat er in der „Lutherpsychologie“ ausgesprochen. Er hatte keinen Grund und kein Recht, das Werk seines großen Ordensbruders wesentlich zu ändern. Die Milderung und Klärung der Sprache aber und mancher Zusatz wie manche Streichung im Inhalte haben den Wert des Werkes nicht wenig erhöht, das trotz aller Angriffe dennoch den Sieg behaupten wird, weil es der Wahrheit dient. Möge dem würdigen Erben Denifles die Herausgabe des II. Bandes bald möglich werden, der mit nicht geringerer Spannung erwartet wird als der erste.

---

## Das schwarze Brett in der Kirche,

ein sicheres Mittel manche Seele zu retten und vielen die einstmalige Glorie zu erhöhen.

Wenn wir die Straßen der Millionenstadt an der Themse durchwandern, so wird uns vielleicht auffallen, daß trotz des unermüdlischen Kennens und Hastens nach Erwerb, nach Geld und Reichtum, nach Genuß und Vergnügen, daß trotz der großen Anzahl von Banken, Theatern und Vergnügungsorten sich in manchem Viertel der Weltstadt eine ziemlich große Anzahl von Kirchen findet, und zwar oft in ganz geringer Entfernung von einander. Sehen wir aber etwas genauer zu, so müssen wir leider gewahr werden, daß fast eine jede Kirche eines solchen Londoner Viertels einer anderen



Sekte angehört. Trauriges Schicksal eines Volkes, welches gewaltsam von seiner Mutter losgerissen wurde! So verschieden aber auch das Glaubensbekenntnis der Besucher jener Kirchen sein mag, so verschieden auch der äußere Stil und Habitus dieser Kirchen ist — in einem Punkte präsentieren sie sich dennoch alle gleich und einheitlich: An der Türe einer jeden dieser Kirchen nämlich oder im Vorgärtchen, dicht an der Straße, befindet sich ein sogenanntes „schwarzes Brett“ und auf diesem liest man:

Morning-prayers 6 o' clock.

Holy communion 8 „ „

Mass 10 „ „ etc.

Der Schreiber dieser Zeilen hat früher selbst einige Zeit in London gewohnt und die soeben angeführte Beobachtung gemacht, und ist theils auf Reisen, theils beim Studium und bei der praktischen Ausübung seines wissenschaftlichen Profanberufes in ziemlich vielen Städten Deutschlands und auch des Auslandes herumgekommen. Erst gegen Ende der dreißiger Jahre seines Lebens hat es eine unverdiente Führung der göttlichen Vorsehung so geleitet, daß er zu seinen früheren Studien noch das der Theologie hinzufügte und zum Priester geweiht wurde. Da es nun aber verhältnismäßig selten vorkommt, daß ein katholischer Priester fast zwei Jahrzehnte als Laie mitten im Getriebe der Welt gelebt hat, so möchte ich bitten, mir zu erlauben, meine priesterlichen Mitbrüder auf ein Bedürfnis der katholischen Laien hinzuweisen, welches ich als Laie selbst sehr empfunden habe und dessen Bestehen mir noch jeder gute Katholik bestätigt hat.<sup>1)</sup> Dieses Bedürfnis betrifft das „schwarze Brett“ vor der Kirche oder in der Kirche mit Bekanntgebung der stattfindenden heiligen Messen und anderen gottesdienstlichen Verrichtungen — jene zweckmäßige und nützliche Einrichtung, von welcher afatholische Konfessionen und auch, wie oben geschildert, sämtliche Londoner Sekten ausgiebigen Gebrauch machen. Die Methode, die Laien mittels Anschläge auf einem schwarzen Brette in der Kirche hinsichtlich Zahl und Zeit der heiligen Messen und Andachten zc. zu informieren, findet sich übrigens auch in fast allen katholischen Kirchen Englands, in vielen katholischen Kirchen Frankreichs und auch in einzelnen Gegenden Deutschlands. Leider ist aber dieselbe bei uns in Deutschland und Oesterreich lange noch nicht so allgemein eingeführt, wie es zu wünschen wäre.

Wir leben nicht mehr in einer Zeit, in welcher es häufig vorkommt, daß sich das Leben eines Menschen an einem einzigen Orte abspielt, sondern die meisten Menschen sind darauf angewiesen, mehr oder weniger oft ihr Domizil zu verändern, und seitdem der Wasserdampf, die Elektrizität, das Benzingas und die durch das Fahrrad

<sup>1)</sup> Auch die deutschen Katholikenversammlungen haben dies wiederholt ausgesprochen.

in potenziierter Weise ausgenützte Muskelkraft des Menschen die Entfernungen der menschlichen Wohnungen, Dörfer und Städte von einander zu einer „quantité négligeable“ herabgedrückt haben, sind viele Leute häufig auf Reisen, die einen mit der Eisenbahn oder elektrischen Bahn, die anderen per Automobil oder Fahrrad. Gar oft verbringt man den Vormittag eines Tages in dieser, den Nachmittag in jener Stadt. Ja, es gibt viele Berufsarten, welche es mit sich bringen, viel reisen und auch solche, welche es erfordern, beständig unterwegs sein zu müssen, und wer nicht beruflich zum Reisen gezwungen ist, der tut es aus Vergnügen. Mit der Tatsache des Reisens muß man also heutzutage unbedingt rechnen. Auch der Priester begibt sich mehr oder weniger häufig auf die Reise, sei es in Erfüllung seiner Pflichten, sei es zum Zwecke des Studiums oder auch zur Erholung.

Was nun aber die Erfüllung der religiösen Pflichten und Übungen betrifft, so ist der Priester auf der Reise dem Laien gegenüber in einem sehr großen Vorteile. Seine heilige Messe begleitet ihn an jeden Ort, wo eine katholische Kirche ist, in jede beliebige Kirche dieses Ortes, an jeden Altar, zu jeder Zeit, wie es ihm gerade paßt, ja sie würde ihn auch begleiten hinauf in das Kirchlein am Schlern oder am Wendelstein. Dabei spendet sich der Priester die heilige Kommunion auf der Reise selbst und wenn er beichten will, so gebraucht er gewöhnlich nur an einer Klosterpforte oder an einem Pfarrhofs anzuklopfen und zu jeder Zeit findet er meistens einen Herrn bereit, welcher seine Beichte hören wird. Alle diese Vorteile genießt der Laie nicht, die Erfüllung der Sonntagspflicht allein ist für den Laien auf der Reise oft nicht so leicht. Mir scheint es deshalb, daß der Laienkatholik, nachdem er unter schwerer Sünde dazu verpflichtet ist, auch auf der Reise an Sonn- und Feiertagen wenigstens eine heilige Messe zu hören, insofern nicht andere Entschuldigungsgründe hinzukommen, das unbestreitbare Recht hat, zu verlangen, daß ihm auf der Reise ein Mittel geboten werde, wie er sich sicher und zuverlässig darüber informieren kann, um welche Zeit er in dieser oder jener Kirche seiner Pflicht genüge leisten könne. Der Laie darf nicht darauf angewiesen sein, hierüber etwa ein altes denkschwaches Weiblein, welches er gerade in der Kirche findet, das ihn aber vielleicht kaum versteht, befragen zu müssen — ja er soll sich nicht einmal in dieser wichtigen Sache auf die Aussage irgend einer Person verlassen, deren Zuverlässigkeit ihm nicht feststeht. Es wäre sicherlich auch zu viel verlangt, dem Laienkatholiken auf der Reise zuzumuten, sich zuerst zu erkundigen, in welchem Lokalblatte der Kirchenanzeiger dieses Ortes erscheint und sodann nach der Redaktion zu gehen und sich dieses Blatt zu kaufen; ebensowenig soll der Fremde gezwungen sein, sich in der Wohnung des Mesners oder im Pfarrhofs Aufschluß holen zu müssen — sondern jeder auf der Reise befindliche Katholik sollte von der zuverlässigsten Quelle selbst,

dem rector ecclesiae. in der Kirche selbst und zu jeder Zeit die Antwort auf seine Frage: „Wann kann ich am Sonntage in dieser Kirche einer heiligen Messe bewohnen“, erhalten. Dies geschieht aber sicherlich am besten und für beide Teile relativ bequemsten dadurch, daß der rector ecclesiae vor der Thüre seiner Kirche oder in seiner Kirche ein sogenanntes „schwarzes Brett“ anbringt, auf welchem er einen diesbezüglichen Anschlag macht. Ich hege die feste Ueberzeugung, zahlreiche Veründigungen gegen das zweite Kirchengebot, welche von Katholiken auf der Reise begangen werden, würden dadurch verhütet, wenn der Katholik sich sagen könnte: „Wo ich auch immer am Samstag Abend übernacht bleibe, insoferne sich eine katholische Kirche an jenem Orte befindet, so werde ich leicht darüber Aufschluß erhalten, wann ich meine religiösen Pflichten und Uebungen am nächsten Tage erfüllen kann; denn der rector ecclesiae selbst informiert mich hierüber durch den Anschlag, welchen ich sicher in seiner Kirche finde.“<sup>1)</sup> Andererseits kann aber dem Laienkatholiken bei den Schwierigkeiten, welche ohne „Schwarze Brett-Information“ für ihn auf der Reise tatsächlich vorhanden sind, der Gedanke kommen: „Wenn man es mir auf der Reise nicht einmal möglich macht, leicht zu erfahren, wann ich meine heilige Messe hören kann, dann wird es mit dem Kirchengebote auf der Reise gewiß nicht so strenge aussehen, deshalb kümmere ich mich auf der Reise überhaupt nichts mehr darum.“ Meines Erachtens wäre aber gerade die relative Erleichterung der Sache durch die Kirchenanschlätze sehr geeignet, im Herzen des Gläubigen vielmehr das Bedürfnis der heiligen Messe groß zu ziehen, sodaß er sich sagt: „Ich kann ohne meine heilige Messe am Sonntage gar nicht sein und wenn es auch trotz des Kirchenanschlages noch einige Schwierigkeiten kostet, ich kann die heilige Messe nicht entbehren.“

Es handelt sich indes nicht allein um die Erfüllung der strengsten Sonntagspflicht. Der katholische Laie soll auf der Reise ohne Grund die Predigt und das Hochamt nicht versäumen und er kann es verlangen, auch hierüber auf dem „schwarzen Brette“ Auskunft zu finden. Außerdem müssen wir Priester bedenken, daß auch gute eifrige Katholiken, welche zuhause täglich die heilige Messe besuchen, auf Reisen gehen und diese würden es bitter empfinden, wenn sie auf der Reise der Gnaden der heiligen Messe am Werkstage ganz entbehren müßten. Andere gibt es, welche zuhause im Drange der Geschäfte am Werkstage keine Zeit finden, einer heiligen Messe beizuwohnen, die aber unterwegs, namentlich auf einer Erholungsreise, recht sehr dazu geneigt sind, an Wochentagen eine heilige Messe zu hören. Wieder andere kommen am Werkstage auf der

<sup>1)</sup> Es liegt mir ferne, hiemit diesbezügliche Bekanntgebungen in den Gasthäusern zu verwerfen. Der Reisende muß sich aber, insoferne er solche nicht findet, des sicheren Anschlages in der Kirche bewußt sein können.



Reise in eine Kirche, um dieselbe zu besichtigen und würden ganz gerne die Gelegenheit benützen, einer heiligen Messe beizuwohnen, wenn sie es durch den Kirchenanschlag erfahren würden, daß etwa in zehn Minuten eine solche beginnt. Mancher neugierige Beschauer, der auf schlimme Irrwege geraten ist, könnte vielleicht auf diese Weise dazu gebracht werden, nach vielen Jahren einmal wieder andächtig eine heilige Messe anzuhören, in welcher er die Gnade der Bekehrung erlangt. Es läge also wiederum am rector ecclesiae, in allen diesen genannten und vielen anderen Fällen mittels des Kirchenanchlages das Beiwohnen einer heiligen Messe auch am Werktage durch Bekanntgebung der Zeiten zu ermöglichen und zu erleichtern.

Wer ferner gewohnt ist, alle Monate oder alle acht Tage zu beichten, den wird es schwer ankommen, wenn er hiezu auf der Reise gar keine Gelegenheit findet. Es ist aber eine harte Zumutung für eine derartige Seele, wenn sie sich am Samstag stundenlang in eine ihr unbekannte Kirche stellen soll, ohne sicher zu wissen, ob und wann ein Beichtvater kommt, zumal auf der Reise die Zeiteinteilung dies oft gar nicht zuläßt. Mir selbst ist es einmal passiert, daß ich auf der Reise einige Stationen extra mit der Eisenbahn fahren mußte, um in ein kleines Städtchen, in dessen Pfarrkirche ich kurz zuvor öfter gewesen war, zu kommen und dorten beichten zu können. Ich traf um 3 Uhr Samstag nachmittags in jenem Orte ein und begab mich sofort zur Kirche. Wenige Minuten vorher waren aber sämtliche Beichtväter schon aufgestanden und fortgegangen, da es an jenem Plage nur üblich war, am Samstag von 2 bis 3 Uhr Beicht zu hören. Ich hatte somit meine Eisenbahnfahrt umsonst gemacht und meinen Nachmittag verloren. Hätte es der rector ecclesiae jener Kirche angeschlagen, daß nur von 2 bis 3 Uhr Beichtgelegenheit ist, so hätte ich es sicher bei meinen früheren Besuchen dieser Kirche gelesen gehabt und hätte mich so eingerichtet, mit einem früheren Zuge in jenem Städtchen anzukommen.

Vonseiten der Mesner kommen übrigens den Beichtpönitenten gegenüber die beispiellosesten Rücksichtslosigkeiten vor. So wurde mir einmal erzählt, daß ein Beichtstuhl angesichts des Mesners, der gerade in der Kirche die Tumba aufrichtete, eine Stunde lang von Pönitenten belagert worden sei, ohne daß der Confessarius erschien. Nachdem schließlich einem Pönitenten die Geduld riß und er auf den Mesner zuing, um ihn zu fragen, wann der betreffende Beichtvater käme, erhielt er nur die cynische Antwort: „Dieser Confessarius kommt heute überhaupt nicht!“ — aber dies den Wartenden von selbst zu sagen, hatte jener Mesner nicht der Mühe wert gefunden. Jeder Beichtvater sollte daher im vorausgesehenen Verhinderungsfalle am schwarzen Brett oder an seinem Beichtstuhle einen Anschlag machen.

Das Bekanntgeben der Beichtgelegenheit in der Kirche scheint mir übrigens vom pastorellen Standpunkte überhaupt unendlich

wichtig und es handelt sich hierbei sicherlich nicht allein darum, die auf der Reise befindlichen Katholiken zu informieren, sondern namentlich auch alle diejenigen hierüber zu unterrichten, welche selten zu den heiligen Sakramenten gehen. Für diese gilt gewiß nicht die allgemeine Annahme: „Sie wissen es sowieso, wann sie beichten können.“ Ja, ich hege die Ueberzeugung, daß auch manche ganz verirrte Seele durch einen derartigen Anschlag zurückgeführt und für die Ewigkeit gerettet werden kann. Wer vielleicht Jahre lang nicht zu den heiligen Sakramenten gegangen ist, der wird sich wohl bei jeder Mahnung des Gewissens zunächst sagen: „Ich weiß gar nicht, wann ich beichten kann.“ Setzen wir nun den Fall, eine derartige unglückliche Seele käme an einer Kirche vorbei, vor deren Türe sich ein „schwarzes Brett“ befände, oder sie würde vielleicht aus Kunstsinne oder Neugierde eine katholische Kirche besichtigen; insoferne ihr Blick auf das Anschlagbrett außerhalb oder innerhalb der Kirche fällt, so ist es psychologisch sehr wahrscheinlich, daß sie jene Bekanntgebungen liest. Hat sie aber einmal so vielleicht ganz unfreiwillig erfahren: „Ich kann am Samstag oder Sonntag um diese Stunde beichten“, — wer würde leugnen, daß nicht schon ein großer Teil der Schwierigkeiten in einem solchen verirrten Zustande für manchen überwunden sei? Eine derartige Seele ist weit davon entfernt, eine brave Schwester oder einen Mesner nach der Beichtgelegenheit zu fragen, aber das „schwarze Brett“ kann ihr die erste Initiative bieten, durch eine reumütige Beichte mit ihrem Herrn und Gott sich auszuföhnen. Außerdem gibt es auch Seelen, welche sich absichtlich an einen fremden Ort begeben, um dorten einem Priester, welcher ihnen ganz unbekannt ist, ein schweres Delikt in der Beichte zu bekennen. Diese werden es sicher gleichfalls als eine große Erleichterung verspüren, wenn sie an jenem Plage nach der Beichtgelegenheit nicht fragen müssen, sondern sie in aller Stille durch den Kirchenanschlag erfahren. Manche sakrilegische Beichte könnte also durch diese Erleichterung ebenfalls unterdrückt werden. Endlich ist auch noch der Vorteil nicht zu vergessen, welcher durch das Bekanntgeben der Beichtgelegenheiten jenen frommen Seelen gewährt wird, welche ihren Beichtvater verloren haben oder aus irgend einem Grunde sich veranlaßt sehen, in einer anderen Kirche einen ihnen konvenierenden Beichtvater zu suchen.

Ich habe weiter oben erwähnt, daß der Priester auch hinsichtlich des Empfanges der heiligen Kommunion dem Laien gegenüber auf der Reise im Vorteile sei. Dies ist überhaupt immer der Fall, weil er keiner zweiten Person hiezu bedarf. Der Laie dagegen, welcher in einer fremden Kirche ist, weiß nicht, um welche Zeit die heilige Kommunion in derselben gereicht zu werden pflegt. Es kommt vor, daß er eine Stunde und noch länger hierauf warten muß, was ihn namentlich an Werktagen beruflicher Geschäfte halber leicht dazu zwingen kann, die Kirche zu verlassen, ohne kommuniziert zu haben. Man sieht es auch nicht selten, daß fromme Katholiken gleich nach

Betreten der Kirche, ohne ein Vorbereitungsgebet zu verrichten, kommunizieren, da in diesem Augenblicke gerade abgesspeist wird und sie nicht wissen, wie lange sie warten müßten, bis sie wieder kommunizieren könnten. Andere knien sich an die Kommunionbank und warten vergeblich, daß man sie abspessen würde. Der messdienende Knabe achtet nicht darauf, weil es eben in dieser Kirche nicht üblich ist, um diese Zeit die heilige Kommunion zu reichen. Und gerade die frommsten Seelen sind es oft, welche in ihrer Bescheidenheit es nicht wagen würden, einen Priester oder den Mesner zu bitten, daß man sie eigens abspesse. Könnten alle diese aber in der Kirche am schwarzen Brette lesen, um welche Zeit „gewöhnlich“ an Sonntagen und an Werktagen die heilige Kommunion gereicht zu werden pflegt, so wären sie aller Schwierigkeiten enthoben, sie würden sich mit ihrer Zeit so einrichten, daß sie auch ein gutes Vorbereitungsgebet auf die heilige Kommunion und ein gutes Dank-  
sagungsgebet zu verrichten imstande wären. Gerade jetzt, nachdem der heilige Vater die tägliche Kommunion so sehr empfohlen, scheint es mir dringend geboten, die Gläubigen über die Zeiten, wann gewöhnlich die heilige Kommunion gereicht wird, zu informieren. Manche fromme Seele ist ihrer beruflichen Tätigkeit halber gezwungen, heute in dieser, morgen in jener Kirche zu kommunizieren. Die Unsicherheit über die Zeiten, wann abgesspeist wird, könnte ihr die fromme Übung aber bald lästig oder unmöglich machen. Ein Vermerk auf dem schwarzen Brette: „Die heilige Kommunion wird gewöhnlich vor den heiligen Messen (oder bei der Priesterkommunion der heiligen Messen) um 6 Uhr, 7 Uhr zc. gereicht, insoferne sich Kommunikanten an die Kommunionbank knien“, würde genügen. Dabei bleibt es jedem Priester unbenommen, ausnahmsweise auch zu anderen Zeiten abzuspeisen.

Endlich wäre es auch wünschenswert, daß man die übrigen in der Kirche stattfindenden Andachten und gottesdienstlichen Vereinigungen, so Mariandachten, Herz Jesu-Andachten, Bruderschafts-andachten zc. am schwarzen Brette angezeigt fände; sicherlich mancher Besucher derselben könnte damit gewonnen werden. Der Vollständigkeit halber möchte ich auch noch daran erinnern, daß in Frankreich und England in den Kirchenanschlägen die in die Woche einfallenden Fast- und Abstinenztage mit aufgenommen sind. Bei uns in Deutschland und Oesterreich müssen allerdings in den meisten Diözesen nach oberhirtlicher Vorschrift die Fastenhirtenbriefe aufgehängt werden. Trotzdem wäre eine Erinnerung an einen einfallenden außerordentlichen Fasttag am schwarzen Brette sehr zu empfehlen.

Ich habe bis jetzt hauptsächlich betont, daß das „schwarze Brett“ in der Kirche für die Fremden und für die auf der Reise befindlichen Katholiken ein großes Bedürfnis sei, es ist aber wohl unstreitig auch das beste und relativ bequemste Mittel, die regelmäßigen Kirchenbesucher über etwaige Veränderungen (ausfallende heilige Messen,



Andachten zc.) in Kenntniss zu setzen. Die wöchentliche Veröffentlichung der Gottesdienstordnung in einer Zeitung, wie es in großen Städten geschieht, mag ja nach wie vor beibehalten werden. Aber ich habe die Erfahrung gemacht, daß in fast allen Städten, wo eine solche erscheint, das einstimmige Urtheil aller guten Katholiken dahin geht: „Auf den Kirchenanzeiger in der Zeitung kann man sich nicht verlassen.“ Der Grund hievon kann darin liegen, daß der Laie bei dieser Informierungsmethode nicht direkt vom rector ecclesiae selbst Auskunft erhält, wie es beim Kirchenanschlag der Fall wäre, sondern, daß durch die unvermeidlichen Mittelspersonen, den Mesner, den Zeitungsredakteur, die Unterbeamten der Redaktion, den Schriftsetzer zc. Irrthümer und Mißverständnisse sich allzu leicht einschleichen können. Anderseits mag aber auch die Gewissenhaftigkeit der Redaktionsbeamten häufig manches zu wünschen übrig lassen. Erst vor kurzem ist es mir vorgekommen, daß der Bedienstete der Zeitungsredaktion, welcher in der Sakristei beim Mesner die Zahl und die Zeiten der am darauffolgenden Sonntag stattfindenden heiligen Messen erfragen sollte, aber vom Mesner noch keinen sicheren Bescheid erhalten konnte, entgegnete: „Auf eine heilige Messe mehr oder weniger kommt es nicht an.“ So mag es allerdings kommen, daß man sich auf den Kirchenanzeiger in der Zeitung nicht verlassen kann. Unter den häufigen Fehlern, welche ich in diesen gedruckten Veröffentlichungen selbst konstatiert habe, möchte ich nur erwähnen, daß ich einmal in dem Kirchenanzeiger einer großen Stadt Deutschlands die kirchlichen Einrichtungen einer Pfarrkirche in der Karwoche „sämtliche“ mit falschen Zeitangaben gelesen habe. Da aber verschuldete und unverschuldete Fehler aus dieser Informierungsmethode nicht leicht vollständig auszuschließen sind, so ist es wohl ein berechtigtes Verlangen der Laienkatholiken, sich sagen zu können: „Ich erhalte ganz sicheren Aufschluß in dieser Angelegenheit vom rector ecclesiae selbst, wenn ich seinen Anschlag in der Kirche lese.“ Aber hiezu gehört, daß das „schwarze Brett“ in der Kirche auch wirklich verläßlich ist, d. h. daß vorausgesehene Abweichungen von dem, was angeschlagen ist, so rechtzeitig wie möglich durch Gegenanschläge bekannt gegeben werden. Sonst würde das „schwarze Brett“ in den Augen der Laien nach kurzer Zeit zu demselben Wert herabsinken, wie es bei den Zeitungsveröffentlichungen der Fall ist, nämlich, man würde sagen: „Man kann sich auf das 'schwarze Brett' nicht verlassen.“ Deshalb möge der rector ecclesiae die Kirchenanschläge selbst machen oder nur durch ganz zuverlässliche Personen besorgen lassen.

Was endlich die Bekanntgabe der Gottesdienstordnung nach der Predigt betrifft, so erreicht dieselbe weder die Fremden, noch diejenigen sicher, welche im Hauptpfarrgottesdienste abwesend sind, ja selbst die Anwesenden werden hiedurch allzuhäufig nur zum Theil informiert, da einerseits der Prediger die Gottesdienstordnung meist mit gedämpfter Stimme vorliest, anderseits manche Kirchen so schlecht

akustisch sind, daß an vielen Plätzen auch von der Predigt nichts verstanden wird. Mißverständnisse sind bei dieser Methode natürlich auch am wenigsten ausgeschlossen.

Hinsichtlich der Allgemeinheit des Bedürfnisses der Kirchenanschläge bin ich mir wohl bewußt, daß dasselbe vorzüglich für Städte, Märkte, größere Dörfer, Wallfahrtsorte, überhaupt für alle Plätze besteht, an welchen mehr oder weniger Verkehr stattfindet. In ganz kleinen abgelegenen Dörfchen könnte man vielleicht annehmen, daß alles, was den Gottesdienst betrifft, durch die vox viva zur Kenntnis der Beteiligten kommt. Mir scheint es aber, daß das „schwarze Brett“ auch in dem kleinsten und von den großen Verkehrslinien abgelegensten Kirchlein es nicht verfehlen würde, Segen und Wohltaten spendend zu wirken. Zunächst würde sich die Grenze zwischen den Orten, in welchen das Bedürfnis noch besteht und in welchen dies nicht mehr der Fall wäre, sehr schwer feststellen lassen. Außerdem gibt es aber heutzutage keine Kirche mehr, die nicht hin und wieder von Fremden besucht würde. Ein armer Handwerksbursche kann am Samstag Abend des Weges kommen und will wissen, wann er am nächsten Morgen in dieser Kirche seiner Sonntagspflicht genügen könne. Ein anderesmal lehnt ein Radfahrer sein Stahlroß an einen Grabstein im Kirchhofe und freut sich, zu lesen, daß er in einer Viertelstunde hier einer heiligen Messe bewohnen könne. Ja, — wenn ich auch fühle, daß mein verehrter Leser ungläubig den Kopf schüttelt — ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß eines Tages ein elegantes Automobil vor jenem abgelegenen Kirchlein hält und die frommen Reisenden wiederum durch den Kirchenanschlag sich persuadieren lassen, eine halbe Stunde für Anhören der heiligen Messe zu opfern. Es könnte ferner auch ein glaubenstreuer Katholik in die Gemeinde jener abgelegenen Kirche gezogen sein und bei gehässigen Protestanten oder glaubensfeindlichen Katholiken im Dienste stehen, sodaß er sich heimlich fort-schleichen muß, um zu erfahren, wann er Gelegenheit habe, seine religiösen Pflichten zu erfüllen. Welche Wohltat für ihn, wenn er dies im Stillen dort an der Kirchentüre lesen kann! Und was das Anschlagen der Beichtgelegenheiten betrifft, so treffen die oben angeführten Vorteile für das Dorfkirchlein fast ebenso zu, wie für die frequentierteste Stadtkirche. Der Hauptgrund aber, warum auch noch in der entlegensten Kirche, in welcher an bestimmten Tagen gottesdienstliche Verrichtungen stattfinden, ein Kirchenanschlag sich finden sollte, ist der, damit ein jeder Katholik sich sagen könnte: „Wo auch immer ich mich befinde, sei es auf der Reise, sei es zum vorübergehenden, sei es zum ständigen Aufenthalte, in einer jeden katholischen Kirche meines Vaterlandes bin ich zuhause. Wenn ich die Kirche betrete, so erfahre ich es sozusagen von selbst, wann eine heilige Messe ist, wann ich beichten, wann ich kommunizieren kann u.; denn

der rector ecclesiae teilt es mir auf dem „schwarzen Brett“ mit.

Zu diesem Bewußtsein dem Laien zu verhelfen, wäre sicherlich billig, nachdem wir Priester, wie oben angedeutet, in diesem Punkte auf der Reise und wo immer wir uns aufhalten, noch viel größere Vorteile genießen.

Um nun weiter auch noch konkrete Vorschläge zu machen, so bemerke ich, daß in manchen Kirchen, in welchen wenig gottesdienstliche Verrichtungen stattfinden und diese selten Veränderungen erfahren, es wohl angängig ist, das „schwarze Brett“ durch einen kleinen Zettel zu ersetzen, auf welchem die Gottesdienstordnung steht. Dieser könnte an dem hiefür bestimmten Plage Wochen und Monate hängen bleiben, bis irgend welche Aenderung eintritt. In großen Kirchen, in welchen häufig Aenderungen vorkommen und oft außerordentliche Andachten und Verrichtungen einfallen, dürfte die in England und Frankreich vielfach gebräuchliche Methode empfehlenswert sein, nämlich jeden Sonntag einen neuen Zettel mit der Gottesdienstordnung für die kommende Woche und den kommenden Sonntag am „schwarzen Brett“ zu befestigen. Außerdem ist aber auch für manche Kirche ein „schwarzes Brett“ im wahren und eigentlichen Sinne des Wortes angezeigt. Es müßte auf demselben die Gottesdienstordnung mit weißer Farbe vorgeschrieben sein, sodaß die Zeiten nur mit Kreide auszufüllen wären. Das Schema hiefür wäre etwa folgendes und könnte dieses auch für die Anschlagzetteln dienen, auf welchen die fett gedruckten Worte vorgedruckt wären:

**Gottesdienstordnung  
in der Anna-Kirche**

1. bis 7. Januar 1907.

**An Sonn- und Feiertagen:**

Amt: 9 Uhr.

Predigt: halb 9 Uhr.

Heilige Messen: 6, 7, 8, 11 Uhr.

Christenlehre: 2 Uhr.

Vesper: 3 Uhr.

Andachten: 5 Uhr Rosenkranz.

**An Werktagen:**

Heilige Messen: 6, 7, 8 Uhr.

Trauerämter: Mittwoch 9 Uhr.

Andachten: 4 Uhr Rosenkranz.

**Beichtgelegenheit:**

Jeden Samstag 3 bis 6 Uhr Nachmittag.

Jeden Vorabend von Feiertagen 3 bis 6 Uhr Nachmittag.

Jeden Sonn- und Feiertag Morgen 5 bis 7 Uhr.

Die heilige Kommunion wird gewöhnlich gereicht bei der Kommunion der heiligen Messen am Sakramentsaltare, d. h. an Sonntagen während der heiligen Messen 6, 7, 8 Uhr,



an Werktagen während der heiligen Messen 6 und 7 Uhr, insoferne sich die Kommunikanten an die Kommunionbank knien.

**Andere Berrichtungen:** Samstag den 5. Zänner 2 Uhr Weihe des Dreikönigwassers.

**Fasttage:** —

Unvorhergesehene Veränderungen können unter der Rubrik: „Andere Berrichtungen“ oder durch einen Gegenanschlag berichtigt werden. Treten für lange Zeit keine Veränderungen ein, so kann statt der Worte „1. bis 7. Januar 1907“ der Vermerk: „Bis auf weiteres“ eingesetzt werden und der Zettel solange hängen bleiben.

In Kurorten und Sommerfrischen, von welchen aus die Kurgäste nach bestimmten, in der Nachbarschaft gelegenen Orten Ausflüge zu machen pflegen, dürfte es sich empfehlen, am „schwarzen Brette“ der Pfarrkirche auch die Gelegenheit für eine sonntägliche heilige Messe in jenen Nachbarorten anzumerken. Manche leichtsinnige Uebertretung des zweiten Kirchengebotes könnte damit verhütet werden.

Insoferne ein Priester auf der Reise sich längere Zeit an einem Orte aufhält, in welchem wenige heilige Messen gelesen werden, so wird er, falls es ihm möglich ist, zu einer bestimmten Zeit zu zelebrieren, sicherlich dankbare Besucher seiner heiligen Messe bekommen, insoferne er dieselbe auch auf dem „schwarzen Brette“ bekannt gibt.

Hinsichtlich des Ortes in der Kirche, wo das „schwarze Brett“ oder der Kirchenanschlag am besten angebracht werden, bemerke ich, daß hiezu natürlich vornehmlich die Vorhalle am Eingange oder eine andere geschützte Stelle an der Außenseite der Kirche geeignet ist, da die Bekanntgebungen hier auch von jenen noch gelesen werden können, die eine gewisse Scheu bekommen haben, die Kirche selbst zu betreten und welchen das halb unfreiwillige Lesen, wie schon weiter oben bemerkt, die erste Initiative zur Rückkehr bieten könnte. Außerdem sind die Kirchentüre selbst oder eine Säule im Innern der Kirche in der Nähe des Eingangs im Interesse der Sache sicherlich geeignete Plätze.

Das segensreiche Wirken der Kirchenanschläge, insofern sie bei uns in Deutschland und Oesterreich allgemein eingeführt würden und dem Laienkatholiken das Bewußtsein geben, daß er in jeder Kirche solche findet, wird wohl nach den vorausgehenden Darlegungen niemand vollständig in Abrede stellen.<sup>1)</sup> Insbesondere möchte ich aber darauf hinweisen, daß durch dieselben auch das männliche Geschlecht zur größeren Beteiligung am Gottesdienste herangezogen würde. Der Mann liebt es nicht, „zu fragen“. Auch im Eisenbahn-Bahnhofe zieht er es vor, die Aufschrift am Bahnsteige oder die am Eisenbahn-

<sup>1)</sup> Nach Abschluß meiner vorausgehenden Darlegungen lese ich die schöne Abhandlung von Dr. Joh. Ernst, Wiesbad: Theol. Monatschrift Passau 1904, pag. 491, 668, welche meine als Laie gemachten Erfahrungen zum Teil bestätigen.

wagen zu lesen und setzt sich dann, ohne ein Wort zu reden, in sein Coupé, wohl wissend, daß dieser Wagen ihn an das gewünschte Reiseziel bringen werde, während das weibliche Geschlecht sich nur allzuhäufig durch vieles Fragen in den unrichtigen Wagen weifen läßt. Ebenso wenig und noch viel weniger will der Mann in der Kirche, und was seine Seelenangelegenheiten betrifft, viel zu fragen haben, sondern er will von der kompetenten Behörde hierüber sicher instruiert werden. Es mag ja hiebei zuweilen auch die Menschenfurcht mit im Spiele sein, welche wir Priester nicht unterstützen sollten. Immerhin können wir es aber zulassen, der Menschenfurcht mancher männlichen Charaktere hiemit nachzugeben, nachdem wir ja wissen, daß unser göttlicher Meister den Nikodemus auch bei der Nacht empfangen hat.

Außer der Aussicht auf pastorellen Erfolg scheint es mir, daß insbesondere die anschlagmäßige Einladung zum heiligen Messopfer für den Priester auch eine gewisse Ehrensache ist. Treten wir nur an eine öffentliche Plakatsäule unserer Städte, — müssen wir nicht beklagen, daß es oft die schimpflichsten und verderblichsten Versammlungen sind, zu welchen hier die Menschen im Dienste des Satans durch dieses in der menschlichen Gesellschaft so wohlbewährte Mittel eingeladen und zusammenberufen werden! Welcher Lärm und welches Geschrei würde entstehen, wenn man es einmal unterlassen hätte, eine das öffentliche Interesse betreffende Versammlung plakatsmäßig bekannt gegeben zu haben! Finden wir nicht im Atrium eines jeden Theaters, jeder Universität, jeder Börse zc. ein schwarzes Brett? Wenn dieses Mittel aber so allgemein und erfolgreich gebraucht wird, dürfen dann wir Priester es bei der glorreichsten Versammlung, der Darbringung des heiligen Messopfers, zu welcher der Sohn Gottes selbst herabsteigt, unangewandt lassen?

Es liegt mir ferne, in den vorliegenden Zeilen irgend einen und auch nur den geringsten Vorwurf ausdrücken oder den die Angelegenheit betreffenden Ordinariatsbestimmungen deutscher und österreichischer Diözesen vorgreifen oder etwa bestehende bemängeln zu wollen. Ich habe anfangs ausdrücklich bemerkt, daß die Größe des besprochenen Bedürfnisses nur dem Priester zum vollen Bewußtsein kommen kann, welcher selbst als Laie Jahrzehnte in verschiedenen Städten und Ländern gelebt, sowie es beim Verfasser der Abhandlung der Fall ist. Der Zweck, welchen ich mit derselben im Auge habe, ist kein anderer, als der, welchen ich in der Uberschrift angedeutet habe. Ich appelliere deshalb mit derselben an den Seeleneifer eines jeden meiner priesterlichen Mitbrüder, der in der Verwirklichung der gegebenen Anregung, daß von den Kirchenanschlagen in allen katholischen Kirchen unseres Vaterlandes Gebrauch gemacht werde, etwas tun kann. Der Lohn, welcher für die geringe Mühe einem jeden in Aussicht steht, ist der, daß einstmals in der Ewigkeit, wo wir es erkennen

werden, an welche Umstände die göttliche Gnade angeknüpft hat, Tausende von Seelen uns gestehen werden, daß das „schwarze Brett“ die Veranlassung war, wodurch sie zuerst zum Empfange der heiligen Sakramente und zur regelmäßigen Beteiligung am Gottesdienste herbeigezogen und so gerettet worden seien, und andere Seelen werden uns erzählen, daß die regelmäßigen und sicheren Informationen durch das „schwarze Brett“ es waren, welche ihnen Freude zur Teilnahme an den religiösen Uebungen einflößten, wodurch sie jenen hohen Grad der Seligkeit erreicht hätten.

Hiermit beabsichtigte ich, meine Darlegungen zu beschließen, da ich glaube, die Dringlichkeit der besprochenen Angelegenheit und die Aussicht auf pastorellen Erfolg hinreichend beleuchtet zu haben. Man könnte aber an mich vielleicht doch noch die Frage stellen: „Wie wäre es möglich, die Anbringung von Kirchenanschlügen in allen katholischen Kirchen Oesterreichs und Deutschlands, in welchen regelmäßige gottesdienstliche Verrichtungen stattfinden, möglichst schnell zur Durchführung zu bringen?“ — Hierzu gibt es natürlich verschiedene Wege. Aussicht auf großen Erfolg würde es sicher bieten, wenn es gelänge, eine Priestervereinigung für Oesterreich und Deutschland zu gründen, die den Zweck verfolgt, die genannte Aufgabe zu lösen und es wäre zu erhoffen, daß derselben ganze Diözesen beitreten würden, in welchen schon diesbezügliche Verordnungen erlassen sind, die aber bis jetzt leider noch sehr wenig pünktlich beobachtet werden. Nachdem es aber wohl doch nicht angängig erscheinen möchte, eine Priestervereinigung einzig und allein zum Zwecke der Einführung des „schwarzen Brettes“ ins Leben zu rufen, so dürfte es vielleicht für richtiger erachtet werden, wenn bestehende Priestervereine, so: Der eucharistische Priesterverein von Bozen, die *Associatio Perseverantiae Sacerdotalis* in Wien &c. es mit in ihre Bestrebungen aufnehmen würden, daß die Mitglieder in den Kirchen ihres Jurisdiktionsgebietes die Kirchenanschlüge einführen, bisher ungenügende ergänzen und sich außerdem bemühen möchten, andere *rectores ecclesiae*, welche den Vereinigungen nicht angehören, von der Nützlichkeit und Notwendigkeit des „schwarzen Brettes“ zu überzeugen. Diese in allen Diözesen verbreiteten Vereine würden sicherlich auch die Unterstützung der einzelnen Ordinariate finden.

Auf diesem Wege dürfte es vielleicht möglich sein, innerhalb verhältnismäßig kurzer Zeit den österreichischen und deutschen Laienkatholiken allgemein die wohlthätige Einrichtung des „schwarzen Brettes“ in den Kirchen zu gewähren, wie sie die englischen Katholiken schon lange genießen.

Dies soll indes nur ein Vorschlag sein, welcher kompetenten Persönlichkeiten vielleicht die Anregung geben könnte, denselben zu vervollkommen oder nach ihrer Erfahrung noch bessere Wege einzuschlagen.

Dr. S.



## Die vergleichende Religionswissenschaft.

Von Dr. Ignaz Wild in Linz.

Wie uns der Dulder Job in den mannigfachen Wendungen lehrt, kann der Mensch die göttlichen Geheimnisse nicht durchdringen. Es gibt deshalb auch keine Wissenschaft, d. h. eine völlige Erklärung der geoffenbarten Religion aus den der Vernunft zugänglichen Wahrheiten. Obgleich sie weit über jede andere Lehre erhaben ist, sagt uns doch der Herr, daß sie der Vater den Weisen und Klugen verborgen und den Kleinen geoffenbart habe. Den Pharisäern gegenüber beruft er sich nicht auf die äußere Schönheit seiner Lehre, wie groß sie immer sein mag, sondern neben den Wundern und Weissagungen auf ihre innere Wirksamkeit.<sup>1)</sup> Ebenso den schon Gläubigen gegenüber: „Wenn ihr in meiner Rede bleibt, so werdet ihr wahrhaft meine Jünger sein, und ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen.“<sup>2)</sup>

Es braucht hier nicht erörtert zu werden, in welchem Sinne die Theologie und besonders die Apologetik eine Wissenschaft ist. Eine vergleichende Wissenschaft der Religionen mit Einbeziehung des Christentums ist aber durchaus möglich. Schon die Väter, der heilige Justinus, Clemens von Alexandrien, Theodoret setzten sich mit dem Heidentum auseinander. Selbst das Buch der Weisheit enthält Kapitel 13 bis 15 einen Exkurs gegen den heidnischen Götzendienst. Der heilige Augustinus zeigt uns in seinen Büchern über den Gottesstaat die zwei um die Weltherrschaft ringenden Reiche, das des Guten und das des Bösen, ersteres durch Judentum und Christentum, letzteres durch die Assyrier und Römer repräsentiert. Die in diesem Werke niedergelegte Geschichtsphilosophie blieb im ganzen Mittelalter herrschend. Zu Ende dieses Zeitalters wurden die alten Systeme, zuerst der Neuplatonismus, dann der Pythagoräismus, Stoicismus usw. wieder belebt, und auch die Reste der altorientalischen und ägyptischen Religionsysteme herangezogen, um die allgemein giltigen Bestandteile der Religion aufzuzeigen. Joannes Picus de Mirandula glaubte in der Kabbala eine glänzende und überaus wirksame Rechtfertigung des Christentums gefunden zu haben. Der Wert ihrer Arbeit besteht jedoch in der Erweiterung der historischen Religionskunde. Durch die Entdeckung Indiens und der neuen Welt eröffnete sich derselben ein neues Feld, dessen Bearbeitung zwar durch die Glaubensspaltung in Europa verzögert, dann aber umso eifriger gepflegt wurde. Das Interesse wendete sich zwar zuerst der körperlichen Erscheinung, der Einteilung in Massen zu, dann ging man zur Sprachforschung, ferner zur Entwicklung des religiösen, sittlichen und wirtschaftlichen Lebens, der Ehe, des Eigentums, des Staates usw. über. Die junge Wissenschaft versuchte sich in den mannig-

<sup>1)</sup> Jo. 7, 17. — <sup>2)</sup> Jo. 8, 31. 32.

fachsten Hypothesen, von denen besonders die über die Ehe weite Verbreitung fanden. Die Ernüchterung ist längst eingetreten, und was die Religion angeht, dürfen wir mit dem Ergebnis wohl zufrieden sein: sie ist als allgemeine, manche sagen sogar wesentliche Eigenschaft aller Völker anerkannt. Niemals in früherer Zeit ist der Beweis dafür in so ausgedehnter Weise geliefert worden. Das ist nicht bloß das Verdienst der mit Unrecht der Voreingenommenheit verdächtigten Missionäre. Msgr. Le Roy sagt darüber im ersten Hefte der Zeitschrift: „Anthropos“: „Man hegt das Vorurteil gegen uns, der christliche Missionär vermöge die heidnischen Religionen nicht richtig aufzufassen und zu würdigen. Er kommt in der Absicht, sie zu bekämpfen und ist darum kein unbefangener Zeuge. Wir sind Fanatiker. . . . Wenn es aber Fanatiker gibt, so sind sie nicht auf unserer Seite. Ja, wir sind zum Studium religiöser Dinge besser als wer sonst immer befähigt, ebenso wie ein europäischer Arzt geeigneter ist als sonst ein Reisender, um die Heilkunde der Eingebornen zu erforschen. Es ist eben unser Fach. Der Missionär wird diesen Dingen schon mehr Aufmerksamkeit schenken; um den Menschen Gutes zu tun, ist die erste Bedingung überall die Liebe zu ihnen. Davon müssen die Glaubensboten beseelt sein, und in diesem Geiste studieren sie die religiösen Anschauungen der Eingebornen. Und es braucht nicht viel Scharfblick, um auch bei den tiefstehendsten Völkern eine Basis zu finden, auf welche sich die Lehren und Gebote des Christentums aufbauen lassen. Dieser Gedanke ist sehr bedeutsam und verdiente eine ausführliche Behandlung. Die Religionen ohne Ausnahme sind gleichsam Ruinen eines gewaltigen Baues, der die Menschheit in ihrem Beginne aufnahm. Man findet seine Grundfesten überall, unter dem dichten Gestrüppe des afrikanischen Fetischismus, wie unter den zierlichen Konstruktionen der Religionen Indiens und Chinas. Der Missionär braucht also nicht alles in Hauch und Bogen zu verurteilen, sondern wie ein Archäolog, der planmäßig und geduldig nachgräbt, soll er das Echte und Ursprüngliche von den Beigaben und Entstellungen einer ziel- und ratlosen Nachwelt zu sondern wissen; und hat er so einen Ueberrest gefunden, so kann er in Ausübung seines Amtes darauf weiterbauen. Oft findet er sogar die hauptsächlichsten Materialien schon bereit: er braucht sie nur zu nehmen und an den richtigen Ort zu setzen; die irrigen Begriffe des Heidentums schwinden dann von selbst.

Ein höheres weltbeherrschendes Wesen, dem Menschen gut-gefinnte, und andere auf sein Verderben sinnende Geister, die Fortdauer der menschlichen Seele, die Notwendigkeit, mindestens die Wirksamkeit des Gebetes, das fast überall geübte Opfer, der Begriff von Sünde, Pflicht und Gerechtigkeit, das und vieles andere sind Anhaltspunkte, die der Missionär vorfindet und nur zu erkennen braucht. Also nicht als Gegner oder mit verächtlicher Gleichgültigkeit stehen wir diesen Erscheinungen gegenüber, sondern mit Interesse und Wohl-

wollen, dem sich zuweilen — und nicht ohne Grund — tiefes Mitleiden beimengt.“ Soweit der als ehemaliger Missionsbischof, Generaloberer der Kongregation vom heiligen Geiste, sowie als gelehrter Ethnologe gewiß kompetente Msgr. Le Roy.

Die Religionsgeschichte hat seit einigen Jahrzehnten ihre Lehrstühle an den Universitäten und ihre Fachzeitschriften, und sie verdient ohne Frage unsere größte Beachtung nicht bloß aus theoretischem Interesse, sondern wegen des Nutzens, den wir daraus ziehen, und des Schadens, den die Gegner uns zufügen können. Äußerte sich doch kürzlich ein Vertreter der Theologie, die Fundamente des Glaubens seien durch die vergleichende Religionsgeschichte zum Teile weggespült worden, natürlich nicht in Wahrheit, sondern im Sinne der Ungläubigen oder der oberflächlichen Beurteiler. Die Gefahr ist nicht gering, weil die Behauptungen der ungläubigen oder dem Unglauben nahestehenden Wissenschaft unter das Volk geworfen werden. Sie ist aber auch alsbald erkannt worden. In den Apologien von Gutberlet und Schanz ist dem Gegenstand ein breiter Raum gewährt. Professor Michelitsch in Graz widmet ihm den größten Teil seiner *Philosophia Religionis*; außerdem haben wir hervorragende Spezialarbeiten von Chr. Pesch, Dahlmann, Hardy u. a.

Was den Nutzen angeht, so besteht er in dem Nachweis der Allgemeinheit und Ursprünglichkeit der Religion, wie schon angedeutet wurde. Dann finden sich manche Einrichtungen, die spezifisch christlich zu sein scheinen, auch in den heidnischen Religionen. Gegen den Spott der falschen Aufklärung läßt sich geltend machen, daß Fasten, Zölibat oder zeitweilige Enthaltksamkeit, Taufe und Beichte, Gebet und eine Art Rosenkranz auch anderswo vorkommen, vieles davon in Tibet, manches in Iran und Mittelamerika. Der frühere Dogmatismus machte nun in neuerer Zeit dem historischen Sinne Platz, der alles Gegebene begreifen will. Das ist aber nur ein Frontwechsel; denn Begreifen heißt soviel, als das Christentum als Produkt der geschichtlichen Entwicklung auffassen. Diese Art des Unglaubens ist zwar etwas duldsamer, solange er nicht das Volk für eine neue Entwicklungsstufe reif hält. Solchen Anschauungen gegenüber müssen wir festhalten, daß unsere heilige Religion viel an sich Natürliches umfaßt und es durch den Glauben in eine höhere Ordnung erhebt. Ich möchte sagen: Aehnlich, wie der Mensch nach einer Seite seines Wesens mit dem Tiere übereinstimmt, nach der anderen es aber wesentlich übertrifft. Die natürliche Religion ist so stark, daß sie niemals entwurzelt wird. Ein atheistisches System wie der Buddhismus, und ein pantheistisches wie der Brahmanismus, verlieren im Volksglauben diesen ihren irreligiösen Charakter. Es kann also nicht anders sein, als daß das Christentum nicht wenige Rüge aufweist, die sich auch anderswo finden.

Die Religion ist, wie der Leydener Professor Holwerda behauptet, überall auf Erden in ihren typischen Formen dieselbe. Bei



den höher entwickelten trifft man da manches, was noch mehr unser Erstaunen erregt, als: inspiriert geltende Bücher, Konzilien, Ordensgelübde, Formen der Sakramente sowie der Heiligenverehrung, die den übrigen nahestehen. Wir wollen auf diese Punkte etwas näher eingehen und zeigen, daß sie den übernatürlichen Charakter des Christentums keineswegs in Frage zu stellen vermögen. Zuerst die heiligen Bücher.

Die Chinesen haben fünf King, „Einschlag“ des menschlichen Lebens und Strebens, die Grundfäden des Gewebes alles Wissens und aller Weisheit; sie gelten ihnen aber nicht für inspiriert, obgleich sie über die anderen klassischen Bücher gestellt werden.

Die Inder glaubten, ihre Vedas seien nicht von Menschen geschrieben, sondern göttlicher Herkunft und im strengsten Sinne des Wortes inspiriert. Von der brahmanischen Theologie werden sie sogar als mythologische und kosmische Größen verehrt. Als später Irrtümer in denselben erkannte, schränkte man die Inspiration auf die religiösen Bestandteile mit Ausschluß der bloß natürlichen ein, gerade so, wie es manche bezüglich der Heiligen Schrift behaupten.

Das heilige Buch der Perser heißt Avesta, d. h. Wissen oder Gesetz. Der „Prophet“ Zarathustra soll es in Gesprächen mit Gott oder mit seinen Geistern erhalten haben, um es den Menschen zu verkünden. Der älteste Teil sind die Gathas, Hymnen, die bei den Opferhandlungen rezitiert wurden. Möglicherweise rühren sie von Zarathustra oder seinen Jüngern her und sie standen bei den alten Persern im höchsten Ansehen.

Der buddhistische Kanon wird Tripitaka, Dreikorb genannt, weil er aus drei Teilen besteht. Der erste enthält die Ordensregeln und Zeremonien, der zweite die Dogmatik, der dritte die Metaphysik. Der Kanon wurde auf mehreren Konzilien festgesetzt. Man kann annehmen, daß einige Aussprüche von Buddha herrühren.

Der Koran besteht aus Reimsprüchen, welche Mohammed als göttliche Offenbarungen mitteilte. In späteren Zeiten faßte man ihn als das ewige unerforschene Wort Gottes, welche bei Gott auf einer wohlverwahrten Tafel existierte und bei Lebzeiten Mohammeds in den unteren Himmel herabgelassen und durch den Engel Gabriel dem Propheten mitgeteilt wurde. Die Frage, ob der Koran erschaffen sei oder nicht, veranlaßte große Streitigkeiten unter den Moslim. Mohammed verstand weder zu lesen noch zu schreiben. Darum ist die von ihm aufgenommene jüdische und christliche Uebersetzung sehr entstellt. Schönheit und Erhabenheit der Sprache ist nur an einigen Stellen zu finden. Mohammed aber schätzte sein Werk so hoch, daß er diese Eigenschaften als Beweis seiner göttlichen Sendung ausgab.

Die Analogie aller dieser für heilig gehaltenen Bücher mit der christlichen Bibel ist geringer als man auf den ersten Blick meinen möchte. Nirgends findet sich der Begriff der Inspiration als einer Einwirkung Gottes auf einen Menschen, wodurch dieser dazu geleitet

wird, ein Buch mit von Gott bestimmtem Inhalte zu verfassen. Am nächsten kommt ihm Mohammed, der seine Aussprüche für göttliche Offenbarungen ausgab. Später schrieb man aber dem Koran eine vorzeitliche Existenz zu. Ähnliches glaubte man in Indien von den Beden; auch abgesehen von phantastischen Theorien, sollen sie nicht von Menschen geschrieben, sondern rein göttlicher Herkunft sein, wie Dr. Lehmann in Kopenhagen angibt.

Der Avesta gilt zwar inhaltlich als geoffenbart; es wird aber nicht gesagt, daß die Abfassung unter göttlichem Einfluß geschehen sei. Buddha glaubte seine Lehre nur von sich selbst zu haben. Seine Sprüche sind also nur die eines weisen, vollkommenen Menschen. Von späteren Geschlechtern wurde er allerdings als Gott angebetet. Die King der Chinesen werden ihres Alters wegen verehrt, es scheint aber nicht, daß sie zur Gottheit in eine nähere Beziehung gesetzt wurden.

Diese Erscheinungen, welchen noch eine und die andere von geringerer Bedeutung beigezählt werden können, haben nichts Auffälliges. Sobald es eine Literatur gibt, liegt es durchaus nahe, sich auch die göttliche Offenbarung in schriftlicher Feststellung zu denken. Das ist so natürlich, daß einige Protestanten den für sie schwierigen Nachweis der Inspiration eben darin suchten, daß wir eines Buches von göttlicher Autorität bedürfen.

Da die buddhistische Kirche nur eine Mönchsgemeinde ist, so sind auch deren Konzilien nichts anderes als Versammlungen von Mönchen, auf denen Fragen der Disziplin verhandelt wurden. Die Fürsten, welche diese Versammlungen ermöglichten, übten wohl auf die Entscheidungen einen großen Einfluß aus. Man zählt drei Konzilien, wovon zwei auf die südliche, eines auf die nördliche Kirche fallen.

In Tibet fand der Buddhismus eine Ausbildung, deren Uebereinstimmung mit katholischen Gebräuchen Verwunderung erregt. Davon läßt sich aber nicht wenig auf das Christentum zurückführen, welches nachweisbar im 6. Jahrhundert durch Nestorianer bis nach China verbreitet wurde. So erklärt sich am besten die Uebung der Beicht vor der Ordensgemeinde, dann eine Art Taufe, Chorgesang, die drei Gelübde, welche aber nur zeitlich sind und den Mönch nicht verhindern, in die Welt zurückzukehren, sobald er sich der Last nicht mehr gewachsen fühlt.

Die Askese, d. h. die Tugendübung, ist keineswegs eine wunderbare Erscheinung. Wir finden sie in Indien, Persien, Griechenland und bei den stoischen Philosophen, und man begreift, daß sie trotz häufiger Verirrungen gemeinsame Züge aufweist.

Von der Askese wenig verschieden ist die Mystik, wenn man darunter das Streben und die Vorbereitung auf eine höhere unmittelbare Erkenntnis des Uebernatürlichen versteht. Da sie sich auch außerhalb des Christentums, so bei den indischen Büßern und bei

mohammedanischen Sufis findet, so muß das wahrhaft Uebernatürliche durch besondere Merkmale von jenen teils natürlichen, teils dämonischen Erscheinungen unterschieden werden.

Es war schon von zwei Sakramenten, der Taufe und der Buße, die Rede. Das größte Sakrament, die heilige Kommunion, war durch das Osterlamm vorgebildet, ein Schimmer der Idee leuchtet uns aber in einem merkwürdigen Gebrauche vieler Naturvölker entgegen. Ueber den Totemismus wurde in letzter Zeit viel geschrieben. Er besteht der Hauptsache nach in der Verehrung einer Tier- oder Pflanzenart seitens eines Stammes oder Clans. Schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts bemerkten die Jesuiten denselben bei den Irokesen in Nordamerika, später fand man ihn bei vielen anderen Völkern und die alten Literaturen enthalten analoge Züge. Häufig behaupten solche Stämme, von ihrem Totem abzustammen oder doch mit ihm verwandt zu sein. Ueber die ursprüngliche Bedeutung sind Ethnologen nicht einig. Salomon Reinach sieht darin eine Hypertrophie des sozialen Instinktes, der sich selbst den Tieren gegenüber geltend mache. Man glaubt an einen geheimnisvollen Pakt des Stammes mit der betreffenden Spezies. J. Capart findet dagegen in der „Revue Néo-Scholastique“ Nr. 47 die Erklärung darin, daß ein Stamm glaube oder vielmehr einmal geglaubt habe (denn die Gebräuche erhalten sich länger als die Ideen), er habe seine Seele, die also kollektiv gedacht wäre, in jener Art von Tieren oder Pflanzen hinterlegt. Die Möglichkeit einer solchen Vergung der Seele außerhalb des eigenen Leibes und damit einer größeren Sicherung derselben wird nämlich vielfach angenommen. Diese Meinung steht der anderen nicht sehr fern; sie erklärt aber besser den Pflanzentotem, weil sich hier ein Vertrag auch in der Phantasie des Wilden schwer denken läßt. Wie dem immer sei, für unseren Gegenstand kommt nur ein besonderer Gebrauch in Frage. Werden nämlich jene Stämme von irgend einer Plage betroffen, so nehmen sie an, ihr Totem habe sich von ihnen abgewendet. Um ihn zu versöhnen, gibt es nun zwei Wege. Entweder bringt man ihm Geschenke, also Opfergaben, oder es wird in einer feierlichen Versammlung ein solches Tier getötet, was sonst durchaus unerlaubt ist, und jeder Teilnehmer genießt ein Stück seines Fleisches. Man glaubt, dadurch die gelockerte Verbindung wieder zu festigen und die in dem geheiligten Tiere liegende höhere Kraft gewinnen zu können. Das ist eine Art Kommunion, wie es auch Capart anerkennt, freilich eine rein fleischliche, wie sie der Herr selbst ausgeschlossen hat. Diese Erklärung hat nichts Befremdliches für den Theologen, der den Sakramenten eine gewisse Sinnbildlichkeit der Gnadenwirkung zuschreibt. Wir brauchen nicht zu glauben, daß solche und ähnliche Zeichen nicht schon vor Christus angewendet worden seien.

Einige Themen der Religionsvergleichung sind in neuerer Zeit mit sehr großer Teilnahme behandelt worden. So das Verhältnis



der babylonischen Religion zum alten Bunde, und das der griechischen Philosophie zum neuen und zur Väterlehre. Darauf einzugehen ist hier nicht möglich. Nur das Verhältnis der Heiligenverehrung zum antiken Heroenkult soll uns noch ein wenig beschäftigen.

Die folgende Darstellung stützt sich auf das vortreffliche Buch des Holländisten Hippolyte Delehaye, „Les Légendes hagiographiques“. 2. Aufl., 1906. Das VII. Kapitel ist überschrieben: „Rémémorances et survivances païennes.“ Obwohl man sich nach dem bereits Gesagten nicht wundern wird, eine Reihe dem Christentum mit den heidnischen Religionen gemeinsamer Symbole und Bräuche zu finden, so gehen doch jene Forscher weit in die Irre, welche mit G. Wobbermin glauben: „Die Heiligen der christlichen Kirche, vor allem die der griechischen Kirche, stellen die gerade Fortentwicklung des griechischen Heroenkults dar. Die Heiligen sind die Heroen der Antike.“ Die Heroen waren sterbliche Göttersöhne, Wohltäter der Menschheit oder die ältesten Führer eines Volkes und durch ihre Kämpfe berühmt. Man verehrte sie besonders an den Stätten ihrer Geburt oder ihrer großen Taten. Jedes Land und jede Stadt hatte seinen Heros und ein Monument zu dessen Ehre. Er wurde vom Volke um seinen Schutz angerufen. Die Uebertragungen ihrer Leiber werden in ähnlicher Weise wie die Uebertragungen der Ueberreste eines Heiligen erzählt.

Die berühmteste derartige Uebertragung betrifft Theseus. Wie uns Plutarch berichtet, ruhte sein Leib auf der Insel Skyros; die Einwohner hielten aber den Ort geheim. Ein delphisches Orakel forderte nun die Athener auf, seine Gebeine zu holen und mit den gebührenden Ehren in der Heimat zu bestatten. Klymion, der Sohn des Miltiades, führte eine Expedition gegen die Insel, eroberte sie und suchte das Grab. Ein Adler bezeichnete ihm die Stelle, indem er mit Schnabel und Krallen dort zu wühlen anfang. Man fand ein großes Skelett mit Lanze und Schwert. Klymion schiffte sich mit der kostbaren Last ein und brachte sie im Triumphe nach Athen. Der Leib wurde im Mittelpunkte der Stadt, nahe beim Gymnasium, beigesetzt, und wie Theseus im Leben gut und hilfreich gegen die Schwachen gewesen war, so wurde sein Grab ein Asyl für die Sklaven und Armen. Der achte des Monats Phyanepsion wurde als Fest zur Erinnerung seiner Rückkehr aus Kreta eingesetzt; man feierte es aber auch am achten der anderen Monate. Dieser ganze Passus könnte mit geringen Aenderungen von mehr als einer Heiligenübertragung des Mittelalters gebraucht werden. Dieselben werden meistens durch eine Mahnung vom Himmel eingeleitet; wunderbare Ereignisse begleiten die Auffindung der heiligen Ueberreste, sie werden vom Volke mit Jubel und Begeisterung aufgenommen. Glänzende Bauten erheben sich über ihrem Grabe, das man als einen Schutz des Landes betrachtet, endlich wird ein Fest zur jährlichen Erinnerung eingesetzt. Dennoch darf man nicht glauben, die Christen hätten dies

alles von den Heiden gelernt. Die Offenbarung der heiligen Leiber durch Engel oder andere übernatürliche Zeichen ist in nicht wenigen Fällen sicher bezeugt, während dies bei den Heiden nicht anzunehmen ist; die feierliche Heimführung samt den weiteren Umständen erklärt sich aber aus der Ähnlichkeit der Umstände, die auch ähnliche Wirkungen herbeiführte. Die Heiligenverehrung ging nicht aus dem Heroenkult, sondern aus dem Märtyrerkult hervor, welcher eine ganz andere theologische Grundlage hat. Im Christentum wurde immer der wesentliche Unterschied, ja der unendliche Abstand zwischen Gott und dem Menschen festgehalten. Da aber die Heiligen Freunde Gottes sind, so war es natürlich, daß man, ohne an die Götter und Heroen zu denken, auf ihre Macht vertraute, sie um Hilfe in Gefahren, um Heilung von Krankheiten bat und ihnen den Dank durch Ehrenbezeugungen abstattete.

Aber nicht bloß im allgemeinen behauptet man das Hervorgehen der Heiligenverehrung aus dem Heroenkult, sondern man glaubt es auch im Einzelnen, nämlich bezüglich der Namen, Orte und Festzeiten nachweisen zu können. Gelzer meint, das griechische Volk habe seine Anhänglichkeit an die alten Götter auch in der christlichen Zeit bewahrt und sich mit einer leichten Aenderung der Namen begnügt, z. B. Pelagia, Marina, Porphyria, Tychon, Achilleios, Mercurios ujm. Das ist aber eine Täuschung. Die Römer gaben nämlich ihren Sklaven und Freigelassenen häufig die Namen griechischer, später auch römischer Götter. Die Griechen folgten dieser Mode, die mit dem Sinken des Polytheismus noch zunahm. Daher die nicht seltenen Namen Hermes, Mercurius, Pallas, Phöbus, die Ableitungen von mythologischen Namen, wie Apollonios, Pegasios, Dionysios u. a. Mehrere Heilige mit solchen Namen sind historisch durchaus sicher, und das müßte genügen, um diesen Verdachtgrund zu entfräften. Andere Namen sind nur scheinbar mythologisch. So ist die heilige Venera nur mittelbar nach der Göttin Venus benannt. Ihr Name bedeutet nämlich Freitag, der im Lateinischen nach dem Planeten Venus benannt ist. Andere Namen erregen freilich, wie Delehaye zugibt, begründeten Zweifel. So verehrte man auf der Insel Korfu eine heilige Kerkyra, die sonst wenig bekannt ist. Man kann den Zweifel nicht unterdrücken, sie sei für Korcyra dasselbe, was Nauplios für Nauplia, Romulus für Rom, Byzas für Byzanz waren. Die Akten der Apostel von Korfu, Jason und Sosipater, worin jene angebliche Heilige eine Rolle spielt, bestärken durchaus diesen Verdacht. Andere Namen scheinen Ehrentitel zu sein, die den Heiligen erst in späterer Zeit beigelegt wurden. Bekannt ist die Legende der heiligen Kimmernis, anderswo Entkommer oder Liberata genannt. Der ursprüngliche Gegenstand der Andacht ist hier offenbar hinter dem Ausdrucke des Vertrauens auf Hilfe in der Not zurückgetreten, und man braucht nicht, wie man es versucht hat, an eine heidnische Göttin zu denken. Andererseits ist zugegeben, daß einzelne

mythologische oder märchenhafte Züge in die hagiographische Literatur, seltener wohl auch in die Volkslegende eindringen konnten.

Die Vertlichkeit verknüpft häufig den christlichen mit dem heidnischen Kultus. Das bedeutet aber nicht die Fortdauer des Alten, sondern den geraden Gegensatz: Die neue Religion griff den Götzendienst in seinen Mittelpunkt an. Cäsar Gallus ließ 351 den Leib des heiligen Martyrers Babylas nach Daphne bringen und erbaute ihm eine Kirche nahe beim Apollotempel. Das Drakel des letzteren schwieg seitdem, und Julian ließ darum die Reliquien des Heiligen wieder nach Antiochien zurückbringen. Ähnlich wie Gallus handelten die Bischöfe an manchen anderen Orten. Als der Götzendienst aufhörte, wurden einige Tempel in Kirchen umgewandelt, wie das Pantheon zu Rom und das Parthenon zu Athen; anderswo stehen die Kirchen auf den Grundfesten früherer Tempel und zeigen so deren Lage an. Auch ist es nicht zu verwundern, daß man dem Donnergott einen Heiligen entgegenstellte, dessen Macht gegen die Ungewitter schon vorher bekannt war, oder auch, daß der in den Besitz eines solchen Ortes eingeführte Heilige schon deshalb gegen Gewitter angerufen wurde.

Das Datum eines Festes muß, wenn man es mit einem heidnischen identifizieren will, an erster Stelle beachtet werden. Man weiß, daß ein Markt oder ein Fest nur sehr schwer auf eine andere Zeit verlegt werden kann, weil das Volk zähe an seiner Gewohnheit festhält. Den Neubefehrten mußte man einen Ersatz für ihre früheren Feste bieten, und vom heiligen Gregor dem Wundertäter wird ausdrücklich erzählt, er habe in dieser Absicht jährliche Versammlungen zu Ehren der Martyrer eingeführt. Dazu war es nicht nötig, sich auch an die gleichen Tage zu halten. Wenn es aber nicht gelang, den Zusammenlauf bei solchen Gelegenheiten abzuschaffen, so blieb nichts übrig, als den Gegenstand desselben zu ändern. So trat die Markusprozession an die Stelle der Robigalia, die zu Ehren des Gottes Robigus um Abwendung des Mehltaues gefeiert wurden. Aber nicht immer liegt die Sache so einfach, wie in diesem Falle. Erstlich war die Zahl der heidnischen Feste sehr bedeutend. In Athen beging man die Feste der Götter nicht bloß jährlich, sondern monatlich. Die Identität des Tages beweist also nicht viel. Man muß aber noch die Abänderungen der Zeitrechnung und die Verschiedenheit der Kalendarien in Betracht ziehen. So vermögen eine Menge Nachweisungen heidnischer Ueberreste im Christentum der Kritik nicht Stand zu halten.

Wir beschließen unseren Rundgang durch die vergleichende Religionswissenschaft, der uns natürlich keinen erschöpfenden Einblick verschaffen konnte und sollte. Ihre Bedeutung ist so groß, daß auch die populäre Apologetik sich mit ihr beschäftigen muß, um dem Mißbrauch der gesammelten Tatsachen entgegenzutreten. Aber auch einen positiven Nutzen haben wir zu erwarten: Die Kenntnis der



allgemeinen und natürlichen Grundlagen der Religion, die Kenntniss der Ausartungen und der Ursachen derselben, nämlich der Leidenschaften, die auch in den aus der Taufe Wiedergeborenen noch wirksam bleiben und daher beständige Wachsamkeit und Abwehr erfordern; endlich den glänzenden Nachweis der Ueberlegenheit der wahren Religion über die falschen, die fast nur irdischen Interessen dienen, während die Kirche den Kampf gegen die Sünde und den Irrthum unentwegt und unter dem offenbaren Beistande von oben fortführt.

## Der Brief des heiligen Clemens von Rom an die Jungfräulichen.

Von H. F. Jos. Viesel, Pfarrer in Taben-Saar.

In der altkirchlichen Literaturgeschichte wird Papst Clemens (90—99?) als Verfasser mehrerer Schriften genannt. Ein Teil dieser Schriften wird als echt angesehen, ein Teil als unecht oder als zweifelhaft echt. Zu letzteren gehören die *Epistulae duae de virginitate*. Diese Briefe hat ein eigenes Geschick betroffen. In alten Zeiten hatte man wohl Kenntniss von ihnen, wie die Nachrichten bei Epiphanius (H. 30 c. 15) und Hieronymus (c. Jov. I. c. 12) beweisen. Später scheint der Text verloren gegangen zu sein, wenigstens im Abendlande. Erst im Jahre 1752 wurde er wieder aufgefunden und in den Bereich der literarkritischen Untersuchung gezogen. Im genannten Jahre fand J. J. Wetstein den Text der *Epistulae* in syrischer Sprache in einer Handschrift der Peschitto des Neuen Testaments vom Jahre 1470 und gab ihn mit einer lateinischen Uebersetzung heraus. Eine Ausgabe des syrischen Textes nebst lateinischer Uebersetzung lieferte auch Beelen (Löwen 1856). Die Uebersetzung Beelens ist in einer durch Welte und Himpel berichtigten Form wieder abgedruckt bei Funk, *opera patrum apostolicorum* vol. II. p. 1—27. (Für diese Angaben vgl. Funk l. c. *prolegomena* und Bardenhewer, *Geschichte der altkirchl. Lit.* I. S. 117f.).

Wie Funk in seinen *Prolegomena* sagt, haben sich verschiedene Gelehrte (Wetstein, Beelen, Möhler, Permaneder, Champigny, Brück, Martigny) für die Echtheit dieser Briefe ausgesprochen; andere (z. B. Vardner, Wenema, Herbst) halten sie für unecht; andere (z. B. Mansi, Zumper, Hefele, Feßler, Alzog) lassen die Frage offen.

Sein eigenes Urtheil drückt Funk mit folgenden Worten aus: „*Mihi epistulae ex his rationibus spuriae esse videntur.*“ (*Proleg.* p. III.) Indem wir in folgendem die Begründung dieses Urtheils beleuchten, nehmen wir auch Rücksicht auf die diesbezüglichen Ausführungen von Bardenhewer (a. a. O. I. S. 113ff.).

Folgende Gründe führt Funk an, weshalb er die Briefe für unecht hält:

I. „Was Epiphanius und Hieronymus über diese Schriften sagen, ist ebenso sehr gegen ihre Echtheit, wie dafür. Wenn nämlich Epiphanius meldet, die Briefe seien in den Kirchen gelesen worden, Eusebius aber und Hieronymus in dem lib. de viris illustr., das er vor dem Buche gegen Jovinian geschrieben hat und in welchem er darauf ausgegangen ist, alle christlichen Schriftsteller nebst ihren Werken aufzuzählen, über sie schweigen, so folgt, daß sie nur in sehr wenigen Kirchen zu Ansehen gelangt sind, denn es ist nicht wahr scheinlich, daß der Vater der Kirchengeschichte und der Verfasser des Kataloges der Kirchenschriftsteller zugleich über Clemens so nachlässig gearbeitet hätten, daß beide diese übrigens so vortrefflichen Briefe vergessen hätten. Also Eusebius, welcher unter den Alten die größte Kenntniss der christlichen Literatur hatte, kennt sie gar nicht; Hieronymus erst zu jener Zeit, wo er gegen Jovinian schreibt.“ (Proleg. p. III.) Am Schlusse der Untersuchung datiert Funk die Briefe also: „Cum Eusebius earum nondum mentionem faciat, eas quarto demum saeculo ineunte scriptas esse suspicari licet.“ (l. c. p. IV.)

Die Funk'sche Beweisführung ist also folgende: Epiphanius sagt, die Epistulae seien in den Kirchen vorgelesen worden; Eusebius und Hieronymus führen sie jedoch nicht an, also sind die Briefe nur in einigen wenigen Kirchen zu Ansehen gelangt.

Hier wäre zu konstatieren, daß Briefe, die zur Zeit Eusebs nur in einigen wenigen Kirchen zu Ansehen gelangt waren, denn doch existiert haben müssen; somit fällt der Grund ex silentio Eusebii fort. Ferner, wenn Eusebius die Briefe nicht anführt, so folgt daraus, daß er sie entweder nicht gekannt hat, oder, wenn er sie gekannt hat, keine Gelegenheit fand, sie zu erwähnen; aber nicht: also sind die Briefe nur in einigen wenigen Kirchen zu Ansehen gelangt. Wenn dann Funk darauf hinweist, Eusebius habe unter den Alten die größte Kenntniss der altchristlichen Literatur besessen, so ist das ganz richtig, auch wenn Eusebius diese Briefe nicht gekannt hat. Funk müßte sagen können: Eusebius hat alle Schriften gekannt, die vor ihm entstanden waren, nun erwähnt er diese Briefe nicht; dann würde sich der richtige Schluß ergeben: also sind diese Briefe zur Zeit Eusebs noch nicht vorhanden gewesen. Wardenhewer kennzeichnet die Kirchengeschichte Eusebs also: „Sie stellt wesentlich nur eine Materialsammlung dar, welche weder auf Vollständigkeit der Berichterstattung, noch auf . . . . Anspruch erhebt.“ (Herder'sche Kirchen-Lex. IV. 1004.)

Daß die Schlußfolgerung: „Also haben die Briefe nur in einigen wenigen Kirchen Ansehen erlangt“ unzutreffend ist, geht auch aus dem hervor, was Funk unmittelbar vorher anführt, nämlich, die Briefe seien in der syrischen Kirche selbst noch im Mittelalter vorgelesen worden, sie seien allen syrischen Schriftstellern tam antiquioribus quam recentioribus bekannt gewesen, ja der syrische Codex, durch den uns die Briefe übermittelt wurden, beweiße, daß sie

großes Ansehen genossen haben, da sie den Schriften des Neuen Testaments angefügt gewesen seien. (Proleg. p. II.)

Unter diesen Umständen rechtfertigt das Stillschweigen des Eusebius die Beschränkung des Ansehens unserer Briefe auf einige wenige Kirchen nicht, noch viel weniger berechtigt es zu der Annahme, diese Briefe seien erst nach Eusebius entstanden.

Junk weist nun mit Nachdruck darauf hin, daß auch Hieronymus in seinen *lib. de viris illustr.* von den Briefen schweigt, wiewohl er darauf ausgegangen sei, alle christlichen Schriftsteller nebst ihren Werken aufzuzählen. Dies wäre ein sehr wichtiges Zeugnis gegen die Existenz und Echtheit der Briefe, wenn die Voraussetzungen zutreffend wären.

a) Daß auch Hieronymus die Briefe nicht erwähnt, erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß die Kapitel über die griechischen Schriftsteller der drei ersten Jahrhunderte (im *lib. de vir. ill.*) sich im großen und ganzen als einen Auszug aus der Kirchengeschichte Eusebs erweisen (Bardenhewer, *Gesch. d. altk. Lit. I. S. 2*), eine Annahme, die Hieronymus selbst als richtig bestätigt: „Eusebius Pamphili in decem ecclesiasticae historiae libris nobis maximo adjumento fuerit.“ (Prologus in *lib. de vir. ill.*) Das Schweigen des Hieronymus ist also kein neues Zeugnis.

b) Junk sagt, Hieronymus sei darauf ausgewiesen, alle christlichen Schriftsteller nebst ihren Schriften aufzuzählen. Daß Hieronymus diese Absicht gehabt hat, kann man nicht leugnen; jedoch er selbst gibt die Möglichkeit zu, daß er Autoren und ihre Werke übersehen hat. „Si qui autem de his, qui usque hodie scripserunt, a me in hoc volumine praetermissi sunt, sibi magis quam mihi debebunt imputare.“ (Prologus in *lib. de vir. ill.*) Ja Hieronymus selbst liefert uns den Beweis, daß er in seinem *lib. de vir. ill.* Werke ausgelassen hat, die er sehr gut gekannt hat. In seinem *lib. c. Jovinianum* erwähnt er die Briefe *de virginitate*. Um dieses Zeugnis des Hieronymus zu entkräften, bemerkt Junk: Hieronymus habe das Buch *de viris illustribus* vor jenem *contra Jovinianum* geschrieben. Wäre das zutreffend, dann wäre dadurch nur der Beweis erbracht, daß Hieronymus mittlerweile eine Lücke in seiner Kenntnis der altchristlichen Literatur ausgefüllt hat. Jedoch die Schrift *de viris illustribus* hat Hieronymus im Jahre 392 abgefaßt und die Schrift *contra Jovinianum* nach Moz (Patrologie S. 391) im Jahre 383, nach Bardenhewer (H. K. L. V. 2030) im selben Jahre 392. Daß Hieronymus in dem Buche *de viris illustribus* etwas oberflächlich gearbeitet hat, darf man danach wohl annehmen. (Für die Beurteilung des *lib. de vir. ill.* als Quellenangabe vgl. Bardenhewer, *Gesch. I. Einleitung S. 2f.*)

Wir kommen nun zu den Zeugnissen des Epiphanius und Hieronymus selbst.



Epiphanius schreibt: „Sunt et alii libri, quibus utuntur (Ebionitae), velut „Petri circuitus“ a Clemente conscripti, qui in libro paucis veris relictis caetera supposuerunt: quemadmodum Clemens ipse omnibus illos modis redarguit iis Epistolis circularibus, quae ab eo scriptae in sacrosanctis Ecclesiis leguntur. Ex quibus constat longe ab iis quae in Circuitibus illis sub ejus nomine adulterina exstant, illius fidem et sermonem abhorruisse. Etenim virginitatem Clemens edocuit, isti repudiant: ille Eliam, Davidem et Sampsonem omnesque prophetas commendat, Ebionitae detestantur.“ (Haer. 30 c. 15.) Aus diesen Worten geht klar hervor, daß die Ebioniten ihre falsche Ansicht in Bezug auf die Jungfräulichkeit durch eine Schrift rechtfertigen wollten, die als Werk des Clemens bezeichnet wurde, von der jedoch Epiphanius sagt, sie sei unecht (sub ejus nomine adulterina exstant); daß sodann sich Epiphanius auf eine Schrift des Clemens beruft, in welcher die Ebioniten ihres Irrtums überführt werden, nämlich auf die Epistolae circulares, quae ab eo (Clemente) scriptae in sacrosanctis Ecclesiis leguntur. Wie jetzt allgemein anerkannt wird, sind diese Epistolae circulares die Epistolae duae de virginitate. Es leuchtet ein, in einem solchen Zusammenhang konnte sich Epiphanius nur auf eine Schrift berufen, die bei Freund und Feind als echt anerkannt war.

Das Zeugnis des Hieronymus läßt ebenfalls keinen Zweifel zu, daß er diese Briefe als echt angesehen hat. Er weist auf sie hin, um die katholische Anschauung von der Jungfräulichkeit zu rechtfertigen, und zwar mit folgenden Worten: „Ad hos (eunuchos) et Clemens, successor apostoli Petri, ejus Paulus apostolus meminit, scribit Epistolas omnemque pene sermonem suum de virginitatis puritate contextuit. . . ,“ (lib. c. Jov. I. 12.)

Da diesen ausdrücklichen Zeugnissen gegenüber das Schweigen des Eusebius nicht geltend gemacht werden kann, so müssen wir vorderhand diesen Zeugnissen Glauben schenken.

II. Wie verhält es sich nun mit den innern Gründen für die Echtheit unserer Briefe, mit andern Worten, läßt die Form oder der Inhalt der Briefe erkennen, daß Epiphanius und Hieronymus Glauben verdienen, wenn sie Clemens als Urheber dieser Briefe bezeichnen oder nicht? Nach Funk sollen die argumenta interna der Autorschaft des Clemens ungünstig sein.

a) Auctor Epistulis multos S. Scripturae locos tacite inserit, cum Clemens in Ep. ad Korinthios, si orationem illam praestantissimam c. 59—61 exceperis, fere semper indicat, ubi aliquid e S. Scriptura desumpsit.

Es ist wahr, daß der Verfasser der Briefe viele Stellen aus der Heiligen Schrift stillschweigend einflicht; es dürfte aber wohl einleuchten, daß dieser Umstand eher für eine Entstehung der Briefe

in den ältesten Zeiten spricht als im vierten Jahrhundert, in das Funk die Briefe versetzt. Es ist aber auch wahr, daß er in einigen zwanzig Fällen die Angabe macht: *dixit Scriptura*, *Dominus noster vocavit*, *prout dixit in Evangelio*, *dicit Apostolus*, *Dominus*, *qui dixit*, *sicut scriptum est*, *praecepit Dominus*, *memores simus efficiati*. Da nun Clemens in seinem Briefe an die Korinther außer an der von Funk angegebenen Stelle (c. 59—61) noch an acht anderen Stellen die Heilige Schrift als Quelle nicht angibt, da ferner der Brief an die Korinther in der Ausgabe von Funk 42 Seiten füllt, die beiden Briefe über die Jungfräulichkeit aber nur 26, so erscheint der Unterschied nicht so groß, daß man bei letzteren an einen anderen Verfasser denken müßte.

b) Einen weiteren Grund für die Behauptung, Clemens könne nicht der Verfasser der Ep. de virg. sein, entnimmt Funk aus der ungleichen Benützung der Heiligen Schrift, die er in beiden Schriften beobachtet. Clemens benutze nur sehr wenige Bücher des Neuen Testaments und sehr selten wörtlich, nämlich aus Matthäus, Lukas und aus dem Briefe an Titus. Zum Beleg verweist Funk auf den Index locorum S. Scripturae vol. I. p. 568 seqq.

Aus diesem Index geht nun hervor, daß Clemens sämtliche Bücher des Neuen Testaments benutzt hat mit Ausnahme des zweiten Briefes an die Thessaloniker, des Briefes an Philemon, des zweiten und dritten Briefes des heiligen Johannes und des Briefes des heiligen Judas. Wir zählen 154 Zitate, von denen Funk nur drei als „wörtlich angeführt“ bezeichnet.

Der Verfasser der Briefe über die Jungfräulichkeit jedoch habe viele Stellen aus dem Evangelium des Matthäus und Johannes und aus fast allen apostolischen Briefen angeführt. Dafür verweist Funk auf den Index locorum s. Scripturae vol. II. p. 358 seqq.

Aus diesem Index kann man ersehen, daß der fragliche Verfasser das Neue Testament in derselben Weise benutzt hat, wie Clemens; er benutzt alle jene Bücher, die auch Clemens benutzt hat, nur der zweite Brief des heiligen Petrus fehlt bei ihm, außer denen, die auch bei Clemens fehlen. Wir zählen 146 Zitate, von denen Funk 105 als „wörtlich angeführt“ bezeichnet. Der einzige Unterschied besteht also darin, daß hier 105, dort nur drei „wörtlich“ angeführt sind. Soll das ein Grund sein, den Zeugnissen des Epiphanius und Hieronymus den Glauben zu versagen?

c) Den dritten Grund formuliert Funk also: „*Stilus auctoris a stilo Clementis potius discrepat quam ad eum accedit*.“ Diesem Grunde gegenüber enthalten wir uns des Urteils; denn halte ich die Briefe für echt, dann werde ich mit dem vermeintlichen Stil unterchied schon fertig, halte ich aber die Briefe für unecht, dann beweist derselbe, daß ich Recht habe.

d) Wir kommen nun zu dem letzten und wichtigsten Grunde, den Funk gegen die Echtheit der Briefe anführt. „Der Autor der

Briefe kennt nicht bloß die Lebensweise, wonach unverheiratete Männer mit Jungfrauen zusammen wohnen, sondern er bekämpft sie auch efr. Ep. I. c. 10; Ep. II. passim. Daraus geht hervor, daß diese Lebensweise bereits entartet war und jene schlimmen Früchte hervorgebracht hatte, von denen erst die kirchlichen Schriftsteller des dritten Jahrhunderts erzählen. „Quae cum ita sint, epistulae non ante saeculum tertium confectae esse videntur.“

Diese Argumentation beruht offenbar auf folgender Voraussetzung: Das Zusammenleben der gottgeweihten Männer und Jungfrauen war in den ältesten Zeiten frei von jeglicher Ungehörigkeit und gab zu keinerlei Klagen Anlaß. Später aber, als der erste Eifer nachgelassen, kamen auch Mißstände zum Vorschein; von dieser Entartung melden uns erst die kirchlichen Schriftsteller des dritten Jahrhunderts. Diese Voraussetzung kann als zutreffend nicht anerkannt werden. Das Wort des göttlichen Heilandes: „Vae mundo a scandalis. Necesse est enim, ut veniant scandala“ (Matth. XVIII, 7) gilt für alle Zeiten, von der Gründung der Kirche an, gefangen bis zum jüngsten Tage. Ein Blick in die Apostelgeschichte und in die Briefe der Apostel belehrt uns, daß bereits in der apostolischen Zeit Aergernisse vorkamen. Diese Tatsache ist wohl so bekannt, daß wir der Mühe enthoben sind, sie im einzelnen nachzuweisen. Es geht darum nicht an, anzunehmen, in den ersten Zeiten seien Mißstände nicht vorgekommen und daraus zu folgern, weil unsere Briefe das entartete Zusammenleben der gottgeweihten Männer und Jungfrauen berücksichtigen, müßten sie in späterer Zeit entstanden sein. Oder wer wollte die Echtheit der Briefe des heiligen Paulus an die Korinther anzweifeln, weil darin große Mißstände, die man in den ältesten Zeiten nicht für möglich halten sollte, gerügt werden? Ferner aus dem Umstande, daß erst die kirchlichen Schriftsteller des dritten Jahrhunderts von solchen Mißständen melden, folgt nicht, daß früher solche Mißstände nicht vorkamen; dies kann auch daher erklärt werden, daß uns aus früheren Zeiten keine Nachrichten darüber erhalten sind.

Nach dieser allgemeinen Bemerkung wollen wir nun die Verhältnisse näher kennzeichnen, welche die Abfassung unserer Briefe veranlaßt haben; genauer, wir wollen mit Hilfe der Angaben, welche uns die Briefe bieten, die drei Fragen beantworten: 1. An wen sind die Briefe gerichtet? 2. Welche Mißstände werden gerügt? Und 3. In welchem Verhältnis steht der Verfasser zu den Adressaten? So gedenken wir eine solide Grundlage zu gewinnen sowohl für die Datierung der Briefe als auch für die Entscheidung der Frage: Ist Clemens der Verfasser?

### § 1. An wen sind die Briefe gerichtet?

Auf diese Frage gibt Bardenhewer folgende Antwort: „Die Briefe wenden sich laut den Eingangsworten des ersten an die



Virgines (fratres) beati und die virgines (sorores) sacrae, die Enthaltamen oder Ehelosen beiderlei Geschlechtes“ (a. a. D. I. S. 114). Die Antwort wollen wir vervollständigen.

In den neun ersten Kapiteln gibt der Verfasser eine ausführliche Belehrung über das Wesen und die Bedeutung des jungfräulichen Lebens. Diejenigen, welche ein solches Leben führen, nennt bzw. bezeichnet er also: „virgines (fratres aut sorores), qui vere statuerunt servare virginitatem propter regnum coelorum . . . ii, qui in veritate virgines sunt propter Deum, oboediunt illi: qui . . . : nam hominem Dei oportet in omnibus verbis factisque suis perfectum esse . . .“ (c. II.) „cui desunt opera . . . virginali statui convenientia, salvari non poterit. . . Quicumque coram Deo spondet se servaturum esse castitatem, omni sancta Dei virtute accingi debet“ (c. III.). Hanc ob causam divellit sese ab omnibus corporis cupiditatibus et non illud „crescite et multiplicamini“ solum recusat . . . utriusque sexus virginibus, ob sublimem illam et heroicam professionem daturus est Deus regnum coelorum sicut sanctis angelis“ (c. IV.). „Si igitur omnia haec (scil. mercedem in coelis) desideras, vince corpus, vince carnis libidines, vince mundum in spiritu Dei . . . vince satanam per Jesum Christum, qui te roboraturus est auditione verborum suorum et divina eucharistia. Tolle crucem tuam et sequere eum, qui te mundavit, Jesum Christum Dominum tuum.“ (c. V.) „Illi ergo qui Christum imitantur, strenue ipsum imitentur . . . Itaque nemo, qui virginitatem profitetur sive frater sive soror, salvari poterit, nisi sit omnino sicut Christus et sicut illi, qui sunt Christi.“ (c. VII.)

Dieses Ideal, das gottgeweihte Personen an sich verwirklichen sollen, bezeichnet er nun als das Ideal, dem die zustreben, an die er schreibt: „Persuasum autem nobis est de vobis, fratres, ea vos cogitare, quae ad vitam vestram requiruntur.“ (c. X.)

Die Adressaten sind, das geht aus den angeführten Stellen klar hervor, gottgeweihte Personen beiderlei Geschlechts, Personen, welche sich der christlichen Vollkommenheit im vollsten Sinne des Wortes befleißigen.

Bardenhever gibt nun den Inhalt des 10. - 13. Kapitels und des zweiten Briefes also an: „Es folgen nun Verhaltensmaßregeln für die Enthaltamen, welche in verschiedenen Warnungen vor dem Zusammenleben beider Geschlechter und vor dem Müßiggange gipfeln. (c. X. XIII.) Der zweite Brief setzt diese Mahnungen fort.“ (a. a. D. S. 115.) Bei einer solchen Inhaltsangabe entsteht notwendig im Leser die Meinung, es handle sich in diesen Briefen nur um gottgeweihte Personen und um Verfehlungen gegen die Virginitas.

Die Adressaten besaßen, was ganz übersehen worden ist, was aber für die Beurteilung der Sache höchst wichtig ist, die Charismen,

jene wunderbaren Gaben des heiligen Geistes, durch welche die eben gegründete Kirche verherrlicht wurde. Folgende Stellen lassen über diese Tatsache keinen Zweifel aufkommen: „Verumtamen si accepisti sermonem scientiae aut sermonem doctrinae aut prophetiae aut ministerii, laudetur Deus, qui largiter opitulatur omnibus, qui omnibus dat nec opprobrat. Illo igitur charismate, quod a Domino accepisti, illo inservi fratribus pneumaticis, prophetis (inquam), qui dignoscant Dei esse verba ea, quae loqueris, et enarra, quod accepisti charisma in ecclesiastico conventu ad aedificationem fratrum tuorum in Christo.“ (c. XI. 10.) Großen Lohn verspricht er denen, qui fratribus suis inserviunt per charismata, quae illis a Domino sunt donata.“ (c. XII. 6.) Diese beiden Stellen mögen hier genügen; im nächsten Paragraph bietet sich Gelegenheit, unsere Behauptung noch weiter zu erhärten.

## § 2. Welche Mißstände werden gerügt?

Hatte man bisher den Charakter der Adressaten unvollständig gekennzeichnet, so war eine unrichtige Bezeichnung der Mißstände die notwendige Folge, in dem Sinne nämlich, als die Vermutung nahe gelegt wurde, die Briefe tadelten nur Verfehlungen gegen die gelobte Jungfräulichkeit. Vardenhewer schreibt in dieser Beziehung: „Das Institut der inmitten der Welt, ihrer Familie und ihrer Mitbürger lebenden Asketen ist in der fraglichen Gegend bereits in einem bedenklichen Zustande der Entartung begriffen. Insbesondere hat die seltsame Sitte der Seelenbräute (*γυναικες συνεπισκευτοι*, *virgines subintroductae*) (diese Ausdrücke sind nicht den Briefen entnommen) schon Wurzel geschlagen und schon traurige Früchte gezeitigt. Männliche Asketen wohnen mit gottgeweihten Jungfrauen in einem Hause zusammen, ziehen mit denselben im Lande umher, geben sich bei den gemeinsamen Mahlzeiten großer Ausgelassenheit hin.“ (a. a. O. S. 116.) Diese Inhaltsangabe bezieht resp. stützt sich nur auf c. X.; es müssen aber auch noch die Kapitel XI—XIII und von dem zweiten Briefe die Kapitel I—VI berücksichtigt werden.

Nachdem der Verfasser den Adressaten das Zeugnis ausgestellt hat, daß sie mit ihm den gleich hohen Begriff von der Jungfräulichkeit hätten, wendet er sich an diejenigen, welche seinen Tadel verdienen. Dieser Tadel bezieht sich nicht auf alle *fratres et sorores*, sondern nur auf einige aus ihnen (*de impudentibus quibusdam hominibus alii — alii — alii*) und diese werden in vier verschiedene Klassen eingeteilt.

1. „Verum ita loquimur de iis, quae loquimur, ob malos (qui nunc currunt) rumores de impudentibus quibusdam hominibus, qui sub pietatis praetextu cum virginibus (in eadem domo) habitant et periculo sese obiciunt aut soli cum illis deambulant per viam et solitudinem, viam periculis plenam et plenam offen-

diculis et laqueis et foveis; cujusmodi agendi ratio Christianos et viros religiosos prorsus dedecet.“ Der Verfasser tadelt also jene, die sich durch ihren allzu freien Verkehr mit gottgeweihten Jungfrauen Gefahren aussetzen und die üble Nachrede anderer hervorrufen. Auf diesen Punkt kommt er in dem zweiten Briefe besonders zu sprechen, indem er ausführliche Anweisungen gibt, wie der Verkehr mit anderen, nämlich nicht bloß mit gottgeweihten Jungfrauen, sondern auch mit Gläubigen beiderlei Geschlechts und mit den Heiden einzurichten sei, damit das Anstößige vermieden werde. (Ep. II. c. I – VI.) Diese Ausdehnung seiner Vorschriften auf den Verkehr mit Gläubigen überhaupt und mit den Heiden läßt erkennen (wie wir nachher genauer hören werden), daß das Aergernisse nicht auf dem Gebiete der incontinentia allein, sondern auch auf anderen Gebieten vorkam.

2. „Alii autem in accubitis edunt et bibunt cum illis, cum virginibus et cum sacratis lascivam inter licentiam multamque turpitudinem.“ Diesen wirft der Verfasser Verstöße gegen die gottgelobte Jungfräulichkeit vor, denn er fährt fort: „id quod fieri non debet inter fideles et minime inter illos, qui virginales statum sibi elegerunt.“

3. Alii autem congregantur ad vanam futilemque confabulationem et ad ridendum atque ut male alii de aliis loquantur et venantur sermones alii contra alios et sunt desidiosi: cum quibus ne cibum quidem sumere vobis permittimus.“ Hier handelt es sich offenbar um Verstöße gegen die christliche Nächstenliebe, die in leichtfertigen und böswilligen Reden bestehen.

4. „Alii autem circumeunt per domos virginum fratrum aut sororum, sub praetextu visitandi illos aut legendi Scripturas aut exorcizandi eos aut docendi.“ Indem der Verfasser mit dem an letzter Stelle genannten sub praetextu . . . docendi beginnt, schildert er diesen Mißbrauch also: „Istiusmodi homines . . . otiosos venantes sermones deque domo in domo eos deferentes cum multa exaggeratione absque timore Dei: et ad haec omnia, impudentes ut sunt, docendi praetextu varias doctrinas tradunt. Atque utinam veras traderent doctrinas, tum o beati illi. Nunc vero triste hoc ibi adest, quod non intellegunt, quid velint (docere) et affirmant ea, quae non sunt. Nempe doctores esse volunt et disertos sese ostendere, iniquitatem negotiantes in nomine Christi.“ Daß mit diesen doctores jene gemeint sind, welche das Charisma hatten, geht aus den Stellen der Heiligen Schrift hervor, die der Verfasser hier anführt (Jac. I. 5; I. Cor. XII. 5 – 10; XIV. 29. 37. 26.) und aus seinen eigenen Worten: „Verumtamen si accepisti sermonem scientiae aut sermonem doctrinae . . . illo igitur charismate, quod a Domino accepisti . . .“ (c. X. 10).

Die Mißbräuche, welche bei Anwendung des Exorcismus vorkamen, bestanden darin, daß einzelne Exorcisten „verbis splendidis multisque, studio compositis atque praeparatis in eum finem, ut



hominibus appareant eloquentes ac felicis memoriae ihre Eitelkeit und ihren Hochmut verrieten. Weil sie verba terribilia, quibus homines terrificant, proferunt non vero agunt ibi cum vera fide secundum Doctrinam Domini, nuge ihre adjuratio den Besessenen nichts. Itaque jejunio et oratione exorcizent illos, non vero verbis elegantibus sciteque compositis atque digestis, sed sicut homines, qui a Deo acceperunt charisma sanandi (gratis accepistis, gratis date) confidenter ad laudem Dei. . . .

Mit Rücksicht auf andere Mißbräuche, die beim Besuchen von Kranken vorkamen, sagt er: „Sie adeamus fratrem aut sororem aegrotantes eosque invisamus eo modo, quo hoc fieri decet: sine dolo et sine pecuniae amore et sine tumultu et sine garrulitate et sine agendi ratione, quae sit a pietate aliena et sine superbia, sed cum animo demisso et humili Christi. . . .“ Atque hac in re versemur absque offensione, nec quidquam faciamus cum discrimine personarum aut quasi pudorem aliorum verum pauperes diligamus tamquam Dei servos atque illos imprimis visitemus.“ (c. XII. 4 und 8). Hier tadelt er also hauptsächlich die Geldgier und die Bevorzugung der Reichen.

Schließlich erklärt er es für nützlich, die Brüder im Glauben an den einen Gott zu stärken, niemanden zu beneiden und in der Furcht des Herrn das Werk Gottes zu vollbringen (quotquot opus Dei operentur, in timore Dei opus Domini faciant). Mit diesem letzten Ausdruck scheint der Verfasser die Ausübung aller Charismen zu bezeichnen. Er fordert nun zum Gebete auf, damit der Herr der Ernte Arbeiter senden möge und nachdem er gesagt hat, wie beschaffen diese Arbeiter sein sollen, gibt er eine Zusammenfassung seiner Ausstellungen, indem er die ungeeigneten Arbeiter also kennzeichnet: „non operarios, qui mercenarii sint, non operarios, qui religionem et pietatem pro mercibus habeant, quibus negotiantur; non operarios, qui ventri suo inserviant, non operarios, qui benignis et blandiloquis sermonibus decipiant corda simplicium; non operarios, qui simulent filios lucis cum non sint lux, sed tenebrae, quorum finis interitus est; non operarios, qui operentur iniquitatem et malitiam et fraudem; non operarios dolosos, non operarios ebriosos et infideles; non operarios, qui Christum in negotio et quaestu habeant neque deceptores neque pecuniae amatores neque litigiosos.“ (c. XIII, 5.)

Diese Schilderung der Mißstände wird vervollständigt und näher bestimmt durch die Verhaltensmaßregeln, die der Verfasser in den sechs ersten Kapiteln des zweiten Briefes gibt. Er stellt seine Lebensweise als vorbildlich für die Adressaten hin: „Volo autem cognoscatis, fratres, quaenam sit in illis locis, ubi nos versamur, nostra omniumque fratrum nostrorum vivendi ratio in Christo: et si ea vobis in timore Dei placuerit, vos quoque eo modo vitam vestram in Domino instituite. Nos igitur Deo nos ad-

juvante nosmet ita gerimus: cum virginibus non habitamus nihilque nobis in communi est cum ipsis: cum virginibus neque edimus neque bibimus et ubi dormit virgo, ibi non dormimus nos. Neque lavant nostros pedes mulieres neque ungunt nos et omnino non dormimus ibi, ubi somnum capit puella innupta aut Deo sacrata et ne pernoctamus quidem ibidem, si haec sit sola quamquam in alio aliquo loco.“ (c. I. 1 — 2.) Diese allgemeinen Regeln wendet er auf die verschiedenen Verhältnisse an, wie er sie auf seinen Reisen findet. Er schildert sein Verhalten:

1. Wenn er in eine Ortschaft kommt, wo sich ein Bruder (frater Deo sacratus) findet; dann übernachtet er bei ihm, zumal wenn dieser ein Asceta ist (c. I. und II.);

2. wenn er in eine Ortschaft kommt, wo nur verheiratete Christen sind; er teilt ihnen die oben angegebenen Grundsätze mit und bittet, ihn demgemäß aufzunehmen (c. III.);

3. wenn er in eine Ortschaft kommt, wo kein christlicher Mann ist, wohl aber christliche Frauen und Mädchen; er wählt sich dann eine Matrone aus, quae et senili aetate et morum gravitate omnes antecellit, die ihm alles besorgen soll und wenn es Zeit zum schlafen gehen ist, das Haus verlassen muß;

4. wenn er in eine Ortschaft kommt, wo nur eine einzige christliche Frau sich befindet; er setzt dann seine Reise fort und bleibt nicht dort;

5. wenn er in eine Ortschaft kommt, wo keine Christen, sondern nur Heiden sind; dann sorgt er dafür, daß man ihn nicht als einen Heiden ansieht, noch auch, daß er als Gläubiger den Menschenkindern ähnlich sei: „Dei laudes celebremus cum omnimoda disciplina . . . cultum sacrum non exercemus ibi, ubi gentiles inebriantur et verbis impuris in conviviis suis blasphemant in impietate sua. Propterea non psallimus gentilibus neque Scripturas illis praelegimus, ut ne tibicinibus aut cantoribus aut hariolis similes simus, sicut multi qui ita agunt et haec faciunt, ut buccella panis saturent sese et propter modicum vini eunt et cantant cantica Domini in terra aliena gentilium ac faciunt quod non licet.“ (c. VI. 3.)

Zum Schlusse weist der Verfasser auf Beispiele hin, nämlich auf den ägyptischen Josef, Samson, David, Amnon und Thamar, Salomon, die Ältesten bei Suzanna, die Propheten, Apostel und Christus, um zu zeigen, quam multi viri et quinam perierint per mulieres, item quam multae feminae et quaenam perierint per viros, ex assiduitate, qua assidui erant apud invicem. Porro . . . quam multi et quinam viri cum viris commorati sint toto vitae suae tempore et ad finem usque una permanserint in operationibus castis, immaculati. (c. VII — XV.)

### § 3. In welchem Verhältniß steht der Verfasser zu den Adressaten?

Ueber die Persönlichkeit des Verfassers macht Bardenhewer folgende Angaben: Der Verfasser, selbst Asket in einer andern, vermutlich benachbarten Landschaft, ist keineswegs gewillt, den Adressaten zu schmeicheln. Im Gegentheil, er hat von Mißständen gehört, welche in dem Kreise der Adressaten eingerissen sind und er legt alles Gewicht darauf, die Aergernisse zu beseitigen und er nimmt keinen Anstand, ernste Wahrheiten zu sagen und scharfe Rügen zu erteilen. Er ist augenscheinlich ein im Streben nach Vollkommenheit ergrauter und aus reicher Erfahrung schöpfender Geistesmann.“ (a. a. D. S. 115.) In dem Texte selbst wird der Verfasser nicht genannt. . . . Bischof war er nicht, weil er nicht befehlt, sondern ermahnt, und bittet und beschwört. (2. 1, 1; 6, 4; 16, 1.) Noch weniger kann ein Papst in Frage kommen. (a. a. D. S. 116.)

Wenn der Verfasser nur ein „Asket einer benachbarten Landschaft“ gewesen wäre, wenn ein Bischof oder Papst nicht in Frage kommen kann, wie soll man sich dann das Verhältniß des Verfassers zu den Adressaten denken? Wenn der Verfasser jeglicher amtlicher Autorität über die Adressaten entbehrte, wie konnte er bei noch so großer persönlicher Vollkommenheit es unternehmen, gegen die oben geschilderten Mißstände aufzutreten? Müßte er sich nicht sagen, Männer, die auf solchen Abwegen sich befinden, werden deinen, wenn auch noch so berechtigten Ermahnungen kein Gehör schenken? Müßte er sich nicht sagen, du greiffst in die Machtbefugnisse des kirchlichen Obern ein? Der ganze Zweck des Schreibens fordert unbedingt als Verfasser eine Person, die eine Autorität besaß, die über jeden Zweifel erhaben und die in ihrem Amte begründet war.

Die Ausdrucksweise in den Briefen bestätigt diese Annahme. Gleich anfangs, wo er eine Belehrung über die Erhabenheit des gottgeweihten Lebens gibt, spricht er in einer Weise, die nur einer Person zukommt, welche die kirchliche Lehrgewalt besitzt.

„Unicuique virginum fratrum aut sororum, qui vere statuerunt servare virginitatem propter regnum coelorum, necessarium est coelorum regno usquequaque dignum esse.“ (c. II. 1.)

„Nam hominem Dei oportet in omnibus verbis factisque suis perfectum esse adornatumque in sua ratione agendi omni-modi honestate atque ordine et recte facere opera sua omnia.“ (c. II. 5.)

„Nomen autem fidelis solum sine operibus non introducet in regnum coelorum, si quis autem fuerit fidelis in veritate, is salvari potest.“ (c. III. 1.)

„Nam eo, quod nomen virginis cuiuspiam fuerit, si desunt illi opera praecellentia et pulchra et virginali statui convenientia, salvari non poterit.“ (c. III. 2.)



„Ex fructibus suis unaquaeque arbor cognoscenda est. Attendite ad id quod dico! Dabit tibi Deus intellectum. Quicumque coram Deo spondet se servaturum esse castitatem, omni sancta Dei virtute accingi debet.“ (c. IV, 4, 5.)

„Itaque nemo, qui virginitatem profitetur, sive frater sive soror, salvari poterit, nisi sit omnino sicut Christus et sicut illi, qui sunt Christi.“ (c. VII. 2.)

Wo er den Tadel über die verschiedenen Mißstände ausspricht, gebraucht er zwar die Form: „Lasset uns . . .“; jedoch damit spricht er keinen Wunsch oder Bitte aus, sondern einen strengen Befehl. Wenn er z. B. sagt: „Timeamus ergo iudicium, quod imminet doctoribus, grave enimvero iudicium subituri sunt doctores illi, qui docent et non faciunt“ (c. XI. 8.), so heißt das denn doch mehr als einfach: „Lasset uns das Gericht fürchten!“ es heißt: „Ihr müßet das Gericht fürchten.“

Im zweiten Briefe stellt er seine und seiner Brüder vivendi ratio in Christo den Adressaten als Vorbild hin und sagt: „si ea vobis in timore Dei placuerit, vos quoque eo modo vitam vestram in Domino institute“ (c. I. 1.) und schließt: „quae cum ita sint, petimus a vobis, o fratres nostros in Domino, ut haec observetur apud vos sicuti apud nos.“ (c. XVI. 1.) Nur ein Vorgesetzter kann sich damit begnügen, auf seine eigene Lebensweise hinzuweisen und dann bitten, daß man ihm nachahme. So hat der heilige Paulus sich und die Vorgesetzten als Vorbilder hingestellt. wenn er sagt: „Ipsi enim scitis quemadmodum oporteat nos imitari“ (II. Thess. III. 7.) und Mementote praepositorum vestrorum, qui vobis locuti sunt verbum Dei, quorum intuentes exitum conversationis, imitamini fidem.“ (Heb. XIII. 7. cfr. I. Cor. IV. 6; Phil. III. 17.)

Nur ein Vorgesetzter kann schreiben: „Quapropter nemini prorsus permittimus, ut commoretur apud maritatum, multo minus ut quis cum sacrata Deo virgine cohabitet.“ (II. c. IX. 2.) „Vos non ita facietis (es ist das Verhalten jener gemeint, welche vor Heiden sich ihrer Charismen bedienen) fratres, obsecro vos, fratres, haec ne agantur apud vos, sed deponite illos, qui sic gerere se volunt turpiter et abjecte. . . . Obsecramus autem vos (cfr. Rom. XII. 1.; XV. 30.; 1. Cor. I. 10.; XVI. 15.; II. Cor. II. 8.; X. 1.; Gal. IV. 12.; Eph. IV. 1.) o justitiae nostrae fratres, ut haec ita apud vos fiant, quemadmodum apud nos in exemplum scilicet tam eorum, qui crediderunt quam illorum, qui deinceps credituri sunt. . . . Vos enim estis gaudium nostrum et corona nostra et spes nostra et vita nostra, si statis in Domino.“ (II. c. VI. 4 – 5.)

Wenn noch ein Zweifel an dem Charakter des Verfassers bestehen sollte, diese letzten Worte beseitigen ihn; indem nämlich der Verfasser die Worte des heiligen Paulus an die Thessalonicher

(I. II. 19.) und an die Philippenfer (IV. 1.) gebraucht, gibt er zu erkennen, daß er in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Adressaten steht, wie der heilige Paulus zu den Thessalonichern und den Philippenfer stand, und das war ein anderes als das eines „Nachbarn“.

Nun sind wir wohl in der Lage, die Frage zu beantworten, wann wurden diese Briefe verfaßt? Funk und ebenso Bardenhewer glauben folgende Antwort geben zu sollen: „Unsere Briefe berücksichtigen Verhältnisse, die erst im dritten Jahrhundert von den Vätern beklagt werden und darum scheinen sie vor dem dritten Jahrhundert nicht verfaßt zu sein.“ (*Quae cum ita sint, epistolae non ante saeculum tertium confectae esse videntur. II. p. IV.*); sie setzen sie ins Ende des dritten oder in den Anfang des vierten Jahrhunderts.

Welche Väter gemeint sind, die diese Klagen vorbringen, wird nicht gesagt; es kann sich jedoch nur um den heiligen Cyprian und die Väter des Konzils von Antiochien (anno 269) handeln.

Der heilige Cyprian fällt in seiner Epistula IV. (ed. Hartel) ein Urteil über pflichtvergeßene Jungfrauen. Um den Gefahren der Verfolgung auszuweichen, so scheint es, wohnten einige gottgeweihte Jungfrauen mit Männern zusammen, von denen einer ein Diakon war; dieses Zusammenleben wurde die Gelegenheit zur Sünde.

Auf der Synode von Antiochien wurde Paul von Samosata auch deswegen verurteilt, weil er, wie es in dem Synodalschreiben heißt, mit Synecisakten gelebt, dasselbe bei seinem Klerus geduldet und wenn man auch zugeben könnte, daß er nichts Schlimmes begangen habe, so erzeuge eine solche Lebensweise immerhin Verdacht und bilde ein Hindernis, wenn etwa gegen andere wegen derselben einzuschreiten sei.

Wie man sieht, ist hier nirgends die Rede von einem Mißbrauche der Charismen, der infolge des Verkehrs dieser Personen miteinander eingetreten wäre. Dasselbe gilt von allen Synodalbeschlüssen des vierten Jahrhunderts, die sich mit solchen Verhältnissen befaßten. In keinem Beschlusse der Synode von Elvira (306), oder Ancyra (314), oder Nicaea (325), oder Karthago (397) wird ein Mißbrauch der Charismen als Grund des Einschreitens angegeben. Es ist darum nicht zutreffend, zu sagen, unsere Briefe scheinen erst im dritten oder zu Anfang des vierten Jahrhunderts entstanden zu sein, weil sie ähnliche Verhältnisse zur Voraussetzung hätten, wie die, über welche die Väter des dritten Jahrhunderts Klage führen.

Unsere Briefe können nur in Zeiten verfaßt sein, in welchen der Gebrauch der Charismen in der Kirche allgemein vorhanden war. Niemand wird aber behaupten wollen, das sei gegen Ende des dritten oder zu Anfang des vierten Jahrhunderts noch der Fall gewesen.

Wenn man anderseits die Verhältnisse, unter denen diese Mißstände auftreten, genauer ins Auge faßt, wenn man bedenkt, daß der

Verfasser den Adressaten einen *modus vivendi* empfiehlt, den er auf seinen Reisen befolgt, so erkennt man, daß auch die Adressaten die Charismen auf Reisen gebrauchten bezw. mißbrauchten. Dadurch werden wir aber auf Zeiten hingewiesen, die Marx also kennzeichnet: „Um den außerordentlichen Bedürfnissen der jungen Kirche zu dienen, versah Gott zahlreiche Christen mit übernatürlichen Gaben: Apostel (Evangelisten), Propheten und Lehrer (Hirten). Die „Apostel“, d. h. nicht bloß die zwölf vom Heilande Ausgesandten, sondern auch ihre Gehilfen und die Evangelisten zogen von Ort zu Ort, um die örtliche Verbreitung des Christentums möglichst zu fördern, die charismatisch begabten „Lehrer“ und „Propheten“ übernahmen die weitere Belehrung und Befestigung der von den Wanderpredigern Bekehrten. Auf diese Weise charismatisch geleitete Gemeinden treten uns in den Briefen des heiligen Paulus nur bis zur römischen Gefangenschaft entgegen. Schon die späteren Briefe des Apostels zeigen die Allgemeinheit der Aufstellung eines wirklichen Klerus. Die Wanderprediger traten noch in Gemeinden auf, welche schon ihre Bischöfe und Diakonen hatten, desgleichen Lehrer und Propheten. (Das wird wohl stets der Fall gewesen sein, da die charismatischen Laien doch nicht konsekrieren konnten.)<sup>1)</sup> „Verachtet sie nicht (die Bischöfe und Diakonen), denn sie sind in geehrter Stellung neben den Propheten und den Lehrern.“ (Doctr. XV. 2.) Aber allmählich hörten die Charismen auf. Schon die Apostellehre warnt vor solchen, welche sich fälschlich die Charismen beileigten.“ (Lehrbuch der Kirchengesch., 3. Aufl., S. 106.)

Überschauen wir das Gesagte, so erkennen wir, daß alle die äußeren wie inneren Gründe, die Junk gegen die Aechtheit unserer Briefe angeführt hat, nicht stichhaltig sind, daß die in den Briefen geschilderten Verhältnisse in vollkommenster Harmonie mit dem Zeugnisse des Epiphanius und des Hieronymus stehen, nach dem Papst Clemens der Verfasser unserer Briefe ist. Zu Zeiten des Papstes Clemens erfreute sich die junge Kirche der Charismen, wie sie in unseren Briefen vorausgesetzt sind, zu seinen Zeiten war also auch ein Tadel über Mißbräuche bei Ausübung der Charismen am Plage.

Zu den Zeugnissen des Epiphanius und des Hieronymus glauben wir noch ein drittes anführen zu sollen.

Wir haben bisher stets von „den Briefen“ oder „den zwei Briefen über die Jungfräulichkeit“ gesprochen. Wenn man sich den Text dieser Briefe genauer ansieht, erkennt man, daß die Form desselben der Annahme von zwei Briefen nicht entspricht: an dem ersten Briefe fehlt der Schluß und an dem zweiten die Anrede. Die beiden Briefe sind augenscheinlich zwei Abschnitte ein und desselben Briefes. Man hat diese Tatsache wohl erkannt und geglaubt, die Teilung demjenigen zuschreiben zu sollen, welcher die Briefe dem heiligen Clemens beilegte und dabei die Absicht gehabt habe, die

<sup>1)</sup> Vgl. Engtmann, Von den Charismen, S. 94 ff.)



beiden Briefe des heiligen Clemens an die Korinther zu verdrängen. (Harnack, Gesch. d. altchr. Lit. I. 519.) Bardenhewer sagt hiezu mit Recht: „Diese Aufstellung leidet an großer Unwahrscheinlichkeit. Der Plan einer Verdrängung der zwei Korinther Briefe (des heiligen Clemens) ist zu abenteuerlich, als daß er glaubhaft sein könnte“ (a. a. O. S. 117.) An eine Verdrängung der zwei Korinther Briefe kann nicht gedacht werden, weil es nur einen Brief an die Korinther gibt; der zweite sog. Korintherbrief ist bekanntlich kein Brief, sondern eine Homilie, die dem heiligen Clemens nicht angehört.

Wenn in späteren Zeiten, d. h. zur Zeit des heiligen Epiphanius, von Briefen über die Jungfräulichkeit die Rede ist, so erklärt das sich, wenn man annimmt, den ursprünglichen Brief habe man in zwei Abschnitte zerlegt, um denselben vorlesen zu können. Wie Epiphanius sagt, ist unser Brief ein Rundschreiben gewesen, das in den Kirchen vorgelesen wurde. Wegen seiner Länge war wohl eine Teilung angezeigt. Aus diesen Abschnitten desselben Briefes sind dann durch Unaufmerksamkeit zwei Briefe geworden.

Wir hätten also von Clemens einen Brief an die Korinther und einen Brief über die Jungfräulichkeit. Damit würde übereinstimmen, was in dem 85. resp. 76. apostolischen Kanon gesagt wird: Zu den Büchern, welche „ehrwürdig und heilig“ zu halten seien, gehörten „zwei Briefe des Clemens“.

Wie wir nachgewiesen haben, deckt sich der Inhalt des Briefes nicht mit dem Titel „über die Jungfräulichkeit“; ein Gedanke, den schon Hieronymus auszusprechen scheint, wenn er sagt: „Der heilige Clemens scribit Epistulas omnemque pene sermonem suum de virginitatis puritate contextuit.“

Wir glauben darum eine zutreffendere Benennung vorschlagen zu sollen, nämlich „Epistula ad Virgines“ „Brief an die Jungfräulichen“.

## Die Vitanei zum heiligsten Herzen Jesu.

Erklärt von Dr. Alfred Weber, Pr. der Diözese Limburg a. L., zur Zeit in Boppard am Rhein.

Die Vitanei zum heiligsten Herzen Jesu, deren Erklärung die folgenden Zeilen gewidmet sein sollen, besteht aus 33 Anrufungen. Da diese 33 Anrufungen offenbar auf die traditionelle Zahl der Lebensjahre Christi hinweisen, können wir in der Herz Jesu-Vitanei eine Darstellung der Liebesbetätigung des göttlichen Heilandes in seinem dreifachen Lebensamte gegenüber der erlösungsbedürftigen Menschheit erblicken. Demgemäß gliedern wir die Vitanei in folgende vier Teile:

1. Ursprünge des Lebens Christi 1—3.

2. Liebende Lebensbetätigung Christi als höchster König und Sirt 4—13.

3. Als höchster Lehrer und Gesetzgeber 14—21.

4. Als höchster Priester 22—33.

### § 1. Ursprünge des Lebens Christi 1—3.

1. Die Vitanei beginnt mit der Anrufung:

Cor Jesu, Filii Patris aeterni.

Wie nämlich die Gottheit Christi das Fundament aller Glaubenslehren ist, so ist das Bekenntnis der Gottheit Christi das Fundament alles Glaubens- und Gebetslebens. Deshalb bekennen wir hier an der Spitze der Vitanei den ewigen, himmlisch-göttlichen Ursprung Christi und ihn selbst als den ewigen, wesensgleichen Sohn des Vaters und somit als den wahren Gott.

Aber es ist hierbei nicht Zufall, sondern Absicht, daß die Gottheit Christi hier nicht unter dem Namen des Wortes oder der Weisheit, sondern gerade unter dem Namen des Sohnes bekannt wird. Das entspricht dem Charakter der Vitanei als eines Lobpreises der gottmenschlichen Liebe. Denn wenn die zweite Person in der Trinität als Sohn bezeichnet wird, so wird sie damit unter den Gesichtspunkt der Liebe gestellt. Aus dem Trinitätsdogma heraus erkennen wir es als dem überströmenden Reichtum des göttlichen Wesens durchaus angemessen und entsprechend, daß sich dieses Wesen auch anderen göttlichen Personen voller Liebe und Verlangen mitteilt, um in ihnen Mitbesitzer und Mitgenossen göttlicher Seligkeit und ein befriedigendes Objekt göttlichen Liebesverlangens zu haben. Das Verlangen des Liebenden (des Vaters) wird also sozusagen gestillt durch die Produktion des Geliebten, die als erste Produktion in Gott alle Merkmale der Zeugung an sich hat, so daß der Geliebte als Sohn erscheint. Deshalb ist aber auch der Sohn wesentliches Mitprinzip der zweiten Produktion, der persönlichen Liebe in Gott, des heiligen Geistes. Ohne den geliebten Sohn gäbe es keinen liebenden Vater und keinen persönlichen Liebesgeist in Gott. Deshalb liegt in dem Worte des heiligen Johannes (1 Jo. 4, 8): „Gott ist die Liebe“ das Wesen Gottes und das Geheimnis der heiligen Dreifaltigkeit unter der jeder Person eigentümlichen Beziehung zur Liebe, also zur Wesenheit Gottes ausgedrückt. Und nicht umsonst offenbart der Vater seinen Sohn als seinen geliebten Sohn, an dem er sein Wohlgefallen hat (cf. Matth. 3, 17—17, 5 — Mark. 1, 11 — 2 Petr. 1, 17 — Luf. 3, 22).

2. Cor Jesu, in sinu Virginis Matris a Spiritu Sancto formatum.

Die Vitanei geht dann dazu über, den zeitlichen, irdisch-menschlichen Ursprung Christi und ihn selbst als wahren Menschensohn zu bekennen. Denn das Bekenntnis der wirklichen Menschheit Christi ist der eine Angelpunkt der ganzen Erlösungslehre. Die Liebe des Vaters zum Sohne erweitert sich nämlich in dessen Menschwerdung zur Liebe gegen alle Geschöpfe, speziell gegen die Menschen.

Deshalb heißt es: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab“ (Jo. 3, 16). Alle Geschöpfe treten nämlich dienend und nährend an den Menschen heran, der Mensch selber aber wird durch die Taufe und die Eucharistie in den menschengewordenen Gottessohn inkorporiert. So tritt die ganze Schöpfung, besonders aber das Menschengeschlecht in die Sohnschaft Christi ein und wird in ihr der Gegenstand der besonderen Vaterliebe Gottes um seines geliebten Sohnes willen (cf. 1 Cor. 3, 22—23). Deshalb offenbart sich der Sohn selbst als der Durchgang und die Vermittlung der Liebe des Vaters gegen die Menschen, indem er spricht: „Wie mich der Vater liebt, so liebe auch ich euch“ (Jo. 15, 9). Er gießt also die Liebe des Vaters über die Menschen aus und überträgt sie auf diese. So ist die Menschwerdung ein Mysterium der göttlichen Herzensliebe. Darum heißt es in der Litanei, daß das Herz Jesu vom heiligen Geiste gestaltet wurde. Keiner anderen Person konnte das Ausgießen und Fortpflanzen der Vaterliebe Gottes von seinem wirklichen Sohn auf die adoptierten Söhne im Werke der Menschwerdung besser appropriiert werden, als gerade dem heiligen Geiste als der persönlichen Liebe in Gott.

Ebenso ist es Absicht, wenn die Mutter hier emphatisch als „Jungfrau“ bezeichnet wird. Denn Maria ist Jungfrau im höchsten und vollkommensten Sinne des Wortes durch vollständige liebende Hingabe an Gott unter Preisgabe nicht nur aller unerlaubten, sondern auch aller erlaubten Anhänglichkeit an Außergöttliches. Eben weil Maria die Jungfrau ist, die in diesem Sinne keine andere neben sich hat, ist sie die höchste Blüte der geschöpflichen Liebe zu Gott.

Und so wirkten die höchste Liebe in Gott, die sich gewissermaßen zu der Person des heiligen Geistes konzentriert und die höchste geschöpfliche Liebe, die sich gewissermaßen in der Person der Jungfrau *αὐτῆς* konzentriert, zusammen, um durch das Geheimnis der Liebe in der Menschwerdung zu bewerkstelligen und in und durch den Gottmenschen die Schöpfung in die geliebte Sohnschaft und damit in die übernatürliche, gnadenvolle Vaterliebe Gottes einzuführen.

### 3. Cor Jesu. Verbo Dei substantialiter unitum.

In dieser Anrufung ist der zweite Angelpunkt der Erlösungslehre enthalten. Die menschliche Natur ist mit der Person des göttlichen Wortes eine hypostatische Vereinigung eingegangen. Es ist also eine substanziale Einigung, weil die sich vereinigende Gottheit und Menschheit Substanzen sind und weil das Resultat dieser Vereinigung eine substanzial physische Einheit, d. h. eine wahre und wirkliche Einheit ist, in welcher die beiden unvermischten und getrennten Naturen zur einen Hypostase des Gottmenschen verbunden sind. Dadurch ist aber das große Liebeswerk der Erlösung überhaupt möglich geworden. Denn Gott allein konnte uns nicht erlösen, weil er als Gott nicht leiden und sterben kann. Ein bloßer Mensch konnte uns nicht er-



lösen, weil sein Leiden und Sterben wertlos und verdienstlos blieb. Nur der Gottmensch vermochte das, denn infolge der substanzialen Einheit seiner zwei Naturen in der einen göttlichen Hypostase bekam sein menschliches Leiden und Sterben jenen Genugthuungswert vor Gott, der die Erlösung bedingte und ermöglichte.

Sehr tief gedacht ist es in der Vitanei, daß die Vereinigung hier gerade in das Wort verlegt wird. Der Sohn Gottes als Wort ist die innere Selbstoffenbarung des Vaters, in der er sein ganzes göttliches Wesen für sich ausspricht. Da aber Gott die Liebe ist, ist diese Selbstoffenbarung eine Liebesoffenbarung, ist das Wort ein Liebeswort, in dem Gott gewissermaßen seine Liebessehnsucht verlautbart. In der Menschwerdung des Wortes ist nun dieses Liebeswort auch für uns Menschen vernehmbar geworden, wird die innergöttliche Liebesoffenbarung zur äußeren Liebesoffenbarung, wird die Liebessehnsucht zur neuschaffenden, rettenden, erlösenden Liebestat. Im fleischgewordenen Worte ist uns die Liebe des Vaters verkündet und offenbart.

In diesen drei Anrufungen ist uns somit Gegenstand und Beweggrund der Herz Jesu-Andacht gegeben.

Erster und nächster Gegenstand ist laut Anrufung 2 das leibliche Herz Jesu, aber nicht für sich allein betrachtet, sondern als Teil des Verbum Incarnatum und wegen der substanzialen Union mit dem göttlichen Worte. Totalobjekt unserer Anbetung ist die ganze Person des inkarnierten Wortes, folglich auch ihre ganze Natur und alle ihre Teile, folglich auch das leibliche Herz.

Zweiter und entfernterer Gegenstand der Herz Jesu-Andacht ist sodann die gottmenschliche Liebe, insofern gerade das Herz Symbol der Liebe ist, und zwar nicht leeres Symbol, sondern ein wahrhaft erfüllter, realer, lebendiger Sitz der gottmenschlichen Liebe, insofern das Herz Jesu auf alle jene Gefühle lebendig reagiert, deren Organ, Sitz und Symbol das Herz ist und insofern die göttliche Liebe im Herzen Jesu ihre Offenbarung, ihren Durchgang, Vermittlung und Ausfluß in bezug auf die Menschheit hat.

Man kann daher die Herz Jesu-Vitanei als die Vitanei von der gottmenschlichen Liebe fassen und jeder Anrufung den Sinn geben: „Jesus, dessen gottmenschliche innigste (= Herzens) Liebe gegen uns sich dadurch offenbart, daß er für uns ist voll unendlicher Majestät — heiliger Tempel Gottes — u. u.“

## §2. Liebesbetätigung Christi als höchster König und Hirt 4 — 13.

### a) Würde des Hirten 4.

#### 4. Cor Jesu Majestatis infinitae.

Mit dieser Anrufung wird uns die einzig erhabene, hohe Würde des Königtums Christi gezeichnet und zwar in schönem Uebergange von den bisherigen Anrufungen, welche die Gottheit Christi die Quelle aller seiner Würde und Majestät behandelten.

Diese Majestät Christi ist, wie aus Matth. 19, 28 — 25, 31 Hebr. 1, 3 Eßth. 13, 11 folgt, nichts anderes, als die höchste Erhabenheit und Herrlichkeit, die Christo als Gott und Mensch zukommt; seine Teilnahme auch als Mensch an der göttlichen Regierung und Richterergewalt, so daß er Herr des Himmels und aller Geschöpfe ist, mit unwiderstehlicher Gewalt alles lenkt und leitet und schließlich mit Engelsgefolge zum Weltgerichte kommt. Von ihm gilt das Wort Apocal. 19, 6: „Er hat auf seinem Gewande und an seiner Hüfte geschrieben: König der Könige und Herr der Herrscher“ das heißt sein ganzes Äußere verkündet ihn als den höchsten König.

Die große Liebe Christi aber offenbart sich darin, daß er den Glanz dieser furchtbaren königlichen Majestät verhüllt unter dem Mantel unendlicher Liebe, die ihn antreibt, wie ein armer Hirte dem verirrtten Schafe der Menschheit nachzueilen in die Wüste dieser Welt unter Drangjalen, Mühen, Arbeiten und Leiden, um es zu retten.

### b) Zweck des Hirtenamtes.

Nach der Würde des Hirten wird der Zweck des Hirtenamtes geschildert. Der Zweck ist, die Menschen zu Gott zu führen und sie wieder in gnadenvollen Verkehr mit Gott zu bringen, mit Gott zu vereinigen. Demgemäß wird das Herz Jesu in den folgenden drei Anrufungen genannt mit Namen (Templum, tabernaculum, domus), welche die durch das Herz Jesu vermittelte Gegenwart Gottes unter uns bezeichnen, aber jedesmal unter einer besonderen Beziehung.

Templum ist zunächst der vom Augur mit einem Stabe beschriebene Beobachtungsbereich für den Vogelflug, also ein für die Offenbarung der Gottheit geheiligter Ausschnitt aus der profanen Welt. So ist auch gemäß Jo. 2, 19 der Leib Christi in folge der hypostatischen Union jenes in einziger Weise aus der Welt auserwählte Heiligtum, in dem die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnt, um sich von hier aus sichtbar, hörbar und tastbar der Welt als Wahrheit, Weg und Leben zu offenbaren (cf. 1 Jo. 1, 1).

Es ist aber geziemend, daß nur da, wo wir eine Offenbarung empfangen, auch Gott danken und ihm huldigen. Und so wird templum zweitens auch die Stätte des öffentlichen Gottesdienstes. Als eine solche ist die heilige Menschheit des Erlösers zu betrachten gemäß den Worten Apocal. 21, 22: „Ihr Tempel ist der Herr, der allmächtige Gott, und das Lamm.“ Durch die heilige Menschheit Christi bringen wir Gott das einzig würdige Lobes- und Liebesopfer dar. Alles Beten und Opfern hat nur Wert vor Gott, insofern es im Namen, im Auftrag und durch die Verdienste Christi und in Vereinigung mit ihm geschieht.

Tabernaculum sodann ist der Standort, die Schauhütte, vor der aus Auguren den Vogelflug, Generale ihr Heer betrachteten. So ist das Herz Jesu auch die Schauhütte Gottes, von wo aus Gott, bekleidet mit der erbarmenden Liebe des Herzens Jesu, auf unser

Glend schaut und seine Gnade über uns ausgießt. Deshalb heißt es Apocal. 21, 3: „Siehe die Hütte (das Zelt) Gottes bei den Menschen... und sie werden sein (begnadigtes, geliebtes, heiliges) Volk sein.“

Endlich ist das Herz Jesu *Domus Dei et porta coeli* (Gen. 28, 17). *Domus* ist das Haus als Heimat und Ruheort und es wird zugleich *porta coeli* genannt, insoferne von hier aus der Eintritt in den Himmel, den Ort der Anschauung Gottes, erfolgt.

So ist das Herz Jesu *templum*, der Ort, an dem und durch den sich Gott liebend den Menschen offenbart und dafür aus Liebe kultische Anbetung empfängt — *tabernaculum*, der Ort, von dem aus Gott liebevoll und gnadenvoll die Menschen anschaut und dafür ein heiliges Gottesvolk empfängt — *Domus Dei*, der Ort, in dem Gott in dem geliebten Geschöpfe und das Geschöpf im geliebten Gotte ruht.

### c) Mittel des Hirtenamtes 8—11.

Zur Erreichung des erhabenen Zieles müssen auch die entsprechenden, erhabenen Mittel angewendet werden.

Das erste Mittel des Hirtenamtes ist die reine, lebendige, selbstlose, Gott über alles hochschätzende Liebe zu Gott (*caritas*) im höchsten Grade (*fornax ardens*).

*Ardere* ist das Glühen, insofern es sich fühlbar macht und äußerlich zeigt. Ein solcher Glutofen der Liebe zu Gott, in dem sich die Liebe zu Gott konzentriert und zur höchsten Glut entfacht, ist das heilige Herz Jesu. In ihm war diese Liebesglut fühlbar, indem es der Eifer für die Ehre Gottes verzehrte (Ro. 2, 17) und zu rastlosem Arbeiten und Opfern trieb. In ihm zeigte sich die Liebesglut auch äußerlich, indem es, wie Christus selbst sagt, gekommen war, um Feuer auf die Erde zu bringen und deshalb auch wollte, daß es brenne (Luk. 12, 49). Er steckte mit seiner Glut die kalten Menschenherzen an und entfachte auch in ihnen das Feuer der reinen, selbstlosen Gottesliebe. Und wer ihm in dieser Liebe am nächsten kommt, der ist auch der Befähigste zum Hirtenamt; daher die Frage: „Simon, Sohn des Johannes, liebst du mich mehr, als diese?“ (Jo. 21, 15.)

Das zweite Mittel des Hirtenamtes ist eine flammende Nächstenliebe. Auch diese Liebe wird in den beiden folgenden Anrufungen dem Herzen Jesu zugeschrieben in höchster Fülle.

*Amor* ist die heftige, innerlich mächtig drängende Liebe, wobei aber der Liebende in der Liebe selbst seine eigene Wonne und Freude sucht. Dies kann aber bei dem heiligen Herzen Jesu nur zutreffen, insoferne es seine höchste Wonne ist, Gott die durch die Sünde geraubte Ehre durch einen Akt der Gerechtigkeit wieder herzustellen und dadurch die göttlichen Gnaden durch eine Betätigung seiner unendlichen Liebesgüte über die Menschen auszugießen.

Wegen dieser Liebesbetätigung wird das Herz Jesu also zunächst *receptaculum justitiae*, ein Sammelort der Gerechtigkeit,



genannt, insofern es seine Speise, sein Bedürfnis, seine Lust war, den Willen seines himmlischen Vaters zu erfüllen (Jo. 4, 34), alle und jegliche Gerechtigkeit, Heiligkeit und Vollkommenheit zu üben (Matth. 3, 15), für die Sünden der Welt genug zu tun und als der verheißene und geschenkte Gerechte (Jf. 45, 8 — Jer. 23, 5 u. a.) Anfang, Haupt und Stammvater eines gerechten Gottesvolkes zu werden.

Wegen dieser Liebe wird das Herz Jesu sodann genannt *bonitate plenum*. Bonitas ist die innere Güte, welche andere gerne glücklich sieht und macht. Und gerade das Herz Jesu ist das uner-schöpfliche Meer, die immerfließende Quelle dieser Liebesgüte, die alle Gnaden und Gaben, die es durch das Opfer der Gerechtigkeit am Kreuze erworben hat, immerfort ausgießt über die heilsbedürftige Menschheit, so daß über seinem Leben mit großen Buchstaben geschrieben stehen muß: *pertransiit benefaciendo* (Act. 10, 38).

So haben sich im Herzen Jesu Gerechtigkeit und Friede geküßt (Ps. 84, 11) und die Frucht dieses Kusses ist die Versöhnung Gottes und die Begnadigung der Menschheit.

Das dritte Mittel des Hirtenamtes endlich ist das gute Beispiel und deshalb wird das Herz Jesu *virtutum omnium abyssus* genannt. Er ist „der Hirt und Grundstein Israels, vom Allmächtigen gesegnet mit dem Segen des Himmels von oben“, d. h. mit einer Gnadenfülle, daß er davon allen anderen mitteilen kann und „mit dem Segen der Tiefe von unten“ (cf. Gen. 49, 25), mit der eigenen und in den Menschen gewirkten Fruchtbarkeit an Tugenden, Verdiensten und guten Werken, die so groß ist, daß das Wort gilt: „Die Tiefe des Abgrunds, wer hat sie gemessen?“ (Eccli. 1, 2). So ist uns Jesus in seiner Herzensliebe das lebendige Tugendbeispiel geworden (cf. 2 Petr. 2, 6) für alle Lebenslagen, Altersstufen, Berufe, Geschlechter und soziale Stellungen, ein Tugendbeispiel, dem wir sicher folgen, das wir aber nie ganz hienieden erreichen können, weil es menschliche Tugend in göttlicher Vollendung und göttliche Vollkommenheit in menschlicher Form ist. Seine Nachfolge ist daher unsere Lebensaufgabe, unser Licht und unsere Vollendung.

#### d) Anerkennung als höchster Hirt 12—13.

Der Größe der Hirtenwürde und der Größe der Hirtenliebe entspricht dann die Anerkennung seitens der Menschen.

So ist das Herz Jesu zunächst jeglichen Lobes überaus würdig. Laus ist die rühmende Anerkennung der Vorzüge. Das Lob enthält also einen doppelten Akt: einen inneren Akt der Anerkennung und einen äußeren Akt des Rühmens. Ein König der Hirtenliebe aber, wie Jesus ist, verdient die Anerkennung aller Menschen, verdient ihr Rühmen, Loben und Preisen auf jegliche Art: in Gedanken, Worten und Werken. Was auch immer geschehen mag, es ist zu wenig des Lobes für einen solchen Hirten, und wenn auch

alle Geschöpfe im Himmel, auf Erden und unter der Erde, auf dem Meere und in demselben mit den Engeln unaufhörlich singen würden: „Würdig ist das Lamm... zu empfangen Macht und Gottheit und Weisheit und Stärke und Ehre und Preis und Lob... in alle Ewigkeit“ (Apocal. 5, 11—13).

Sodann ist das Herz Jesu wegen solcher Hirtenliebe und Hirtenjorgfalt auch würdig, König und Mittelpunkt aller Herzen zu sein. Wie der König an der Spitze seiner Völker steht, um sie zum Siege zu führen, so müssen wir uns vertrauensvoll von diesem königlichen Gotthirten führen lassen zum Siege über Sünde, Tod und Teufel und so zur äußeren Erweiterung Anerkennung und Verherrlichung seines Reiches beitragen. Und wie der Hirt inmitten seiner Herde steht und von den Seinen erkannt wird und die Seinen kennt, so daß ein reger Verkehr zwischen Hirt und Herde stattfindet, so müssen sich aller Menschen Herzen innerlich an Christus und seine Gnade hingeben, sich in allem Denken, Wollen, Fühlen, Handeln und Leiden von ihm leiten und beeinflussen lassen. „Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2, 20). Dieses Wort des heiligen Paulus muß zum Worte der Menschheit werden zum Zeichen des Sieges des Christentums über das Innere, über das Herz der Menschheit.

### § 3. Liebesbetätigung Christi als höchster Lehrer und Gesetzgeber 14—21.

Das zweite Lebensamt Christi ist das Lehramt.

14. Die erste Bedingung nun für eine erbpriestliche Lehrtätigkeit ist die Ausrüstung mit der nötigen Wissenschaft. Diese Ausrüstung wird dem Herzen Jesu mit den Worten Col. 2, 3 zugeschrieben: in ihm sind alle Schätze der Weisheit und Wissenschaft verborgen. Die vollkommene Erkenntnis des ganzen Erlösungswerkes (Wissenschaft) und alles dessen, was wir zur Erreichung unserer Bestimmung der ewigen Seligkeit wissen müssen (Weisheit), ist in Christo und dem Christentum und nur in ihm enthalten. Ja das Licht der geoffenbarten Wissenschaft leuchtet sogar hinein in unsere profanen, natürlichen Wissenschaften, sie befestigend, klärend, weiterführend. Und die christliche Weisheit durchdringt alle Lebensverhältnisse, das private und öffentliche Leben, Familie, Schule, Gemeinde, Staat, Menschheit.

Diese Kenntnisse werden hier mit Recht Schätze genannt. Einmal wegen ihres Reichtums und ihrer Fülle, weil sie unerschöpflich sind und sich immer neue Tiefen, immer größere Geheimnisse vor dem beschauenden Geiste öffnen. Sodann aber auch wegen der Liebe. Denn mit Liebe werden sie vom göttlichen Heiland gespendet, mit Liebe müssen sie empfangen und in tätiger Liebe gegen Gott und Menschen müssen sie umgeießt werden. Diese Liebe, nicht das kalte Denken führt in das volle Verständnis ein und läßt uns

die christliche Wahrheit als einen Schatz erkennen, in dessen Besitz Geist und Herz ruhen kann. Diese Liebe macht die theoretische Wissenschaft zur praktischen Lebensweisheit, treibt das Wahrdenken zum Wahrhandeln.

Die zweite Bedingung eines erfolgreichen Lehramtes ist die nötige Autorität, welche eine doppelte sein muß: eine innere, die höchstmögliche Irrtumslosigkeit und Unfehlbarkeit, und eine äußere, die Sendung und Legitimation.

15. Demgemäß schreibt die Vitanei dem Herzen Jesu zunächst die innere Autorität der absoluten Unfehlbarkeit zu mit den Worten Col. 2, 9: in dem die ganze Fülle der Gottheit wohnt. Die ganze Fülle der Gottheit bedeutet alles, was und wie Gott ist und das Göttliche hat, also auch die Fülle göttlichen Erkennens und die Fülle göttlicher Wahrheit, die infolge der absoluten göttlichen Heiligkeit zur absoluten göttlichen Wahrhaftigkeit wird. Diese Fülle der Wahrheit und Wahrhaftigkeit wohnt in Christo als etwas stets Gegenwärtiges und Bleibendes und zwar wie der Apostel sagt: leibhaftig, d. h. als das innere Wesen Christi ausmachend, das sich in der Menschwerdung sichtbar, hörbar und tastbar darstellt, so daß Christus als Gott die absolute Wahrheit und Wahrhaftigkeit und als Mensch Augenzeuge für die Richtigkeit seiner Lehre ist. Daher sagt der heilige Johannes (1, 18): „Niemand hat Gott je gesehen; der eingeborene Sohn, der im Schoße des Vaters ist (und also alles gesehen hat), der hat es uns erzählt“ (als menschengewordener Lehrer). Und der Heiland selbst sagt von sich (Jo. 3, 11): „Wahrlich, wahrlich sag' ich dir, wir reden, was wir wissen, und wir bezeugen, was wir gesehen haben“; deshalb heißt er Apocal. 1, 5 testis fidelis, treu aus Liebe zur Wahrheit, aus Liebe zu Gott, aus Liebe zu den Menschen.

16. Sodann wird in der Vitanei die äußere Legitimation des Lehramtes Christi gelehrt durch die Worte: an dem der Vater sein inniges Wohlgefallen hat. Diese Worte wurden von Gott gesprochen nach der Taufe Jesu (Matth. 3, 17) als Zeichen seiner himmlischen Sendung und als ein göttliches Zeugnis, das der heilige Geist und der himmlische Vater zu seiner Beglaubigung auf Erden ablegten. Dasselbe Zeugnis wurde noch einmal bei der Verkürung abgelegt (Matth. 17, 5) mit dem wichtigen Befehl: „ihn sollet ihr hören“. Gerade auf diese Offenbarung beruft sich der heilige Petrus (2, 1, 17) als ein Beweis dafür, daß Christus Gott und seine Predigt von Christus wahr sei. Dieses Wohlgefallen Gottes begleitete den Heiland überhaupt auf seinem ganzen Leben von seiner Empfängnis bis zur Himmelfahrt und offenbarte sich in ungezählten Wundern zur Bestätigung der Wahrheit seiner Lehre (cf. Jo. 11, 42 5, 36

10, 25). Ueberhaupt besteht zwischen dem göttlichen Wohlgefallen und der äußeren Legitimation eines Gottgesandten ein tiefer, kausaler Zusammenhang. Durch treue Erfüllung des göttlichen Willens aus



uneigennütziger Liebe entsteht in Gott jenes liebende Wohlgefallen an seinem Gesandten, in welchem er ihn mit seiner Ehre und Macht vor den Menschen umkleidet, denn wer Gott ehret, der wird geehrt werden, wer ihn verachtet, wird verachtet werden (1 Sam. 2, 30). Eben weil Jesus Gott am höchsten liebte, erfüllte er auch am genauesten den Willen Gottes und erlangte dadurch das höchste göttliche Wohlgefallen, göttliche Ehre, göttliche Macht und göttliche Legitimation. Und all dies ward ihm zu keinem anderen Zwecke gegeben, als um durch sein Vehramt alle Menschen zu liebenden und gehorchenden Dienern Gottes zu machen, an denen der Vater um Christi willen liebendes Wohlgefallen haben kann. Gerade dadurch, daß er seine eigene Legitimation zur Legitimation der Gotteskinder macht, setzt er die am Jordan und auf dem Tabor ihm gewordene äußere Sendung und Legitimation durch alle Jahrhunderte fort durch das Zeugen von Gotteskindern und zeigt sich so immerdar als die Wahrheit, auf die wir hören, an die wir glauben sollen. Wie einst von Christus, so heißt es jetzt noch von der Kirche: „Dies ist mein geliebter Sohn, an dem ich mein Wohlgefallen habe, ihn sollet ihr hören.“

17. Eine dritte Bedingung einer erfolgreichen Lehrtätigkeit ist, daß der Lehrer dem Schüler nicht bloß den rechten Weg zeigt, sondern ihm auch hilft, denselben zu wandeln. Deshalb heißt es vom Herzen Jesu nach Ro. 1, 16 „von dessen Fülle wir alle empfangen haben“, nämlich wie der Evangelist selbst hinzufügt: „Gnade um Gnade“, in ununterbrochener, fortwährender Aufeinanderfolge. Er gibt die äußere Gnade der Predigt, er gibt die innere Gnade, das Gepredigte aufzunehmen, zu verstehen, zu bewahren, zu glauben; er ruft es uns, wo es nötig ist, wieder ins Gedächtnis; er treibt uns an, es im Werke auszuführen; er hilft uns dabei, die Schwierigkeiten zu überwinden, begleitet uns mit seiner Gnadenhilfe vom Wollen zum Anfangen, vom Anfangen zum Fortfahren, vom Fortfahren zum Vollenden, wie eine sorgende Mutter die ersten Schritte ihres Kindes begleitet und unterstützt. Und diese Gnaden stehen uns zu Gebote in unerschöpflicher Fülle; sie stehen uns allen, jedem ohne Ausnahme zu Gebote. Keiner kann sagen: ich kann nicht. Denn wir müssen antworten: du kannst alles in dem, der dich stärkt, von dessen Fülle wir alle empfangen Gnade über Gnade; wenn du nicht kannst, so willst du nicht; dein ist dann die Schuld. Das ist ja gerade der Unterschied zwischen Christentum und Philosophie. Die Philosophie ist nur für wenige, sie bleibt meistens Wissenschaft ohne Lebenstat, weil sie höchstens den Weg zeigen, nicht aber die Gnadenkraft zum Gehen geben kann. Christus aber und das Christentum ist für alle die Fülle des Lichtes, das nicht bloß erleuchtet, sondern erwärmt, belebt, beglückt, entzückt, voller Wahrheit, Gnade und Kraft.

18. Dieser Fülle an Wahrheit und Gnade in Christo muß unsererseits die Sehnsucht entsprechen, diese Wahrheit und Gnade zu empfangen. Deshalb wird das Herz Jesu nach Gen. 49, 26 genannt:

Sehnsucht der ewigen Hügel. Die ewigen Hügel bedeuten die Welt, die ganze Schöpfung, wie sie nach Rom. 8, 22 unter dem Sündenfluche seufzt und nach Erlösung lechzt. In dieser Welt nahmen die Altväter des Alten Testaments den ersten Platz ein, insoferne sie bergeshoch durch Frömmigkeit und Sehnsucht nach dem Messias über ihre Zeitgenossen emporragten. Dieses mächtige Seufzen, dieses innige Verlangen, diese große Sehnsucht nach Wahrheit und Gnade müssen wir uns aneignen, wir müssen hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit in Christo (Matth. 5, 6), dann wird die Liebe des Herzens Jesu seine Schleußen öffnen, damit wir in Freuden die Wasser des Lebens schöpfen können aus den Quellen des Heilandes und so gesättigt werden (Jf. 12, 3).

19. Eine vierte Bedingung für den Lehrerfolg ist endlich, daß der Lehrer sei: geduldig und von großer Erbarmung (Ps. 85, 5). Er muß aufrichtig das Heil aller wollen, alle lieben durch Tat und Opfer, ihren Unverstand geduldig ertragen und ihn zu heben suchen, ihren Schwächen erbarmend zu Hilfe kommen; er darf nicht schelten, schreien und poltern; er darf den glimmenden Docht nicht auslöschen und das geknickte Rohr nicht ganz abbrechen, sondern er muß mit Milde und Sanftmut warnen, mahnen, strafen, er muß durch seine Lehre, wie der heilige Hilarius sagt (Comment. in Matth. com. 26 in fine): „Das Schwache stärken, das Zerissene befestigen und das Verkehrte bekehren.“ Für den größten Sünder muß er noch ein Wort des Erbarmens und der Ermunterung, für den Tieffsttraurigen noch ein Wort des Trostes, für den Unverständigsten noch ein Wort erleuchtender Erklärung haben. Das sind freilich Tugenden, die nur Jesus besitzen konnte, weil sie ihren Grund in der göttlichen Liebesglut seines Herzens hatten. Von diesen Tugenden ist aber jede Seite voll, die uns von seiner öffentlichen Lehrtätigkeit erzählt; diese Tugenden übte er gegen Freunde und Feinde, gegen seine Apostel und gegen das Volk, gegen Hoch und Niedrig.

20. Diese Fülle an Erbarmen muß dann aber auch unsererseits entsprechen, daß wir diese Fülle uns nutzbar machen und so erkennen, daß Jesus in seiner Herzensliebe „reich ist“ an Gnade und Wahrheit „für alle, welche ihn anrufen“ (Rom. 10, 12). Damit ist die Bedingung gesetzt, die wir zu erfüllen haben. In seiner Geduld und in seinem Erbarmen wendet sich der Heiland zu uns, dadurch, daß wir ihn anrufen, d. h. an ihn glauben und uns an ihn hingeben, wenden wir uns zum Heiland. Der Glaube macht die Heilswahrheiten und die Heilsgnaden erst recht flüssig, durch den Glauben geht uns erst so recht das Licht der Wahrheit auf und wächst zum hellen Sonnentag, im Glauben finden wir die Kraft, die Werke der Finsternis abzulegen und wie am Tage heilig und gerecht zu wandeln. Im Glauben lernen wir erst recht beten und finden dann, wie reich das Herz Jesu ist, wie alle Güter, aller Friede, alles Glück von ihm herkommt.

21. Und nun schließt dieser Teil der Vitanei mit einer Anrufung, die alles bisher Gesagte noch einmal zusammenfaßt: „Herr Jesu, du Quelle des Lebens und der Heiligkeit.“

Weil der göttliche Heiland als Lehrer ausgerüstet ist mit dem ganzen Schatze absoluter Wahrheit, ausgerüstet ist mit innerer Autorität und äußerer Legitimation, darum ist bei ihm, wie es Ps. 35, 10 heißt, „des Lebens Quelle“ nämlich für unseren Verstand, weshalb der Psalm fortfährt: „Und in deinem Lichte schauen wir das Licht.“ Das Licht deiner gepredigten und von uns geglaubten Wahrheit führt uns in das Licht der von Angesicht zu Angesicht, unverhüllt geschauten Wahrheit. Gott schauen aber ist unser Ziel und Ende, unser ewiges Leben.

Und weil der göttliche Heiland ein Lehrer ist, der Erbarmen mit unseren Schwächen hat, wirksam unser Heil will und uns die Kraft gibt, seine Lehre zu befolgen, deshalb gilt von ihm das Wort Apocal. 21, 6—7: „Ich werde dem Durstenden geben aus dem Born des Wassers des Lebens ohne Entgelt. Wer siegt, wird dies ererben und ich werde ihm Gott und er wird mir Sohn sein.“ Wer also sich sehnt nach Gnade und Wahrheit gleich einem Durstenden, der wird leicht, ohne Mühe und Entgelt das Lebenswasser der Gnade und Wahrheit erhalten. Wer aber Gnade und Wahrheit gut benutzt und dadurch siegt über alle Feinde des Heiles und seinen Willen ganz Gott hingibt, der wird zu Gott in das Sohnes- und Kindschftsverhältnis eintreten, er wird Gott ähnlich, Gott geliebt und liebend, d. h. heilig sein und dadurch im Himmel Seligkeit erlangen. So gibt diese letzte Anrufung den Zweck der Verrtätigkeit Jesu. Alle seine Liebe drängt dazu, die Menschen zu lehren und zu begnadigen, um sie dadurch hier heilig und dort selig zu machen.

#### § 4. Liebesbetätigug Christi als höchster Priester 22—33.

Soll nun Christi Lehre etwas nützen, soll die Mitteilung der Gnade möglich werden, so muß zuvor die große Scheidewand niedergelegt werden, welche die Sünde zwischen Gott und Mensch errichtet hat; es muß Gott die gebührende Sühne und Genugtuung geleistet werden. Daß Jesus diese Genugtuung leistete, das ist der Beweis seiner größten Herzensliebe gegen uns Menschen, die wir ohne ihn niemals volle Sühne hätten leisten können. Deshalb zeigt sich die Liebe des heiligsten Herzens Jesu am herrlichsten in seiner Betätigug seines dritten Lebensamtes als höchster Priester. Deshalb wird es in der Anrufung 22 genannt: Versöhnung für unsere Sünden gemäß 1 Joh. 4, 10, wo der Apostel diese Versöhnung als höchsten Liebesbeweis darstellt: „Darin ist die Liebe, nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern weil er uns zuvor geliebt und sendet hat seinen Sohn als Versöhnung für unsere Sünden.“ Die Liebe Gottes mußte ihr Kostbarstes zum Lösepreis für unsere Sündenschuld hin geben, um uns überhaupt der göttlichen Liebe würdig und empfänglich



zu machen. Und dieses Leidens- und Liebesopfer des Herzens Jesu ist unbegrenzt in seinem Werte, unerschöpflich in seiner Kraft, fortwirkend in alle Zeiten für alle Sünder und alle Sünden, dargebracht nicht bloß für die Auserwählten und die Kirche, sondern für die ganze Welt (cf. 1 Joh. 2, 2).

Steht so Christus als das große, allgemeine Versöhnungsoffer vor uns, so geht die Litanei dazu über, die Art und Weise der Sühneleistung näher zu betrachten.

23. Da ist das Herz Jesu zunächst mit Schmach gesättigt, um die Sündenschuld von uns zu nehmen. Eine jede Sünde ist wegen der unendlichen Würde der göttlichen Majestät eine mit unendlichem Werte einzuschätzende Beleidigung Gottes. Dieser unendlichen Schmach des Beleidigten steht gegenüber die Sättigung mit Schmach des Sühnenden. Und so finden wir den göttlichen Heiland überhäuft mit jeder Art von Schmach an seiner Gottheit und Menschheit, als Prophet und König, an seiner Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Allwissenheit, Liebe u., wie ein Blick auf sein Leben und besonders auf sein Leiden zeigt. Er erscheint da in Wahrheit als ein Wurm und der Leute Spott (Ps. 21, 7).

24. Der Größe der Schuld entspricht dann auch die Größe der Strafe. Die unendlich zu wertende Sünde zog für den Menschen auch eine unendlich zu wertende Strafe nach sich: Verlust der übernatürlichen Gnade, Verwundung der natürlichen Gaben, ewige Höllepein an Leib und Seele. So viele Geisteskräfte, so viele Glieder des Leibes, so viele Sünden, so viele Strafen. Da kommt der liebe Heiland und läßt sich verwunden wegen unserer Missetaten (Jf. 53, 5), verwunden an allen Kräften seiner Seele, verwunden an allen Gliedern seines Leibes, so daß er, wie von Gott verlassen, versenkt ist in Traurigkeit, Angst, Ekel bis zum Tod und vom Scheitel bis zur Fußsohle kein heiler Fleck mehr ist (Jf. 1, 6). So hat er, wie Jf. 53, 4-12 es so schön schildert, wahrhaft unsere Krankheit getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen... Jahve warf auf ihn die Strafe aller... er hat die Sünden vieler getragen, für die Missetäter ist er eingetreten. Und warum? Damit die Sünder Verzeihung und Heilung finden, damit die Hölle sich schließe und die Frevler straffrei ausgehen, weil der göttlichen Gerechtigkeit strengste und überfließende Genugtuung geleistet ist.

Ist so Schuld und Strafe gesühnt, so gilt es nunmehr die Sünde in ihrem innersten Wesen zu treffen und zu vernichten.

25. Das Wesen der Sünde ist zunächst Ungehorsam in Lebenslust; sie wird deshalb aufgehoben durch Gehorsam bis zum Schmerztod. Daher offenbart sich die Herzensliebe Jesu gegen Gott und Menschen dadurch, daß er gehorsam ward bis zum Tode und zwar bis zum Tode am Kreuze (Phil. 2, 8). Wie Christus am Morgen seines Lebens sprach: „Siehe da komme ich... daß ich tue, o Gott, deinen Willen“ (Hebr. 10, 7) und wie es auf

der Mittagshöhe des Lebens seine Speise war, den Willen seines himmlischen Vaters zu erfüllen (Jo. 4, 34), so lautet das Abendgebet seines Lebens: „Vater, nicht mein, sondern dein Wille“ (Luk. 22, 42). So trifft den Ungehorsam des ersten Adam der vollkommene Gehorsam des zweiten Adam bis ins Mark.

26. Das Wesen der Sünde ist sodann Undank. Jede Sünde ist gleichsam ein Stoß in das liebende Vaterherz Gottes und geführt wird dieser Stoß mit einer Wohltat Gottes. Zur Sühne für diesen Undank wurde das Herz Jesu mit der Lanze durchbohrt (Jo. 19, 34), um seinen letzten Tropfen Blutes für uns hinzugeben, damit so die Größe der Liebe Gottes zu uns und die Größe unseres Undankes gegen Gott offenbar wurde und wir, von dieser doppelten Größe überwältigt, zur neuen Blut in Liebe und Dankbarkeit entsacht werden.

Nunmehr geht die Vitanei dazu über, die Wirkungen der Sühne zu betrachten. Die Öffnung des heiligsten Herzens Jesu durch die Lanze geschah ja, damit wir Zutritt zu seiner Liebe, seinem Erbarmen und seinen Gnadenschätzen haben, die er durch seinen Tod uns verdient hat.

27. Diese Wirkungen werden zunächst als Trostwirkungen angegeben durch die Anrufung: Quelle alles Trostes (2 Cor. 1, 3).

Aller wahrer Trost ist eine Wirkung des leidenden Herzens Jesu; er ist nicht bloß Mitgefühl, nicht bloß Vorstellung, sondern eine reale Kraft und zwar nicht bloß für die eine oder andere Trübsal, sondern für alle Nöten als Gott alles Trostes.

Sodann werden die einzelnen Trosteswirkungen angegeben.

28. Zunächst ist Jesus durch seine Erlösungs Liebe unser Leben und unsere Auferstehung geworden (Jo. 11, 25), d. h. er ist der große Totenerwecker und Lebensspender; er ist Leben, welches als die Folge der Auferstehung dem Auferweckten selber innewohnt und ihn ewig lebendig erhält für Gott und bei Gott. Diese Auferstehung und dieses Leben verleiht der göttliche Hiland zunächst geistiger und sichtbarer Weise durch Erweckung vom Sündentode und Verleihung des Gnadenlebens, um dann einstens diese Auferstehung und dieses Leben unsichtbar werden zu lassen in der Auferstehung des Leibes und der Glorifizierung des ganzen Menschen. Wer mit Christus ans Kreuz steigt, um den alten, sündigen Menschen zu töten, den wird die Liebe Christi auch eingliedern in seine durch das Kreuzesleiden verdiente Auferstehungsherrlichkeit.

29. Die zweite Wirkung ist die Entfaltung dieses neuen Lebens, indem das Herz Jesu ist unser Friede und unsere Versöhnung. Er ist unser Friede (Eph. 2, 14), weil die Menschheit in Frieden steht mit Gott und deshalb von Gott immerdar die Friedensgüter: Liebe und Gnade empfangen kann. Er ist unser Friede, weil die Menschen untereinander Frieden halten sollen in gegenseitiger Liebesbetätigung und Einigkeit in Christo und seiner Kirche.

Er ist unser Friede, indem wir in seiner Gnadenkraft die Leidenschaften zur Ruhe zwingen, in seiner Wahrheit und in seinem Liebesherzen unsern Verstand und unser Herz ruhen lassen. Friede mit Gott, Friede mit den Menschen, Friede mit sich selbst — das ist das charakteristische Merkmal des Reiches Christi und des neuen Lebens in Christo.

Die Bedingung und Grundlage dieses Friedens ist die am Kreuze bewirkte Versöhnung mit Gott (Rom. 5, 10—11 — 2 Cor. 5, 9). Eine Frucht der durch Jesus gewirkten Sühne besteht eben darin, daß unsere Friedens- und Liebesgemeinschaft mit Gott nicht mehr durch die Furcht oder die Schmach der früher gewesenen Sünden getrübt wird, denn diese Sünden rechnet uns Gott nicht mehr an, weil er sie uns um der durch die Liebe Christi geleisteten Genugthuung willen nachgelassen hat.

30. Aber der Mensch ist und bleibt trotz alledem schwach. Täglich fällt der Gerechte in kleinere Fehler und wollte Gott, es bliebe bei kleinen! Soll nun einer, der sein Leben und seine Auferstehung, seinen Frieden und seine Versöhnung mit Gott verschert hat, deshalb verzweifeln? Mit nichten! Die Erlösungsliebe des Herzens Jesu ist unermesslich, unerschöpflich, überfließend. Und deshalb hat er sich zur *victima peccatorum*, zum Opfer für die Sünden gemacht und zwar in der täglichen Erneuerung des Kreuzesopfers, in der heiligen Messe, in der er die Erlösungsgnaden für alle Zeiten und Menschen flüssig macht und sie jedem einzelnen zuwendet. Das ist die dritte Trosteswirkung seiner hohenpriesterlichen Liebesfühne.

31. An diese Trosteswirkungen für die Vergangenheit (begangene Sünden), schließen sich die Hoffnungswirkungen der Sühne für die Zukunft. Herz Jesu, du Heil der auf dich Hoffenden. Wenn die Sünde hinweggenommen ist, können wir mit Vertrauen und Zuversicht zum Throne aller Gnade herantreten (Hebr. 4, 16) und können alles Heil, d. h. die ewige Seligkeit in Gott und alles, was dazu nützlich und notwendig ist, von Gott durch Christum erhoffen, der es uns verheißen und verdient hat und der uns wegen seiner Wahrhaftigkeit, Treue und Liebe nicht zu Schanden werden läßt. Aber diese unsere Heilshoffnung ruht auch einzig und allein auf Jesu Namen (Act. Ap. 4, 12). Keine andere Persönlichkeit, Autorität oder Anrufung ist uns gegeben, um der Erlösungsfrüchte theilhaftig zu werden. Unsere Hoffnung, unser Heil ruht einzig und allein im Liebesherzen Jesu, das alle Menschen selig werden lassen will und sie allein selig machen kann.

32. Diese Lebenshoffnung soll besonders kräftig und lebendig in der Sterbestunde sein, denn das Herz Jesu ist die Hoffnung der in ihm Sterbenden. Haben wir gesündigt, so hat er in seiner Herzensliebe Sühne und Verzeihung geboten; sind wir nackt, so reicht er uns das Gewand der heiligmachenden Gnade; sind wir arm an Verdiensten, so werden seine Verdienste uns bereichern und alles er-



legen; haben wir uns den Himmel verschlossen, so wird ihn uns sein Kreuz eröffnen. Er, der uns so sehr geliebt hat, der soviel für uns getan und gelitten hat, der uns in seine Hände blutig geschrieben hat und in seinem Herzen uns trägt, er kann das alles nicht umsonst getan haben, kann das alles nicht verloren sein lassen, kann uns nicht auf ewig von sich stoßen. „Wer ist es also, der verdammen sollte? — Etwa Jesus Christus, welcher gestorben ist (um uns durch Leistung der vollen Sühne der Verdammnis zu entreißen) —, mehr noch, welcher auch auferstanden ist, welcher ist zur rechten Hand Gottes, welcher auch eintritt für uns?“ (indem er sein hochpriesterliches Amt immerfort im Himmel verwaltet und seine unermesslichen Verdienste für uns einlegt). (Röm. 8, 34.) Haben wir aber uns nichts vorzuwerfen, dann haben wir durch das Herz Jesu als die wahre Himmelspforte „rühmend Zutritt zur Hoffnung auf die Herrlichkeit der Kinder Gottes“ (Röm. 5, 2), die uns durch ihn „in den Himmeln hinterlegt ist“ (Col. 1, 5). Am Herzen Jesu, da ist unser wahres, unser ewiges Vaterland, die Heimat der Seele und unseres Herzens Ruh’.

33. Und so schließt denn die Vitanei mit der Erfüllung aller Hoffnungen: Herz Jesu, du Wonne aller Heiligen. Der Zweck der Liebesbetätigung Jesu in seinem Hirten-, Lehr- und Priesteramte ist erreicht. Die Menschheit ist heilig, gottähnlich geworden und deshalb fähig, an der göttlichen Wonne und Seligkeit teilzunehmen, die uns vermittelt wird am Herzen und durch das Herz Jesu. Hier kann man von jeder Seele sagen (Cant. 8, 5): „Wer ist diese, die da heraufkommt aus der Wüste (aus dem Jammtal der Erde), wonneüberströmt, gelehnt auf ihren Geliebten?“, gleichsam ruhend an seinem Herzen.

So entfaltet die Vitanei vor unseren Augen das große Liebesleben des Herzens Jesu in seinem dreifachen Amte, im Himmel und auf Erden, an Sündern und Gerechten, an Lebenden, Sterbenden und den Abgeschiedenen. Sie ist das Hohelied der erbarmenden und erlösenden Herzensliebe Jesu, in dem erschienen ist die Güte und Menschenfreundlichkeit unseres Gottes (Tit. 3, 4).

## Dogmatische Abhandlung über die Josephs-Ehe.

Von P. Michael Ord. Cap., Grefeld (Rheinpreußen).

In alter und in neuer Zeit sind über die Ehe des heiligen Joseph mit der jungfräulichen Gottesmutter verschiedene Meinungen und Erklärungen aufgestellt worden, die theils wenig befriedigen, theils sich gegenseitig widersprechen.

Schon in alter Zeit stellte der heilige Epiphanius, Bischof von Salamis, die Ansicht auf, der heilige Joseph sei vor der Vermählung mit der heiligsten Jungfrau schon verheiratet gewesen, die Brüder

Jesu, von welchen die Evangelisten reden, seien Söhne des heiligen Joseph aus erster Ehe.

In neuester Zeit wird von Dr. Velsler in Tübingen in seiner - - Geschichte des Leidens und der Verherrlichung Christi - (S. 419) eine ähnliche Meinung aufgestellt, die aber im „Kölnner Pastoralblatt“, Beilage Nr. 5, Mai 1904, Seite 147 ff. eine scharfe Kritik und Zurückweisung erfahren hat.

Im Verlaufe unserer Abhandlung über die Josephs-Ehe kommen wir auf diese Ansicht des Herrn Professor Dr. Velsler etwas näher zu sprechen.

Wir müssen drei Hauptfragen beantworten; denn unter Josephs-Ehe verstehen wir die gültig geschlossene Ehe, welche von den Eheleuten aus Liebe zur jungfräulichen Keuschheit nicht vollzogen wird. Also müssen wir fragen:

- I. Ist der heilige Joseph stets jungfräulich geblieben?
- II. Hat Maria ihre Jungfräulichkeit Gott gelobt?
- III. Wie konnte Maria als gottgeweihte Jungfrau mit dem heiligen Joseph eine wahre Ehe eingehen, ohne ihr Gelübde zu verletzen?

#### I.

Was die Beantwortung der ersten Frage betrifft, ob der heilige Joseph stets jungfräulich geblieben, so erscheint sie auf den ersten Blick fast überflüssig, denn die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph wird ja von allen katholischen Kanzeln gepredigt, in unzähligen Bildern durch die Lilie dargestellt, von dem katholischen Volke als selbstverständlich vorausgesetzt, in unzähligen asketischen Büchern behandelt und als Beispiel den Jünglingen und Jungfrauen und besonders den Ordensleuten und dem Weltklerus zur Nachahmung vorgestellt und empfohlen.

Aber trotzdem wird die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph in alter und in neuer Zeit doch von katholischen Gelehrten teils in Zweifel gezogen, teils verneint. Diesen gegenüber antworten wir auf die erste Frage: Ist der heilige Joseph stets jungfräulich geblieben? mit einem entschiedenen Ja. Wir treten den Beweis dafür an.

a) Aus der Heiligen Schrift können wir zwar keinen direkten Beweis für die stete Jungfräulichkeit des heiligen Joseph herleiten; aber auch die Gegner vermögen es nicht, für ihre Behauptung, der heilige Joseph habe leibliche Söhne gehabt; also sei er nicht jungfräulich geblieben. Sie stützen sich auf den Ausdruck (bei Matth. 13, 55, und Mark. 6, 1–4, Joh. 2, 12) Brüder und Schwestern Jesu. „Ist er nicht des Zimmermanns Sohn? Heißt nicht seine Mutter Maria? und seine Brüder Jakob, Joseph, Simon und Judas? Und sind nicht alle seine Schwestern bei uns?“ (Mt. 13, 55.)

Aber aus diesen Worten wird mit Unrecht gefolgert, diese Brüder und Schwestern des Herrn seien leibliche Söhne und Töchter des heiligen Joseph gewesen; denn der Evangelist Matthäus bezeugt

schon im zehnten Kapitel, daß zwei von diesen genannten vier Brüdern zu Aposteln erwählt wurden und Söhne des Alphäus waren. (Matth. 10, 3.) Wer ihre Mutter gewesen, sagt uns der Evangelist Matth. im 27. Kapitel und der heilige Johannes im 19. Kapitel. Es war Maria, die Frau des Kleophas, das ist des Alphäus, die Schwester der Mutter Jesu, die auch beim Kreuze Jesu stand.

Auf drei Titel hin konnten nach hebräischem Sprachgebrauch die Söhne und Töchter des Alphäus Brüder Jesu genannt werden: 1. Auf den Titel der nahen Verwandtschaft von ihrem Vater Alphäus oder Kleophas, welcher nach den Angaben des Hegesipp und Eusebius ein Bruder des heiligen Joseph gewesen ist. 2. Auf den Titel der nahen Verwandtschaft von der Seite ihrer Mutter, der Maria Kleophä, welche nach dem Zeugnisse des heiligen Evangelisten Johannes eine Schwester, das ist Verwandte der Mutter Jesu gewesen ist. Sie stand mit Maria unter dem Kreuze. 3. Nach dem heiligen Thomas von Aquin wurden die vier Söhne des Kleophas auch Brüder Jesu genannt auf den Titel der Zuneigung oder der Annahme an Kindes-statt hin. Der heilige Josef habe die Kinder seines Bruders nach dessen Tod als die seinigen angenommen und sei ihr Nähr- und Pflegevater geworden.

Diese letztere Erklärung wird auch von Dr. Belfer in seiner Eml. S. 664 vom Jahre 1901 bevorzugt. Wir können dieselbe für die Lösung unserer Frage sehr gut akzeptieren, weil sie die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph festhält und bestätigt, dazu seine Tugend und Heiligkeit noch in ein helleres Licht stellt.

Der heilige Joseph ist nach dieser Lösung der Frage über die Brüder Jesu nicht bloß Nähr und Pflegevater des Heilandes, sondern auch der im Evangelium genannten Brüder und Schwestern Jesu.

In der hebräischen Sprache wird die Bezeichnung Bruder und Schwester in mehrfachem Sinne gebraucht. Im weitesten Sinne gebrauchen sowohl der Heiland als auch die Apostel den Ausdruck Bruder für den Nebenmenschen. Ferner für Stammverwandte, für die Glaubensgenossen: so werden die ersten Christen Brüder und Schwestern genannt. Jak. 2, 15: „Wenn ein Bruder oder eine Schwester von Kleidung entbloßt wären und Mangel litte an dem täglichen Unterhalte u. s. w.“ Hier wird offenbar Bruder und Schwester im Sinne von Mitmenschen genommen.

Dann nannten die Hebräer aber auch Brüder die Gleichwister-sunder: Kinder von Brüdern und Schwestern. In diesem Sinne nannten die Bewohner von Nazareth die vier Söhne des Kleophas und der Maria Kleophä Brüder Jesu; nach unserem Sprachgebrauch nennen wir sie Vettern.

Auch der Vorkerapostel nennt im Galaterbriefe den Apostel Jakobus den Bruder des Herrn. Nun bezeugen aber die Evangelisten mehrmals, daß der Apostel Jakobus ein Sohn des Kleophas und der Maria Kleophä gewesen ist. (Mark. 15, 40, Mat. 27, 56.)



Also beweist der Ausdruck Brüder des Herrn nicht das geringste gegen die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph.

b) Gehen wir jetzt zum positiven Beweise über, den wir aus der Tradition und aus den Kirchenvätern führen müssen.

Die Tradition der Kirche von Jerusalem kannte ohne Zweifel der heilige Hieronymus, denn er wohnte viele Jahre in Bethlehem, er war der beste Kenner der heiligen Schrift, er erforschte die Tradition mit großer Sorgfalt und zwar in dem Geburtsorte des heiligen Joseph selbst; das in einer Zeit, in der die Ueberlieferung noch lebendig bei den christlichen Bewohnern von Bethlehem und von ganz Palästina im christlichen Bewußtsein leben mußte. Was schreibt nun der heilige Hieronymus über diese Frage? In seinem Buche: *Contra Helvidium de perpetua Virginitate* B. M. bekämpft er nicht bloß die Einwände des Helvidius gegen die beständige Jungfräulichkeit der allerseeligsten Jungfrau, sondern er bezeugt uns auch die beständige Jungfräulichkeit des heiligen Joseph mit den folgenden Worten: „Du behauptest, Maria sei nicht Jungfrau geblieben; ich aber nehme auch für den heiligen Joseph die Jungfräulichkeit in Anspruch. Aus einer jungfräulichen Ehe sollte der Sohn der Jungfrau hervorgehen. Von Joseph ist vielmehr zu glauben, daß er jungfräulich geblieben ist, weil nicht geschrieben steht, er habe eine andere Frau gehabt, und der Gedanke an Unenthaltbarkeit mit Rücksicht auf ihn weit ferne gehalten werden muß.“ (*Adv. Helv. 9. c.*)

Der heilige Hieronymus gibt dann auch die trübe Quelle an, aus welcher Helvidius geschöpft habe, nämlich aus den Apokryphen-Evangelien. Er nennt sie „*Deliramentum apocryphorum*“.

Hören wir einen andern Traditionszeugen, den heiligen Augustinus. Er spricht ohne Zweifel den Glauben der Afrikanischen Kirche aus, wenn er in einer Weihnachtspredigt sagt: „Du, o Joseph, solltest mit deiner Gemahlin die Jungfräulichkeit gemeinsam haben; und aus einem jungfräulichen Schoße sollte derjenige geboren werden, der die Kraft und Stärke der Engel ist . . . Freue dich also, o Joseph, freue dich mit Maria, der Jungfräulichkeit! Du allein solltest das Verdienst haben, in der Ehe eine wahrhaft jungfräuliche Liebe zu bewahren; und durch das Verdienst der Jungfräulichkeit bleibst du der ehelichen Bewohnung der Jungfrau so fern, daß du Vater des Erlösers genannt zu werden verdienst.“ (*Serm. 24. In Nativ.*)

Der heilige Isidor v. S. bezeugt uns die Tradition in der ippanischen Kirche mit den bedeutungsvollen Worten: „Kann man nicht allen Ernstes Joseph einen Cherub nennen, der als Wächter und Beschützer der heiligsten Jungfrau Maria und Jesu Christi von dem unsterblichen Gott aufgestellt wurde?“ (*S. Is. 4. De ortu et obitu patrum, qui in Scriptura laudibus efferuntur. 8. cap.*)

Die Tradition der griechischen und syrischen Kirche bezeugt uns der heilige Basilius mit den folgenden Worten: „Welchem der Engel oder welchem der Heiligen hat Gott die Gnade erwiesen, Vater

des Sohnes Gottes zu heißen? Gott hat dem heiligen Joseph durch Verleihung dieses Titels größere Ehre erwiesen als allen Patriarchen, Propheten und Aposteln; denn diese haben nur den Titel eines Dieners, der heilige Joseph dagegen hat den Titel eines Vaters.“ (Hom. S. Bas.)

Man könnte gegen diese beiden letzteren Stellen einwenden, sie beweisen nur die hohe Würde und die erhabene Stellung des heiligen Joseph, nicht aber seine beständige Jungfräulichkeit. Auch der heilige Petrus ist vom Heilande zu einer hohen Würde erhoben worden, obwohl er verheiratet war.

Allerdings ist der Ehestand kein Hindernis für eine hohe Würde im Reiche Gottes; aber wenn der heilige Isidor erklärt, man müsse allen Ernstes den heiligen Joseph einen Cherub nennen, weil er als Wächter und Beschützer Jesu und Maria von Gott aufgestellt wurde, so setzt das die Jungfräulichkeit offenbar voraus.

Ebenso wenn der heilige Basilius erklärt, Gott habe dem heiligen Joseph durch die Verleihung des Titels Vater des Sohnes Gottes eine größere Gnade und Ehre erwiesen, als den Patriarchen, Propheten und Aposteln zusammen; denn diese seien nur Diener Gottes, der heilige Joseph dagegen habe den Titel eines Vaters; so setzt diese Stellung des heiligen Joseph zum Sohne Gottes die Tugend der Jungfräulichkeit voraus, die wir auch beim heiligen Johannes finden.

Damit stehen wir bei der scholastischen Beweisführung der mittelalterlichen Lehrer und Theologen bezüglich unserer Frage.

Im XI. Jahrhundert bezeichnet der heilige Petrus Damiani es als Glaubensüberzeugung, daß der heilige Joseph immer jungfräulich gelebt habe.

Im XII. Jahrhundert war in Deutschland einer der gelehrtesten Scholastiker der Abt Rupert von Deuz. Er schreibt in seiner Erklärung des Hohen Liedes (1. 2. In Cant.): „Mein Geliebter ist mein und ich bin sein, er weidet unter Lilien. Wer sind diese Lilien? Wenn nicht der heilige Joseph, der Bräutigam der heiligsten Jungfrau; und sie ist die geliebte Braut. Wahrhaftig, beide sind Lilien, nämlich durch ihre jungfräuliche Vermählung und durch ihr keusches Beisammenwohnen im Ehestande.“

Im XIII. Jahrhundert behauptet ohne allen Zweifel der heilige Thomas von Aquin den ersten Rang als Scholastiker. In seiner Summa III. q. 28. art. 3, ad 5 löst er die Frage bezüglich der Brüder Jesu in folgender Weise und bezeugt uns damit die stete Jungfräulichkeit des heiligen Joseph ganz klar: „Brüder des Herrn werden nach einigen die Söhne Josephs genannt, die er von einer andern Frau gehabt hätte. So berichtet uns der heilige Hieronymus, daß einige dieses meinten. (In Matth. 12.) Wir aber nennen Brüder des Herrn nicht etwaige Söhne des heiligen Joseph, sondern wir verstehen darunter Vettern, nämlich die Söhne jener Maria, welche die Tante des Herrn war.“

Auf vier verschiedene Weisen gebraucht nämlich die Heilige Schrift diesen Ausdruck „Brüder“: der Natur nach, dem Stamme nach, der Verwandtschaft nach und der Zuneigung nach. Hier werden die Betreffenden als Brüder des Herrn bezeichnet (Joh. 2, 12), nicht gemäß der Natur, als von derselben Mutter geboren, sondern auf den Grund der Verwandtschaft, als seine Blutsverwandten.

Von Joseph, so sagt Hieronymus (Adv. Helv. 9) ist vielmehr zu glauben, er sei jungfräulich geblieben; weil nicht geschrieben steht, er habe eine andere Frau gehabt, und der Gedanke an Unenthaltbarkeit mit Rücksicht auf ihn weit fern gehalten werden muß.

Im folgenden Artikel weist der heilige Thomas nach, daß der heilige Joseph nach seiner Vermählung mit Maria das Gelübde der jungfräulichen Keuschheit abgelegt habe.

Im XV. Jahrhundert galt der heilige Bernhardinus von Siena als einer der ersten Theologen neben dem berühmten Kanzler Gerson. Beide aber verteidigen die beständige Jungfräulichkeit des heiligen Joseph mit großem Eifer.

Hören wir die Beweisführung des heiligen Bernhardinus von Siena bezüglich der Heiligkeit und Jungfräulichkeit des heiligen Joseph. Sie ist für unsern Zweck umso beweiskräftiger, weil die heilige Kirche dieselbe in das kirchliche Brevier als Lektion der zweiten Nocturn auf das Patrozinium des heiligen Joseph aufgenommen hat.

„Die allgemeine Regel bei Austheilung besonderer Gnadengaben an vernünftige Geschöpfe ist diese: Wenn die göttliche Güte jemand zu einer besonderen Gnade beruft und denselben zu einem vorzüglichen Amte erwählt, so schenkt sie ihm auch alle notwendigen und nützlichen Gnadengaben, um dieses Amt gut zu verwalten, ja er schmückt sie im Ueberfluß damit aus. Dieses sehen wir ganz besonders bewahrheitet an dem heiligen Joseph, dem vermeintlichen Vater unsers Herrn Jesu Christi, dem wahren Bräutigam der Königin der Welt und der Herrin aller Engel; der da erwählt wurde von dem ewigen Vater als getreuer Nährvater und Bewahrer seiner teuersten Kleinkindern, nämlich seines Sohnes und seiner Braut, welches Amt derselbe auch auf das genaueste erfüllt hat. Deshalb sprach der Herr auch zu ihm: Du guter und getreuer Knecht! gehe ein in die Freude deines Herrn!

Wenn wir diesen Heiligen in seinem Verhältnisse zur ganzen Kirche betrachten, ist er nicht jener auserkorene und auserwählte Mann, durch welchen und unter welchem Christus in ordentlicher und ehrbarer Weise in die Welt eingeführt wurde? Wenn also die ganze heilige Kirche der jungfräulichen Gottesmutter Dank schuldet, weil sie durch dieselbe Christus zu empfangen gewürdigt war, so schuldet sie nach Maria dem heiligen Joseph besondere Erkenntlichkeit und vorzügliche Ehrfurcht. Er ist ja doch gleichsam der Schlüssel des Alten Bundes, in welchem die patriarchalische und prophetische Würde die verheißene Frucht empfängt. Er allein ist es, welcher in



körperlicher Weise beissen, was jenen die göttliche Huld nur verheissen hatte. Mit Recht vergleichen wir ihn mit dem Erzvater Joseph, der für das ganze Volk die Frucht bewahrte; unser Joseph aber steht hoch über dem ägyptischen Joseph, weil er nicht bloß den Aegyptern allein das Brod für das irdische Leben bewahrte, sondern allen Auserwählten das Brod vom Himmel, welches das ewige Leben verleiht, mit aller möglichen Sorgfalt aufzog." (Serm. 1. De S. Jos.)

In einer anderen Rede sagt der heilige Bernhardinus: „Wie könnte man nur denken, daß der Heilige Geist mit dem Herzen der heiligsten Jungfrau irgend ein Herz verbunden habe, ohne ihm die ganz gleichen Tugenden zu verleihen?“

Der gelehrte Gerion führt unter den besonderen Privilegien, mit welchen Gott den heiligen Joseph von Jugend auf ausgezeichnet, auch dieses an: Der heilige Joseph habe nie Regungen der sinnlichen Begierden empfunden.

Im XVI. Jahrhundert galt der spanische Jesuit Suarez als einer der größten Theologen. Der scharfsinnige und gelehrte Dr. Scheeben sagt von der dogmatischen Abhandlung des Suarez über den heiligen Joseph folgendes: „Das Beste, was sich theologisch über die Würde, Stellung und Eigenschaften des heiligen Joseph mit mehr oder weniger großer Zuverlässigkeit feststellen läßt, hat Suarez (Disp. 8. l. c.), woran sich die besseren azetischen Schriftsteller der neueren Zeit angeschlossen haben.“ (Dr. Scheeben, Dogm., 3. Band, S. 489, Nr. 1586.) Hören wir nun, was Suarez selbst über die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph vorträgt. Er beruft sich auf das Wort des heiligen Paulus in Römer 8, 29: „Die er vorhergesehen, die hat er auch vorherbestimmt, dem Bilde seines Sohnes gleichförmig zu werden.“ Nun habe aber Gott den heiligen Joseph zum erhabensten Amte vorherbestimmt, um dieses würdig zu verwalten, bedurfte der heilige Joseph die höchste Keinheit und Heiligkeit.

Zweitens wird uns vom Evangelisten Matthäus (1, 19) bezeugt, Joseph, ihr Mann, weil er gerecht war, wollte sie nicht in üblen Ruf bringen. Also wegen seiner Gerechtigkeit und auf besondere Inspiration des Heiligen Geistes sei ihm die heiligste Jungfrau angetraut worden, weil er selbst bis zur Vermählung die Jungfräulichkeit und die Keuschheit unverfehrt bewahrte, und sich bei der Vermählung mit der heiligsten Jungfrau sich durch ein Gelübde ganz Gott geweiht hat, so kann nicht daran gezweifelt werden, daß er in seinem Ehestande mit der heiligsten Jungfrau in wunderbarer Weise in der Heiligkeit und Gerechtigkeit zugenommen und auf Erden schon ein himmlisches Leben geführt hat. Daher schreibe auch sehr elegant der Abt Rupertus (Lib. 1. In Matth.): „Joseph, Sohn Davids! O Ehebund, wahrhaft und ganz heilig! O himmlischer Ehebund, nicht ein irdischer! Denn wie waren sie miteinander verbunden und worum? Dadurch und darin, daß in beiden ein Geist und eine Gesinnung war.“ (Unus Spiritus et una fides. Suarez. Disp. 8.)

Von den unzähligen Theologen, welche seit den letzten drei Jahrhunderten die beständige Jungfräulichkeit des heiligen Joseph verteidiget haben, wollen wir nur noch den gelehrten Dr. Scheeben hören. Er schreibt in seiner Mariologie, Nr. 1586: „Die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph ist dogmatisch durchaus zu präsumieren, theils aus dem hohen Verufe des heiligen Joseph, theils aus der Analogie des jungfräulichen Jüngers, der eben als solcher allein in ein ähnliches vertrautes Verhältnis zu Christus und Maria aufgenommen wurde; theils daraus, daß die jungfräuliche Ehe Josephs mit Maria auch seinerseits ein Gelübde der Jungfräulichkeit bedingt, dieses aber auf eine sein ganzes Leben beherrschende jungfräuliche Gesinnung zurückweist.“

Nachdem wir aus alter Zeit die zwei größten Kirchenlehrer, den heiligen Augustinus und Hieronymus, aus dem Orient den heiligen Basilus, aus dem Occident den heiligen Isidor v. S., aus dem Mittelalter einen heiligen Petrus Damianus, Abt Rupert von Deuz und den König der Scholastiker, den heiligen Thomas v. A., aus der späteren Zeit den heiligen Bernhardinus v. S., den scharfsinnigen Suarez und aus unserer Zeit Dr. Scheeben gehört haben, so können wir unsern Beweis mit den Worten des großen Papstes Leo XIII. abschließen: „Die Jungfrauen haben an dem heiligen Joseph ein Vorbild und einen Beschützer der jungfräulichen Unversehrtheit.“ (Enzyklika 15. August 1889.)

c) Unser Beweis wird noch an Stärke gewinnen, wenn wir die Gegengründe der Gegner etwas ansehen und prüfen.

α) In alter Zeit ist es vor allem der heilige Bischof Epiphanius von Salamis, welcher dem heiligen Joseph eine frühere Frau und leibliche Söhne zuschreibt. Wie kommt nun dieser heilige Bischof zu dieser Behauptung? Welches ist seine Quelle? Ist sie zuverlässig?

Der heilige Epiphanius wurde um das Jahr 315 in Palästina in einem Flecken bei der Stadt Eleutheropolis geboren. Er verlegte sich auf das Studium, reiste nach Aegypten, besuchte dort die Einsiedler, kam aber auch mit den Gnostikern in Berührung, die aber vergeblich versuchten, ihn für ihre Lehren zu gewinnen. In seine Heimat zurückgekehrt, errichtete er ein Kloster, dem er dreißig Jahre vorstand. Im Jahre 367 wurde er zum Bischof von Salamis auf der Insel Cypern erwählt. Als Bischof geriet er in Streit mit dem Bischofe Johannes von Jerusalem wegen der Schriften des Origenes. Später kam er auch in Streit mit dem heiligen Chrysostomus; er erkannte aber zuletzt sein Unrecht und versöhnte sich vor seinem Tode mit dem heiligen Chrysostomus. Er starb im Jahre 403 auf dem Meere während seiner Rückreise von Konstantinopel nach Cypern. Mit dem heiligen Hieronymus war Epiphanius persönlich bekannt und befreundet. Es ist noch ein Brief in lateinischer Uebersetzung vorhanden, den Epiphanius an Hieronymus geschrieben. Er behandelt darin die origenistischen Streitigkeiten. Hieronymus stand in diesem

Streite ebenfalls auf der Seite des heiligen Epiphanius. Wie kommt es nun, daß die beiden Heiligen in bezug auf die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph das Gegenteil lehren?

Epiphanius hatte einen großen Eifer in der Bekämpfung der Irrlehren, aber er legte darin eine große Leichtgläubigkeit und Kritikalosigkeit an den Tag. In seinem Werke mit dem Titel: Den „Festgeankerten“ bekämpft er achtzig verschiedene Irrlehren und gibt in seinem „Arzneikasten“ Heilmittel an für jene, welche von den Schlangen gebissen, d. i. von den Irrlehren angesteckt seien.

Unter diesen achtzig Irrlehren bekämpft der heilige Epiphanius auch die Ebioniten, die damals auch auf der Insel Cypern Anhänger hatten. Die Ebioniten gebrauchten zwar das Matthäusevangelium, legten es aber verkehrt aus. Besonders die Stelle Mt. 7, 14, welche im Kap. 1, 22 und 23 vom heiligen Evangelisten Matthäus angeführt wird, verstanden sie ganz irrig. „Dieses aber ist geschehen, auf daß erfüllt würde, was vom Herrn gesagt wurde durch den Propheten, der da spricht: Siehe, die Jungfrau wird empfangen und einen Sohn gebären; und sie werden ihm den Namen Emanuel geben, welches übersezt: Gott mit uns heißt.“ (Matth. 1, 22 und 23.)

Die Ebioniten hielten Jesus für den natürlichen Sohn Josephs; sie leugneten die übernatürliche Geburt aus dem Heiligen Geiste und aus der Jungfrau; sie mißbilligten überhaupt die Enthaltbarkeit und die Bewahrung der Jungfräulichkeit. So berichtet der heilige Epiphanius (Haer. 30. f 14.). Um diese Ebioniten eines besseren zu belehren, erklärte ihnen der heilige Bischof die übernatürliche Geburt Christi, wie es der heilige Evangelist Matthäus im ersten Kapitel seines Evangeliums klar bezeugt. Den Ebioniten fehlte dieses erste Kapitel des Matthäusevangeliums beziehungsweise der Genealogie des Erlösers.<sup>1)</sup>

Der heilige Epiphanius entlehnte nun den Bericht aus dem Apokryphen-Protoevangelium-Jakobi, in welchem angegeben wird, der heilige Joseph sei schon achtzig Jahre alt gewesen, als die heiligste Jungfrau ihm angetraut wurde. Damit wollte der heilige Epiphanius sicherlich die Ebioniten von ihrem Irrtum zurückführen; ihnen klar machen, daß der heilige Joseph nicht der natürliche Vater des Heilandes sein könne, schon des Alters wegen.

Weil aber die Ebioniten auch die Jungfräulichkeit Mariä leugneten mit Berufung auf die Brüder Jesu (Matth. 13, 55), so erklärte ihnen der heilige Epiphanius, die im Evangelium genannten Brüder Jesu seien nicht Söhne der Mutter Jesu, sondern Söhne des heiligen Joseph aus einer früheren Ehe.

Diese Widerlegung der Ebioniten entlehnte der heilige Epiphanius ebenfalls aus dem „Apokryphen Protoevangelium-Jakobi“.

<sup>1)</sup> S. Epiph. Haer. 30. f 14: „Nam omnem illam genealogiam amputant.“



Schon Origenes berichtet, daß diese Meinung, die Brüder Jesu seien Söhne des heiligen Joseph aus einer früheren Ehe, aus dem sogenannten Protoevangelium Jakobi entlehnt sei.

Damit haben wir die Quelle entdeckt, aus welcher der heilige Epiphanius seine Beweise gegen die Ebioniten bezüglich unserer Streitfrage geschöpft hatte.

Die Absicht des heiligen Epiphanius war ohne allen Zweifel gut; er scheint auch Erfolg gehabt zu haben, denn ein Teil der Ebioniten kehrte zur Kirche zurück; der andere Teil fiel in das Judentum und in das Hidentum zurück, denn im 5. Jahrhundert verschwinden sie aus der Geschichte der orientalischen Sekten.

Der heilige Epiphanius konnte aus einem doppelten Grunde diese Darstellung bezüglich des Alters, in welchem der heilige Joseph sich vermählt haben sollte, aus dem Protoevangelium-Jakobi entlehnen. Diese apokryphe Schrift war bei den Häretikern der ersten christlichen Jahrhunderte entstanden. Sie stand bei denselben in hohem Ansehen; war sicherlich auch bei den Ebioniten in Gebrauch. So konnte nun der heilige Epiphanius zum apologetischen Zwecke aus dieser apokryphen Schrift, die von den Häretikern geschätzt wurde, den Ebioniten ihren Irrtum nachweisen bezüglich der übernatürlichen und jungfräulichen Geburt Christi, ferner das hohe Alter des heiligen Joseph geltend machen.

Dasselbe gilt bezüglich der Brüder Jesu, welche nach Epiphanius Söhne des heiligen Josephs aus einer früheren Ehe gewesen wären. Es handelte sich damals nicht um die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph, sondern der heilige Epiphanius hatte die immerwährende Jungfräulichkeit Mariä gegen die Ebioniten und gegen andere Irrlehrer zu verteidigen. Diese beriefen sich für ihre Zeugnung der Jungfräulichkeit auf das Matthäusevangelium (13, 55), weil darin von Brüdern und Schwestern Jesu Erwähnung geschehe. Um den Ebioniten diese Berufung auf das Matthäusevangelium abzuschneiden, zitierte der heilige Epiphanius die Stelle aus dem sogenannten Protoevangelium-Jakobi, in welchem gesagt wird, jene Brüder Jesu, Simon, Joseph, Jakobus und Judas seien Söhne des heiligen Joseph gewesen aus einer früheren Ehe. Damit hatte der heilige Epiphanius die Jungfräulichkeit Mariä bewiesen, die Ebioniten eines besseren belehrt, ohne sich darüber auszusprechen, ob jener Bericht im Protoevangelium-Jakobi historisch und kritisch auch haltbar sei.

Bei den Ebioniten war es keine Herabsetzung, sondern vielmehr eine Ehrung und Verherrlichung des heiligen Joseph, wenn ihm leibliche Söhne zugesprochen wurden.

Die Ebioniten mißbilligten die Enthaltjamkeit und die Jungfräulichkeit: sie gaben der Fortpflanzung des Geschlechtes den Vorzug. Eine ganz ähnliche Auffassung haben bis heute die frommen katholischen Maroniten im Libanongebirge.

Hieraus ist es uns klar geworden, warum der heilige Epiphanius trotz der Freundschaft, die er mit dem heiligen Hieronymus unterhielt, bezüglich der Jungfräulichkeit des heiligen Joseph eine gegen-  
teilige Meinung vertritt. Es soll das kein kritischer historischer Bericht sein, sondern nur ein Zitat aus der apokryphen Schrift, welche bei den Häretikern in Ansehen stand zu dem praktischen apologetischen Zwecke, die Irrenden zur Kirche zurückzuführen, den von den Schlangen Gebissenen ein Heilmittel darzubieten, wie der heilige Epiphanius sich auszudrücken pflegte. (S. Epiph. Πρὸς ἑρ.)

β) Hiermit können wir in Frieden von dem heiligen Kirchenvater Epiphanius Abschied nehmen, und uns einem andern Gegner aus der neuesten Zeit zuwenden.

Herr Professor Dr. Belfer in Tübingen zitiert in seiner „Geschichte des Leidens und der Verherrlichung Christi“ (Seite 419) eine Stelle aus: Philo. Cod. apocr. Novi Test. p. 70 von Jakob von Odeffa, welche lautet: „Ita intelligi debet hic sermo. (Joh. 19, 25.) quemadmodum doctores ecclesiae et sacrorum librorum interpretes eum intellexerunt: stabant nimirum juxta crucem Jesu Maria mater ejus, et Maria altera senior, uxor Josephi sponsi putativi S. Virginis. illa, inquam, mater Simonis, et Josi, et Jacobi, et Judae, qui ab omnibus fratres (Jesu) Christi putabantur; haec erat, quae soror matris Jesu vocabatur.“

In diesem Zitate findet Dr. Belfer eine sogenannte Pflichtehe zwischen Joseph und der altera Maria senior, der Maria Kleophä vorgetragen, und damit sei die Frage bezüglich der Brüder Jesu gelöst; sie seien natürliche Söhne des heiligen Joseph aus der Ehe mit Maria Kleophä. Dr. Belfer schreibt wörtlich mit Rücksicht auf dieses Zitat aus Jakob v. Odeffa: „In dieser Ansicht der Väter und Lehrer der Kirche dürfte die Lösung des schwierigen Problems liegen. Wenn Joseph nach dem Tode seines Bruders Klopas dessen Frau als kinderlose Witwe auf Grund des jüdischen Gesetzes ehelichte, und aus dieser Ehe vier Söhne hervorgingen, Simon, Josef, Jakobus und Judas, so versteht man, warum dieselben Brüder Jesu genannt werden; Jesus galt ja vor allem Volke auch als leiblicher Sohn Josephs und der Maria, und vom gesetzlichen Standpunkte aus war er es wirklich.“ (S. 419 Anmerkung.)

Nach dieser Lösung der Frage über die Brüder Jesu ist nicht bloß die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph total preisgegeben, sondern der heilige Joseph hätte dann auch in gesetzmäßiger Bigamie gelebt, denn Maria Kleophä stand mit der Mutter Jesu unter dem Kreuze. (Matth. 27, 56. Mark. 15, 40. Joh. 19, 25.)

An dieser gesetzmäßigen Bigamie kann Dr. Belfer nur dann vorbeikommen, wenn er mit Jakob v. Odeffa noch weiter annimmt, zwischen Joseph und der Mutter Jesu habe keine wahre Ehe bestanden, sondern nur eine Scheinehe, Joseph sei nur „sponsus putativus“, der vermeintliche Gemahl der Mutter Jesu gewesen.

Aber diese Annahme widerspricht dem Evangelium (Matth. 1, 16.), welches Joseph als Mann Mariä bezeichnet: „Joseph virum Mariae, de qua natus est Jesus, qui vocatur Christus.“ S. 19: „Joseph autem vir ejus.“ Sie widerspricht auch der Enzyklika Leo's XIII. vom 15. August 1889; denn der heilige Vater redet von der feststehenden Tatsache: Zwischen Maria und Joseph besteht ein „maritale vinculum“ und ein „conjugale foedus“.

Sollte aber Dr. B. lser auf einem andern Wege an der genannten Bigamie vorbeikommen, so bleibt nach dieser Lösung immer noch die Jungfräulichkeit des heiligen Joseph total preisgegeben. Von einer Josephs-Ehe im eigentlichen Sinne des Wortes als jungfräuliche Ehe könnte keine Rede mehr sein.

Weil wir nun in der Enzyklika des heiligen Vaters vom 10. August 1889 auch lesen: „Die Jungfrauen haben an dem heiligen Joseph ein Vorbild und einen Beschützer der jungfräulichen Unversehrtheit“, so müssen wir jenes Zitat von Jakob v. Edeffa in anderer Weise erklären, als Herr Dr. B. lser es erklärt hat. Wir müssen fragen:

Wer war Jakob von Edeffa? Wann hat er geschrieben? Ist er zuverlässig? Welches sind die Väter und Lehrer der Kirche, auf die er sich in diesem Zitate beruft? Welches ist die Quelle, aus der er seine Angaben über die Brüder Jesu und über die Maria Kleophä geschöpft hat?

Jakob von Edeffa war ein syrischer Schriftsteller und zugleich Bischof von Edeffa gegen Ende des 7. und zu Anfang des 8. Jahrhunderts. Der gelehrte Dr. Kaulen in Bonn weist aber nach, daß Jakob von Edeffa der monophysitischen Sekte angehörte, welche durch das Konzil von Chalcedon im Jahre 451 aus der Kirche ausgeschlossen worden waren. Daß Jakob von Edeffa ein monophysitischer Bischof gewesen, geht daraus hervor, weil er das allgemeine Konzil von Chalcedon als häretisch verwirft. Ferner auch noch aus dem Umstande, daß Jakob von Edeffa im Jahre 706 hervorragenden Anteil an der jakobitischen Synode genommen hat, welche damals von dem jakobitischen Patriarchen Julian abgehalten wurde. Die Jakobiten waren nämlich die Monophysiten im engeren Sinne. Sie wohnten in Syrien, Mesopotamien und Babylonien.

Nachdem nun festgestellt ist, daß wir es mit einem häretischen Bischöfe zu tun haben, verliert die Zuverlässigkeit seines Berichtes schon viel. Aber Jakob v. Edeffa beruft sich auf die Lehrer der Kirche und auf die Erklärer der heiligen Bücher. Wer sind diese Lehrer und Erklärer? Es sind die jakobitischen und die monophysitischen Bischöfe und Exegeten, welche auch der Heiligen Schrift an vielen Stellen Gewalt antaten in bezug auf die wahre Menschheit Christi und in bezug auf die zwei Naturen in Christo.

So verdrängt nun in dieser Stelle Jakob von Edeffa und seine Väter der Kirche und Erklärer der Heiligen Schriften die Mutter



Gottes als Braut und Gemahlin des heiligen Joseph, und sie schieben an deren Stelle Maria Kleophä. Aber damit kommen sie mit den Evangelien in offenbaren Widerspruch; denn das Evangelium nennt den heiligen Joseph als Mann Mariä; sie nennen den heiligen Joseph nur den scheinbaren, den vermeintlichen Gemahl. Die Evangelien nennen Maria die Frau des Kleophas; Jakob von Edeffa und seine Autoren nennen Maria die Aeltere die Frau des heiligen Joseph.

Wie kommt Jakob von Edeffa und seine Gewährsmänner dazu, Maria Kleophä als die Frau des heiligen Joseph zu erklären. Ist das Fälschung? Einbildung oder ein Mißverständnis?

Fälschung und Einbildung dürfen wir erst annehmen, wenn dieselben nachgewiesen sind. Es scheint hier eher ein Mißverständnis vorzuliegen. Worin liegt es?

Dr. Belfer zitiert in seiner Einl. S. 664 eine Stelle aus Eusebius und sagt im Anschluß daran: „Hier blickt der wahre, dem Eusebius nicht unbekannte Sachverhalt durch: Alphäus oder Kleopas, der Bruder Josephs, der Vater des Jakobus, Simon, Joses und Judas starb bald. Joseph nahm die hinterbliebenen Söhne in sein Haus auf, und so wurden sie Söhne Josephs genannt und Brüder Jesu.“

Diese ältere Lösung des Problems von Dr. Belfer ist nicht bloß annehmbar, sondern es erhellt auch hieraus das Mißverständnis, in welches Jakob von Edeffa und seine Gewährsmänner gefallen sind. Sie nennen die Mutter dieser vier genannten Söhne des Kleophas „uxor Josephi“, denn wenn der heilige Joseph die Söhne seines früher verstorbenen Bruders Kleophas in sein Haus zu Nazareth aufnahm, so hat er sicher auch die Mutter derselben, Mariä Kleophä, in das Haus aufgenommen. So bildeten die zwei Familien nur eine Familie. Dadurch konnte bei den Bewohnern von Nazareth und der Umgegend sehr leicht die Meinung entstehen, Maria Kleophä sei die eigentliche Frau des heiligen Joseph.

Diese irrige Volksmeinung wurde ohne Zweifel von den Apokryphen, von dem Protevangelium Jakobi aufgegriffen und weiterverbreitet. So haben wir wieder dieselbe trübe Quelle gefunden, aus welcher Jakob von Edeffa und seine Lehrer der Kirche und Erklärer der Heiligen Schriften geschöpft haben, es ist das Apokryphe-Protevangeli-um Jakobi, von dem Origenes berichtet, daß es die Brüder Jesu für leibliche Söhne des heiligen Joseph erkläre.

Diese apokryphe Schrift ist bei den orientalischen Sekten entstanden und stand bei denselben in Ansehen. Daher berief sich auch der heilige Epiphanius darauf, um die Ebioniten mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen, wie oben bewiesen wurde.

Unsere Darlegung hat nun ergeben, daß nichts Beweisendes gegen die beständige Jungfräulichkeit des heiligen Joseph vorgebracht werden kann.

Wir schließen die Beantwortung der ersten Frage mit den Worten des Herrn Schrödl (Kirchenlexikon, Weyer und Welte, Bd. 6,

S. 1843) ab: „Daß Joseph schon vor der Vermählung mit Maria einmal verheiratet gewesen und mehrere Kinder gehabt habe, nämlich Jakobus den Jüngeren und diejenigen, welche das Evangelium Brüder Jesu nennt, ist ein Irrthum, der aus apokryphen Evangelien seinen Ursprung herleitet. Daß er in der Ehe mit Maria in jungfräulicher Keuschheit gelebt, ist katholische Lehre.“

## II.

Wir schreiten jetzt zur Beantwortung der zweiten Frage:

Hat Maria sich von Jugend auf Gott geweiht? Was verstehen wir hier unter Weihe an Gott? Wir verstehen darunter die vollkommene Hingabe an Gott mit Leib und Seele durch das Gelübde der steten und immerwährenden Jungfräulichkeit.

Diese Weihe an Gott umfaßt eine dreifache Virginität: Die Virginität dem Körper nach; die Virginität der Seele oder der Gesinnung nach, und die Virginität des Gemüthes, d. i. die Freiheit von den Regungen der Sinnlichkeit, welche bei Maria aus der Freiheit von der Erbsünde abgeleitet wird. Diese letztere Virginität ist eine Folgerung aus dem Dogma von der Unbefleckten Empfängnis. Sie ist ein Geschenk von Gott. Es kommt also nur noch in Frage: Ob Maria die Virginität dem Leibe und der Seele oder der Gesinnung nach von Jugend auf durch ein Gelübde und für immer Gott geweiht?

a) Diese Frage beantworten wir mit „Ja“.

Den Beweis treten wir jetzt an:

Wenn wir uns bei der Beweisführung für die stete Jungfräulichkeit des heiligen Joseph nicht direkt auf die heilige Schrift, sondern auf die Tradition und auf die allgemeine Ueberzeugung der Kirche gestützt haben, so hatte das seinen Grund darin, weil in der heiligen Schrift keine Beweisstelle zu finden ist, welche die immerwährende Jungfräulichkeit des heiligen Joseph klar ausspricht. Daher stellten wir den Beweis aus der Ueberzeugung des christlichen Volkes an die Spitze.

z) Hier aber bei der Begründung der vollkommenen Weihe der heiligsten Jungfrau an Gott fehlt uns die allgemeine Ueberzeugung des christlichen Volkes, doch können wir uns direkt auf die heilige Schrift selbst (und was noch besser ist, auf die Mutter Gottes selbst) berufen. Ja, noch mehr, wir berufen uns auf das erste Wort, das im heiligen Evangelium von Maria gesprochen und zwar in jenem gnadenvollen Augenblick, in welchem die Jungfräulichkeit und die vollkommene Weihe an Gott offenbar wurde, resp. in Frage kam. Der heilige Evangelist Lukas berichtet uns allein die Verkündigung der Menschwerdung des Sohnes Gottes: (Luk. 1, 26 ff.) „Am sechsten Monat aber ward der Engel Gabriel von Gott gesandt in eine Stadt in Galiläa, mit Namen Nazareth, zu einer Jungfrau, die mit einem Manne vom Hause Davids verlobt war, welcher Joseph hieß; und der Name der Jungfrau war Maria. Und der Engel kam zu ihr

hinein und sprach: „Gegrüßt seist du, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir, du bist gebenedeit unter den Weibern!“ Dieses ist der erste Teil von der Verkündigung des Engels. Maria antwortete noch nicht darauf, sondern der Evangelist berichtet: „Da sie dieses hörte, erschraf sie über seine Rede und dachte nach, was dieses für ein Gruß sei.“ Wir wollen noch nicht untersuchen, warum Maria erschraf, sondern zuerst den zweiten Teil der Verkündigung hören: „Fürchte dich nicht, Maria! Denn du hast Gnade gefunden bei Gott. Siehe, du wirst empfangen in deinem Leibe und einen Sohn gebären, und du sollst seinen Namen Jesus heißen. Dieser wird groß sein und der Sohn des Allerhöchsten genannt werden; Gott der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben und er wird herrschen im Hause Jakob ewiglich und seines Reiches wird kein Ende sein“ (Luk. 1, 30—33).

Wie hat nun Maria diese Worte verstanden? Wie aus ihrer nun folgenden Frage sich ergibt: „Wie wird dieses geschehen, da ich keinen Mann erkenne“, hat auch Maria diese Verheißung auf einen natürlichen Sohn Davids bezogen. Das aber aus doppeltem Grunde: wegen des Wortlautes selbst, welcher von einem Sohn Davids verstanden werden muß; dann wegen ihrer Demut, welche noch nicht an die Auserwählung zur höchsten Würde der Mutter Gottes dachte oder denken konnte.

Ferner geht das auch noch daraus hervor, weil beim Propheten Isaias ganz klar vom Erlöser vorhergesagt war, daß Er von einer Jungfrau empfangen und von einer Jungfrau geboren werde (Is. 7, 14). Es kann gar kein Zweifel bestehen, daß Maria diese Prophezeiung kannte. Wurde doch seit mehr als 600 Jahren das Buch des Propheten Isaias als wichtigste Prophezeiung vom zukünftigen Erlöser angesehen, nicht bloß im Tempel zu Jerusalem, sondern auch im ganzen Lande in allen Synagogen an den Sabbaten wurde es vorgelesen und erklärt (Luk. 4, 17).

Aus dieser Frage führen wir nun den Beweis, daß Maria sich durch ein Gelübde ganz Gott geweiht hatte. Maria war schon verlobt und vermählt mit dem heiligen Joseph, denn so lange sie noch unvermählt war, wohnte sie im Tempel zu Jerusalem. Der Engel Gabriel ward aber nicht nach Jerusalem, sondern nach Nazareth gesandt. Also wohnte Maria bei der Verkündigung des Engels schon beim heiligen Joseph. Darauf weist auch der heilige Evangelist Matthäus hin: „Joseph aber ihr Mann, weil er gerecht war und sie nicht in üblen Ruf bringen wollte, gedachte sie heimlich zu entlassen“ (Matth. 1, 19).

Die Entlassung setzt aber die Vermählung voraus. Dem scheint allerdings der folgende Vers zu widersprechen: „Der Engel sprach: Joseph, Sohn Davids, fürchte dich nicht, Maria dein Weib zu dir zu nehmen!“ (B. 20.) Aber das widerspricht nur scheinbar. Denn der Engel nennt Maria *conjugem tuam*, dein Eheweib, also waren



sie schon verheiratet. Das „Verlobtsein“ bedeutet also so viel als angetraut sein. Das „Zufichnehmen“ so viel als „Bei sich behalten“. Wenn es Allioli u. a. aber von dem Aufnehmen ins heilige Haus verstehen, so widerspricht das nicht der Annahme, daß die Vermählung schon vor der Verkündigung des Engels stattgefunden. Aber es entspricht nicht gut der uralten Tradition, daß die Verkündigung des Engels und die Menschwerdung des Sohnes Gottes im heiligen Hause zu Nazareth geschehen.

Doch kommt in unserer Beweisführung auf diesen Punkt nicht so viel an. Sondern es kommt auf die Erklärung der heiligsten Jungfrau an: „Quoniam virum non cognosco.“ Weil Maria selbst erklärt, „sie erkenne keinen Mann“, so kann das nur darin seinen Grund haben, weil sie ihre Jungfräulichkeit Gott geweiht.

Ein bloßer Vorsatz, im Ehestande jungfräulich zu bleiben, ist durch den Abschluß der Ehe schon aufgehoben. Er kann auch ohne Verletzung des wesentlichen Rechtes des Mannes gar nicht gehalten werden. Um diese Frage der heiligsten Jungfrau zu erklären, hat schon der heilige Augustinus ein Gelübde der Keuschheit angenommen: „Dem Engel antwortete Maria: „Wie soll das geschehen, da ich einen Mann nicht erkenne? Quod profecto non diceret, nisi Deo Virginem se ante vovisset“ (S. Aug. De Virg. 4).

„Was Maria in der Tat nicht sagen konnte, außer wenn sie Gott sich als Jungfrau geweiht hatte.“

Noch in einer anderen Stelle (I. 2 De Monach. cap. 22) spricht der heilige Augustinus über diese Worte (Luk. 1, 34): „Illa verba non significant: jam actu non cognosco, sed non licet mihi cognoscere, alioquin ineptissima interrogatio fuisset.“

„jene Worte bezeichnen nicht: Jetzt erkenne ich in der Tat keinen Mann, sondern: Es ist mir nicht erlaubt, einen Mann zu erkennen, denn sonst wäre dieses die törichte Frage gewesen.“

Warum wäre das eine törichte Frage gewesen? Das ist leicht einzusehen, denn wenn Maria kein Gelübde der steten Jungfräulichkeit abgelegt, sondern nur durch ein Versprechen oder durch einen Vorsatz dem heiligen Joseph gegenüber gebunden gewesen wäre, so hätte die Frage ganz anders gestellt werden müssen. Etwa so:

„Wie wird das geschehen, wenn der Nachkomme Davids, Joseph, der Sohn Davids, dem ich angetraut bin, nicht zustimmt?“ Oder:

„Es soll geschehen, sofern Joseph, der Sohn Davids, dem ich verlobt bin, zustimmt.“

Aber Maria spricht das „Fiat“ erst dann, nachdem der Engel Gabriel klar die Menschwerdung des Sohnes Gottes und das Geheimnis der heiligsten Dreifaltigkeit und ihre Erhebung zur jungfräulichen Gottesmutter im dritten Teile seiner himmlischen Botschaft ausgesprochen:

„Der Engel antwortete und sprach zu ihr: „Der Heilige Geist wird über dich kommen und die Kraft des Allerhöchsten dich über-

schatten, darum wird auch das Heilige, welches aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden..... denn bei Gott ist kein Ding unmöglich“ (Luk. 1, 35—38).

„Maria aber sprach: Siehe, ich bin eine Magd des Herrn, Mir geschehe nach deinem Worte! Und der Engel schied von ihr.“

Wenn wir also Maria, der weisesten Jungfrau, der Mutter und dem Sitz der Weisheit, keine törichte Frage zumuten können, so müssen wir mit dem heiligen Augustinus ein Gelübde der Jungfräulichkeit annehmen, weil sonst diese Frage eine ganz törichte wäre.

3) Aber der heilige Augustinus steht unter den Kirchenvätern nicht allein. Auch der heilige Gregor von Nyssa verteidiget die Weihe an Gott (Serm. De Nativ). Nachdem der heilige Lehrer in dieser Weihnachtspredigt ausgeführt, Maria sei dem heiligen Joseph übergeben worden, nicht damit er ihre Jungfräulichkeit hinwegnehme, sondern vielmehr sie beschütze und bewahre, dann gibt er den Grund dafür an mit den folgenden Worten:

„Quoniam Deo dicatam et consecratam carnem veluti sanctum quoddam donarium intactam servari oportebat“; das heißt übersetzt:

„Weil Maria Gott verlobt und Gott geweiht war dem Leibe nach, so mußte sie wie ein gewisses heiliges, für Gott bestimmtes Weihegeschenk unverfehrt bewahrt werden.“

Auch der heilige Ambrosius spricht in seinem Buche (De Exell. Virg. cap. 4) von dem Gelübde der heiligsten Jungfrau:

„Deiparam Virginitatem suam Deo consecrasso; die Gottesgebärerin hatte ihre Jungfräulichkeit Gott geweiht“.

Beda der Ehrwürdige, der erst in unseren Tagen von Papst Leo XIII. zum Kirchenlehrer erhoben wurde, beruft sich ebenfalls auf die Frage Luk. 1, 34: „Diese Worte zeigen den Entschluß des Geistes der heiligen Jungfrau, weil sie die Erste der Frauen war von solcher Tugend, indem sie zur Jungfräulichkeit sich verpflichtete.“

„Virginitati manciparat.“ In diesen zwei letzten Worten spricht Beda das Gelübde der Jungfräulichkeit aus.

Der heilige Bernhardus spricht von dem Gelübde als einer ganz sicheren Tatsache.

Hören wir jetzt den heiligen Anselm, den Begründer der Scholastik: „Die heilige Jungfrau habe den Leib und die Seele durch die beständige Jungfräulichkeit Gott geweiht....“ „Sie hat das umfaßt, was sie erkannte, daß es Gott am wohlgefälligsten sei; sie hat das Gesetz überraagt“ (l. de Exell. Virg. cap. 4).

7) Wir wenden uns jetzt zu den Scholastikern, welche sich nicht bloß mit der Begründung aus der heiligen Schrift und den Vätern begnügen, sondern auch noch theologische Beweise gesucht und angefügt haben.

Der heilige Thomas von Aquin behandelt diese Frage in der Summa p. III qu. 28 art. 4. Hören wir seine Begründung: „Der heilige Augustin schreibt (De Virg. 4): Dem Engel antwortete Maria:

Wie soll dieses geschehen, da ich einen Mann nicht erkenne. Dieses würde sie nicht sagen, wenn sie vorher nicht Gott gelobt hätte, Jungfrau zu bleiben."

Ich antworte, die Werke der christlichen Vollkommenheit seien vollendeter, wenn sie auf Grund eines Gelübdes geschehen. Drei Gründe machen, daß es besser ist, etwas unter Gelübde zu tun, als ohne Gelübde. Denn

1. ist das Gelübde ein Akt der Gottesverehrung, welche unter den moralischen Tugenden den ersten Rang behauptet. Also ist der Akt jeder anderen niedrigeren Tugend deshalb besser, wenn er von der Gottesverehrung als der höheren Tugend angeordnet wird.

2. Der Gelobende unterwirft sich Gott mehr als jener, welcher das Nämliche ohne Gelübde tut. Denn der letztere unterwirft sich Gott nur in Rücksicht auf die einzelnen Akte; der Gelobende aber unterwirft sich Gott noch dazu in Rücksicht auf die Fähigkeit. Er schenkt Gott den ganzen Baum, der erstere nur die Früchte, er behält den Baum.

3. „Der Wille wird durch das Gelübde im Guten befestiget. Das gehört aber zur Vollkommenheit der Tugend.“ Die Tugend der Jungfräulichkeit mußte nun „vorzugsweise“ in Maria sein. Also war es zukünftig, daß sie ein entsprechendes Gelübde machte."

Hören wir jetzt den heiligen Bonaventura, den größten Lehrer der Franziskaner-Schule. Dieser heilige Kirchenlehrer gibt in seinem Breviloqu. P. IV cap. 3 folgende drei Gründe an:

„Es geziemte sich für die heilige Jungfrau, daß sie Gott die Jungfräulichkeit gelobte, aus dreifachem Grunde:

1. Damit sie eine ganz würdige Wohnung wurde. Wie es im Buche der Weisheit (7, 25, 26) heißt: „Die Weisheit ist der Glanz des ewigen Lichtes, und ein Spiegel ohne Makel, darum kommt nichts Unreines zu ihr.“ Es geziemte sich also für die Ewige Weisheit, daß sie von einer Mutter empfangen wurde, welche unverfehrt war dem Leibe und dem festen Willen nach; die vollkommene Unversehrtheit des Willens besteht in dem Gelübde der Jungfräulichkeit."

2. Der zweite Grund ist der, damit Maria allen Jungfrauen ein Vorbild sei der vollkommenen Jungfräulichkeit. Wie Gott der Vater den Männern Christum als Beispiel vorgestellt, so ist dessen Mutter den Frauen als Beispiel vorgesezt; und weil dieses am meisten nachzuahmen und zu empfehlen ist, nämlich das Gelübde der Jungfräulichkeit, daher muß es bei der heiligen Jungfrau vorhanden sein."

3. Der dritte Grund liegt darin, weil in Maria jedes Privilegium des Adels und der Heiligkeit sein muß. Es sei ferne, daß irgend eine andere Jungfrau die allerseligste Jungfrau Maria überragte. Ja, der Allerhöchste, welcher sie geschaffen, hat sie auch ganz mit dem Vorrecht jeder Dignität geschmückt. Und sowie er selbst Maria vor allen andern geliebt, so war sie selbst auch heiliger und lebenswürdiger als alle andern. Daher wegen ihrer Erwählung zur Mutter



Gottes muß Maria vor den anderen Heiligen geliebt und verherrlicht werden. Deswegen hat der Heilige Geist, welcher den andern das Gelübde der Keuschheit eingeflößt (inspiravit) von Maria es nicht verborgen und sie nicht davon zurückgehalten.“

δ) An den heiligen Bonaventura schließt sich Duns Skotus und die Skotisten alle an, welche mit der Unbefleckten Empfängnis auch die vollkommene gottgeweihte Jungfräulichkeit verteidigten. Suarez jagt von den Scholastikern und von den Theologen zur Zeit der Reformation: Es bestehe unter den katholischen Theologen kein Streit über die Existenz eines Gelübdes der Keuschheit; nur über den Zeitpunkt, wann Maria es abgelegt, bestehe eine Kontroverse. Nur die Häretiker würden das Gelübde bestreiten (Disp. VI qu. 28, art. 4, Sect. III). Dr. Scheeben jagt über diese Frage: „Die Tatsache des Keuschheitsgelübdes ergibt sich aus Luk. 1, 34 mit solcher Evidenz, daß die protestantischen Bestreiter desselben zu den läppischsten und widerspruchsvollsten Ausflüchten ihre Zuflucht nehmen mußten“ (vgl. Canis. l. 2, cap. 14) l. c. n. 1571.

h) Obgleich es zur vollen theologischen Beweisführung gehört, die Einwände der Gegner zu widerlegen, so erscheint es in dieser Frage doch nicht angebracht, daß wir uns noch mit diesen läppischen und widerspruchsvollen Ausflüchten befassen.

Dafür wollen wir lieber die berühmte Kontroverse der beiden größten Theologen des Mittelalters, des heiligen Thomas und des heiligen Bonaventura, über den Zeitpunkt der Ablegung des Gelübdes kurz behandeln. Dieses wird uns hauptsächlich dazu dienen, die dritte Frage bezüglich der Josephs-Ehe umso besser zu verstehen und zu beantworten.

α) Wann hat Maria das Gelübde der vollkommenen, ewigen Jungfräulichkeit abgelegt?

Der heilige Thomas und die Thomistenichule, auch viele Kanonisten und Moralisten antworten: Vor der Vermählung, aber nur bedingungsweise; erst nach der Vermählung absolut mit Zustimmung des heiligen Joseph. Hören wir den heiligen Thomas mit seinen eigenen Worten: „Weil jedoch zur Zeit des Gesetzes sowohl die Frauen wie die Männer heiraten und das Geschlecht fortpflanzen sollten, wurde ja doch nach dem Fleische der Dienst des öffentlichen Kultes Gottes fortgepflanzt, ehe Christus geboren wurde; deshalb glaubt man nicht, daß Maria schlechthin und ohne Bedingung ewige Jungfräulichkeit gelobt habe, bevor sie mit Joseph die Verlobung feierte. Sie überließ dieses dem göttlichen Ratschlusse, obwohl sie nach dem jungfräulichen Leben sich sehnte. Nachdem sie aber nach der Sitte jener Zeit mit Joseph ehelich verlobt worden, machte sie zugleich mit ihm das Gelübde der Jungfräulichkeit.“

Diese Stellung nimmt der heilige Thomas auch ein in der Lösung der zwei Hauptschwierigkeiten.

Dem stehe entgegen: Deut. 7: „Eine Unfruchtbare sei bei dir nicht. Die Kinderlosigkeit sei aber eine Folge der Jungfräulichkeit. Also war die Jungfräulichkeit gegen das Gebot des Gesetzes.“

Hierauf antwortet der heilige Thomas: „Maria gelobte zuerst Jungfräulichkeit unter der Bedingung, wenn dies Gott gefalle. Nachdem sie aber erkannt, es sei dies Gott angenehm, machte sie bedingungslos das Gelübde, bevor der Engel ihr die Botschaft brachte.“

St. Augustin sage (De bono viduit. 9): „Denen, die Keuschheit geloben, ist nicht nur verboten, zu heiraten, sondern auch verboten, dieses zu wollen. Die Mutter Gottes aber hatte Joseph zum Manne. Also hatte sie kein Gelübde gemacht.“

Diese wichtigste Einwendung widerlegt der heilige Thomas so: „Senes Wort des heiligen Augustin gelte für jene, die bedingungslos Keuschheit geloben. Dies tat aber Maria nicht, bevor sie mit Joseph ehelich verlobt wurde. Nachher machte sie zugleich mit Joseph das Gelübde der Keuschheit. (Sum. III. q. 28 a. 4.)

Zu dieser Stellungnahme des heiligen Thomas bezüglich der Zeit, wann Maria sich vollkommen Gott weihte, ist zu sagen: „Diese Auffassung hat eine Licht- und eine Schattenseite.“ Worin?

Die Lichtseite liegt darin, daß die Schwierigkeiten bezüglich der Josephs-Ehe sehr leicht gelöst werden.

Die Schattenseite liegt sowohl in der schwachen Begründung, als auch in der Verdunklung der „*Virginitas mentis*“, das heißt der Jungfräulichkeit der Seele oder der Gesinnung bezüglich der heiligsten Jungfrau.

β) Wir wenden uns deshalb jetzt zu dem heiligen Bonaventura, zu Duns Scotus und zu den Skotisten, um zu hören, ob sie eine bessere Antwort geben bezüglich der Zeit, in welcher Maria sich vollkommen Gott geweiht, und ob sie eine stärkere Begründung bei bringen.

Die Franziskanerschule, die Skotisten und auch die Jesuitenschule, besonders Suarez, verteidigen ein absolutes Gelübde, das Maria schon vor der Verlobung, wahrscheinlich schon bei ihrer Darstellung im Tempel abgelegt. Das sei der Grundfestgedanke von dem kirchlichen Festtage Maria Opferung. In der Tat, die oben angegebene Begründung des heiligen Bonaventura spricht für ein absolutes Gelübde, nicht aber für ein bedingtes.

Der erste Grund verlangt die vollkommene Jungfräulichkeit des Willens. Diese ist aber nur bei einem unbedingten Gelübde zu finden.

Der zweite Grund: Maria müsse das vollkommenste Vorbild für Jungfrauen sein; verlangt notwendig die absolute und vollkommenste Weihe an Gott schon von Jugend auf, denn sonst würde Maria in diesem Punkte von vielen heiligen Jungfrauen übertroffen.

Der dritte Grund: Es sei ferne, daß irgend eine Jungfrau die Mutter Gottes in irgend einer Dignität übertreffe, und der Heilige

Geist, der die Ablegung dieses Gelübdes andern Jungfrauen eingegeben, habe es auch der heiligsten Jungfrau eingegeben, verlangt ohne Zweifel ein vollkommenes und absolutes Gelübde von Jugend an. Maria ist mit den Gnaden des Heiligen Geistes nicht bloß reichlicher als andere heilige Jungfrauen, sondern auch frühzeitiger überhäuft worden.

Dieses wird noch klarer vor Augen treten, wenn wir die Begründung des heiligen Thomas für ein bedingtes Gelübde etwas näher prüfen.

Der Hauptgrund des heiligen Thomas ist der: „Weil zur Zeit des Gesetzes sowohl Frauen als Männer das Geschlecht fortpflanzen sollten.“

Aber dieses ließ auch im Alten Bunde Ausnahmen zu. Schon der Prophet Elias, Daniel, Johannes der Täufer und andere machten Ausnahmen. Ferner starben auch im Alten Bunde viele Jungfrauen schon vor der Verheirathung. Also ist die Allgemeinheit des Ehestandes kein stichhaltiger Grund für ein bedingtes Gelübde.

Ebenso wenig die Stelle Deut. 7: „Eine Unfruchtbare sei bei dir nicht.“ Diese Stelle enthält kein allgemeines Gesetz zum Heiraten, wie der heilige Thomas anzunehmen scheint; sondern schon dem Kontext nach enthält sie nur eine Verheißung: „Kein Unfruchtbares wird bei dir sein, weder bei den Menschen noch bei deinen Heerden.“ „Der Herr wird alle Krankheiten von dir hinwegnehmen“ u. s. w. Das alles verspricht Gott dem Volke, wenn es ihm treu bleibe. Von der allgemeinen Verpflichtung zum Fortpflanzen des Geschlechtes ist hier keine Rede.

Die Stelle des heiligen Augustinus (De bono vid. 9) fordert ebenfalls kein bedingtes Gelübde: „Denen, die Keuschheit gelobt haben, ist nicht nur verboten zu heiraten, sondern auch dieses zu wollen.“ Hier ist offenbar die Rede vom Vollzug der Ehe. Diesen zu wollen ist den Witwen verboten, welche Keuschheit gelobt haben.

Der heilige Augustinus bezeugt selbst (l. De Sanct. Virg. 4): „Weil das Unvermähltbleiben die Sitten der Israeliten verweigerten, so wurde Maria dem gerechten Manne angetraut, nicht damit er violenter, gewaltsam das von Maria wegnehmen sollte, was sie schon gelobt hatte, sondern vielmehr das, was sie gelobt hatte, beschützen sollte.“ Wenn auch der heilige Augustinus nicht ausdrücklich sagt, es habe schon vor der Vermählung ein absolutes Gelübde bestanden, so zeigt er doch klar an, es sei dasselbe Gelübde gewesen, das Maria nach der Vermählung bei der Verkündigung des Engels auf Grund ihrer Frage selbst bezeugt.

In der Stelle, auf die sich der heilige Thomas beruft, verlangt der heilige Augustinus ohne allen Zweifel die treue Verhütung der „Virginitas mentis“, der Jungfräulichkeit der Seele oder des Willens, der Gesinnung. Das mit Recht, denn so weit die Seele erhaben ist über den Körper, ebenso weit ist auch die Jungfräulichkeit



der Seele erhaben über die „Virginitas corporis“, über die Jungfräulichkeit des Körpers.

Aber gerade die Jungfräulichkeit der Seele tritt bei der Annahme eines bedingten Gelübdes sehr in Schatten. Nur bei der Annahme eines absoluten, ewigen und ganz vollkommenen Gelübdes erscheint die Virginitas mentis im hellsten Glanze, als würdigste Wohnung Gottes, als erhabenes und vollkommenstes Vorbild für alle gottgeweihten Jungfrauen. Aber auch diese Auffassung hat eine Schattenseite, denn es gibt eine große Schwierigkeit in der theologischen Erklärung der Josephs-Ehe. Hiemit sind wir schon zur Beantwortung der dritten Frage gedrängt:

### III.

Wie konnte Maria als gottgeweihte Jungfrau eine wahre Ehe eingehen?

Die Antwort auf diese dritte Frage wird verschieden lauten müssen, je nach der Stellung, die man in der Lösung der zweiten Frage eingenommen hat.

a) Wir stellen uns zuerst auf den Standpunkt des heiligen Thomas und seiner hochberühmten Schule. Nachdem der heilige Thomas in seiner Sum. III q. 29 art. 1 nicht weniger als zwölf Gründe angegeben, warum Christus von einer verheirateten Jungfrau geboren werden wollte, weist der heilige Lehrer im zweiten Artikel nach, daß zwischen Maria und Joseph eine wahre Ehe bestanden. Hören wir zuerst seine Beweisführung:

„Der heilige Augustinus schreibe (2 De cons. Evang. 1): Es war nicht statthaft für den Evangelisten, deshalb etwa den heiligen Joseph nicht als den Mann Mariä bezeichnen zu wollen, weil Maria als Jungfrau Christus geboren hat. Denn dadurch wird den Eheleuten ein überaus hohes Beispiel gegeben, daß, wenn sie auch infolge gegenseitiger Zustimmung sich enthalten, dennoch eine wahre und wirkliche Ehe bestehen bleibe; der Vollzug der Ehe wird dazu nicht erfordert.“

Ich antworte, eine Ehe werde deshalb als eine wahre bezeichnet, weil sie ihre Vollendung erreicht. Nun besteht für jedes Ding eine doppelte Vollendung: Die erste ist jene, wodurch das Ding auf Grund seiner Wesensform auf die entsprechende Gattungsstufe gestellt ist. Die zweite ist jene Vollendung, welche im Tätigsein oder im Wirken besteht, entsprechend der Wesensform, wodurch nämlich das betreffende Ding seinen Zweck erreicht.

Die Wesensform der Ehe besteht nun darin, daß zwei, Mann und Frau, unzertrennbar verbunden sind und jeder der beiden Teile gehalten ist, dem anderen Teile die Treue zu bewahren. Der Zweck der Ehe aber ist die Erhaltung von Nachkommen in erster Linie, die Erziehung der Kinder in zweiter Linie.

Zum ersteren Zweck gelangen die Eheleute durch den Vollzug der Ehe. Zu dem letzteren gelangen sie durch andere Tätigkeiten, in denen Mann und Frau behufs der Erziehung ihrer Nachkommenschaft sich teilen.

Danach nun war, was den erstgenannten Punkt betrifft, die Ehe zwischen Maria und Joseph eine wahre und wirkliche Ehe. Denn jeder der beiden Teile stimmte bei zu der unauflösliehen Verbindung, wenn auch nicht ausdrücklich zum Vollzuge der Ehe; sondern unter der Bedingung, wenn dieses Gott gefalle“ (q. 29 art. 2, 0).

In diesen letzten Worten des heiligen Thomas haben wir die Antwort auf unsere dritte Frage. Maria habe beim Abschluß der Ehe zwar nicht ausdrücklich zum Vollzuge der Ehe zugestimmt, sondern hier nur unter der Bedingung, wenn dieses Gott gefalle. Dieses jetzt allerdings nur ein bedingtes Gelübde voraus. Hier haben wir nun den tiefsten Grund entdeckt, warum der heilige Thomas ein bedingtes Gelübde verteidigt. Er wußte nur bei dieser Annahme eine wahre Ehe nachzuweisen.

Hierin liegt der Vorzug der thomistischen Auffassung, die von der Heiligen Schrift (Matth. 1, 20) und von den heiligen Kirchenvätern so klar bezeugte Wahrheit der Ehe zwischen Joseph und Maria tritt klar zu Tage. Daher beruft sich der heilige Thomas in demselben Artikel noch auf das Zeugnis des heiligen Ambrosius, welcher schreibe: „Es stoße dich nicht, daß häufig die Heilige Schrift von Maria als von der Frau des heiligen Joseph spricht; denn nicht wird dadurch der Verlust der Jungfrauschaft ausgesprochen, sondern ein Zeugnis für die Wahrhaftigkeit dieser Ehe abgegeben“ (l. c.).

b) So sehr nun bei dieser thomistischen Fassung die Wahrhaftigkeit der Josephs-Ehe ins hellste Licht gestellt wird, so tritt um so mehr die Virginitas mentis, die Jungfräulichkeit der Gesinnung in Schatten.

Ferner will diese Beantwortung unserer dritten Frage schon deshalb nicht ganz befriedigen, weil sie so leicht zu geben ist. Der heilige Apostel Paulus sagt von der Ehe: „Sie sei ein großes Geheimnis; aber in Christus und in der Kirche.“ Die Josephs-Ehe bezieht sich auf Christus. Die Geheimnisse erklären sich nicht so leicht und schnell. Um diesem Geheimnisse der jungfräulichen Josephs-Ehe noch mehr nachforschen zu können, stellen wir uns jetzt auf den wohl begründeten Standpunkt des heiligen Bonaventura und nehmen ein absolutes, ganz vollkommenes Gelübde der Jungfräulichkeit an, das die heiligste Jungfrau schon vor der Vermählung abgelegt. Wir wollen sehen, ob sich damit eine wahre Ehe vereinigen läßt.

a) Hören wir zuerst den heiligen Bonaventura selbst über die wahre Ehe der heiligsten Jungfrau mit dem heiligen Joseph: „Es war nicht bloß geziemend, daß Maria sich (Gott durch ein Gelübde weihte, sondern daß sie auch heiratete, und dieses aus dreifachem Grunde:

1. Wegen der Signation, 2. wegen Vermeidung der Infamie und 3. wegen eines geheimnisvollen Verbergens des göttlichen Ratschlusses.

Wegen der Signation, d. i. Bezeichnung eines andern, weil die Kirche eine geistliche Braut und sowohl Jungfrau als auch Mutter ist, das mußte durch diese Vermählung bezeichnet werden. Keine andere Person war für diese Bezeichnung geeignet außer Maria, weil sie zu gleicher Zeit Jungfrau und Mutter ist. Daher, damit Maria dieses vollkommen (perfekt) bezeichnete, mußte sie auch vermählt werden.

Der zweite Grund war um die Infamie abzuwenden, weil, wie der heilige Bernhard sagt (Super Miss. hom. 2), alle geglaubt hätten, Maria wäre eine Sünderin, das aber durfte von der Mutter des Herrn nicht gedacht werden. Noch weniger durfte von Christus geglaubt werden, er sei aus der Unkeuschheit geboren.

Der dritte Grund war um den göttlichen Ratschluß der Menschwerdung des Sohnes Gottes vor dem bösen Feinde zu verbergen.“ Diesen Grund gibt schon der heilige Ignatius Martyrer an, welcher die heiligste Jungfrau noch gesehen, als sie zu Ephesus wohnte (S. Hierony. l. 1. In Matth.).

Ferner gibt der heilige Bonaventura noch drei Gründe an, warum Maria gerade mit dem heiligen Joseph vermählt wurde: „Auf den Grund der Abstammung hin, weil er aus dem Stamme Juda und ein Sohn Davids war, und mit der heiligsten Jungfrau verwandt, und durch ihn die Abstammung Christi von David beschrieben werden sollte; wie Hieronymus bezeuge.

Der zweite Grund war, weil der heilige Joseph ein keuscher und gerechter Mann gewesen, wie das Evangelium bezeugt, damit die heiligste Jungfrau einen Schutz und einen Zeugen hätte, besonders auf der Flucht nach Aegypten.

Der dritte Grund war die Armut, der Heiland wollte nicht der Sohn eines Königs, sondern eines Zimmermanns sein, weil er vor allem den Stolz besiegen und zu schanden machen wollte“ (4 Dist. 30 a 1 q. 2).

Hiemit haben wir die sämtlichen Gründe des heiligen Bonaventura für die Josephs-Ehe gehört; aber eine theologische Erklärung, wie sich die vollkommene und absolute Weihe an Gott vonseite der heiligsten Jungfrau mit dem Abschluß einer wahren und vollkommenen Ehe vereinigen lasse, bietet uns der seraphische Lehrer nicht.

Wir müssen uns deshalb bei anderen Verteidigern dieser Auffassung umsehen.

3) Der größte Verteidiger im XVI. Jahrhundert bezüglich der absoluten und vollkommenen Weihe an Gott ist wohl der gelehrte und fromme Suarez. In der Disp. VII. sect. 5 sucht er die schwierige Frage in folgender Weise zu lösen:

„Wie bei allen Dingen, welche durch den Gebrauch nicht vernichtet werden, das Recht auf die Sache von dem Gebrauche derselben unterschieden wird, und deshalb das Besitzrecht da sein und



bestehen kann, ohne daß auch das Gebrauchsrecht besteht,<sup>1)</sup> so könne es auch in der Ehe ein gegenseitiges Besitzrecht bezüglich der Person geben, ohne daß ein Gebrauchsrecht übertragen werde.

Nun bestehe aber gerade in der Uebergabe der Person von-  
seite der Eheschließenden und in dem daraus entspringenden Besitz-  
recht das Wesen der Ehe. (Sect. I. 9.)

Man muß auch festhalten, Maria habe aus göttlicher Ein-  
gebung diese Ehe geschlossen (das lehre auch Hugo von St. Vict,  
dem der heilige Thomas folge und es sei Lehre der alten Kirchen-  
väter); Maria aber wurde in allen Dingen auf besondere Weise vom  
Heiligen Geiste geleitet, zumal in einer so äußerst wichtigen Ange-  
legenheit, die sich auf den Lebensstand bezog und in nächster Beziehung  
zum Geheimnisse der Menschwerdung stand. Zugleich erkannte Maria  
durch dieselbe göttliche Eingebung, daß ihr Gemahl gerne in die be-  
ständige Jungfräulichkeit einwilligen und die Vollkommenheit ihrer  
Jungfrauschaft in keiner Weise verletzen werde.

Auf diese Weise benimmt die Einwilligung zu dem ehelichen  
Bündnisse durchaus nichts der Jungfräulichkeit und das Gelübde,  
Jungfrau zu bleiben, widerstreitet nicht der Einwilligung zum Ehe-  
bündnisse, so wenig es widerspreche, daß der Wille ein Recht über-  
gebe oder annehme, dem Willen widerspreche, dieses Recht nicht zu  
gebrauchen."

Hier bietet uns Suarez eine Erklärung dieser schwierigen Frage,  
die eines so großen Theologen würdig ist und ihm alle Ehre macht.  
Sie beruht auf der Unterscheidung zwischen Besitzrecht und Gebrauchs-  
recht. Wir würden uns dieser scharfsinnigen Auffassung sofort an-  
schließen und unsern Artikel über die Josephs-Ehe abschließen, wenn  
nicht die gestrengen Herrn Kanonisten dagegen Einsprache erheben  
würden. In Ehesachen muß man sich bekanntlich an die Kanon-  
Männer wenden. Hören wir nun einen der ersten, nächsten und  
besten Kanonisten im Heiligen Römischen Reiche deutscher Nation.

γ) Herr Dr. K. . . . schreibt in seinem vortrefflichen Artikel  
„Josephs-Ehe“ (Kirchenlex. Weber und Welte, Bd. 6, S. 1878) dieser  
dogmatischen Unterscheidung zwischen Besitzrecht und Gebrauchsrecht<sup>2)</sup>  
in Sachen der Gültigkeit dieser Ehe gar kein Recht zu: „Ein Ehe-  
konsens, welcher mit dem Vorbehalte gegeben werde, die Ehe nicht  
zu vollziehen, erscheine als unzureichend und die so geschlossene Ehe  
als ungültig. Der Eigentümer, welcher sein Haus zwar nicht selbst  
benutzt, aber doch vermietet, übe eben durch dieses Vermieten sein  
Eigentumsrecht gerade so gut aus, als wenn er für sich selbst von  
dem Hause Gebrauch machte. Könnte aber derjenige, welchem das  
freie Verfügungsrecht über eine Sache nie zustand und niemals zu-  
stehen wird, noch Eigentümer genannt werden? Er mag ein jus in  
re aliena haben, aber Eigentümer ist er nicht.“

<sup>1)</sup> Richtiger: ohne daß davon faktisch Gebrauch gemacht wird. (D. K.)

— <sup>2)</sup> Siehe vorstehende Bemerkung.

„Ebensowenig können Mann und Frau als Eheleute bezeichnet werden, wenn sie sich gegenseitig das essentielle Recht der Eheleute, welches nicht bloß in einem *jus radicale*, sondern in einem freien unbeschränkten *jus utendi* besteht, vorbehalten und daher in keinem Augenblicke erlangen.“

„Was aber die Ehe der Mutter Gottes betrifft, so ist die Unverfehrtheit ihres *votum castitatis* (welches nach der *sententia communis* der Vermählung mit dem heiligen Joseph vorausging) dadurch gewahrt, daß man eine göttliche Offenbarung annimmt, durch welche Maria sicher wußte, der heilige Joseph werde die durch die Heilsökonomie geforderte Ehe niemals konsumieren. Andererseits blieb die Giltigkeit dieser Ehe dadurch gesichert, daß der gegenseitige Konsens ohne ausdrücklichen Vorbehalt gegeben wurde.“

Hier haben wir die Lösung eines Fachmannes in verwickelten Ehesachen ganz scharf und klar gehört. Aber trotzdem steigen noch einige Zweifel auf:

1. Das Beispiel mit dem Hausvermierten scheint etwas zu stramm angewendet. Wir wollen durchaus nicht sagen, daß dieses Beispiel unpassend sei. Im Gegenteil, es ist in der Heiligen Schrift zu finden: „Die Weisheit hat sich ein Haus erbaut.“ (Prov. 9, 1.) Dieses Haus ist aber nach der Auslegung der Väter und der Anwendung der Kirche Maria, der Sitz und die Mutter der Weisheit. Aber es scheint nun, das Besitzrecht dieses Hauses ist auf Seite des Erbauers, ebenso das Vermietrecht. Das umsomehr, wenn man nach der *sententia communis* ein *votum castitatis* annimmt, das schon vor der Vermählung abgelegt wurde.

2. Ein weiterer Zweifel entsteht bei der von Herrn Dr. R. . . . gegebenen juristischen Lösung, ob mit dem heiligen Thomas ein bedingtes, oder aber mit dem heiligen Bonaventura, mit Suarez u. a. ein absolutes Gelübde angenommen ist. Es scheint aber das erstere. Nur bei einem bedingten Gelübde kann man von einer Uebertragung des *jus utendi* sprechen.

Ist aber bei dieser juristischen Lösung ein absolutes Gelübde angenommen, dann scheint das Gelübde selbst nicht mehr genügend gewahrt, und ebensowenig die *Virginitas mentis*.

3. Ein dritter Zweifel entsteht aus der doppelten Annahme: Einerseits eine göttliche Offenbarung, der heilige Joseph werde die von der Heilsökonomie geforderte Ehe niemals konsumieren; andererseits die weitere Annahme, der gegenseitige Konsens sei ohne ausdrücklichen Vorbehalt gegeben worden.

Hier möchte man doch fragen: Wußte denn damals der heilige Joseph, daß diese jungfräuliche Ehe von der Heilsökonomie gefordert sei? Das scheint nicht, weil er Maria heimlich entlassen wollte, der Engel ihn erst viel später belehrte. (Matth. 1, 19 ff.)

Und woher wußte Maria, daß der heilige Joseph die Ehe niemals konsumieren werde? Man nimmt eine göttliche Offenbarung an. Allerdings Suarez und Herr Dr. R. . . . nehmen diese Privat-

offenbarung an; aber worauf stützt sich denn diese Annahme? Auf die Heilige Schrift und auf die Tradition sicherlich nicht. Mit ebenso viel Recht kann man eine solche willkürlich angenommene Privatoffenbarung negieren und einen ausdrücklichen Vorbehalt vonseiten der heiligsten Jungfrau behaupten. Was dann? Dann hätte nach dieser Auffassung die heiligste Jungfrau keinen gültigen Ehekonsens abgegeben, die Josephs-Ehe wäre ungültig, wenigstens vor den gestrengen Herren Kanonisten.

Doch wir wollen mit Suarez und Herrn Dr. R. ... an diese Privatoffenbarung glauben, was wird uns das helfen? Es wird uns vielleicht helfen, daß wir einsehen, Maria habe rechtsgültig das jus utendi übertragen und vom heiligen Joseph angenommen; aber wir sehen deshalb noch lange nicht ein, daß dieses bei unserer Voraussetzung eines absoluten Gelübdes auch in erlaubter Weise geschehen konnte. Alle Kanonisten und Moralisten stimmen ja darin überein, daß ein bestehendes Gelübde der Jungfräulichkeit den Ehekonsens unerlaubt und bei Kenntniss der Sache auch formell sündhaft mache. Die Ehe aber ist gültig, sofern kein feierliches Ordensgelübde vorliegt. Es kommt auch die Erlaubtheit in Betracht.

Von dem Ehekonsens der heiligsten Jungfrau darf aber nichts Unerlaubtes, noch viel weniger etwas Sündhaftes angenommen werden. Hierin sind ohne Zweifel alle hochwürdigen Herren Kanonisten und Moralisten einig. An dieser Unerlaubtheit resp. Sündhaftigkeit des Ehekonsenses kann nach seiner Auffassung Herr Dr. R. ... nur dann vorbeikommen, wenn er mit dem heiligen Thomas ein bedingtes Gelübde annimmt. Ist dieses der Fall, dann nehmen wir jetzt im Frieden Abschied, denn wir stehen ja gegenwärtig in unsern Nachforschungen über das große Geheimnis auf dem Standpunkte des heiligen Bonaventura und der Skotisten und halten mit Suarez an einem absoluten Gelübde fest, das auch vom Heiligen Geiste nicht einmal für den Augenblick des Ehekonsenses dispensiert wurde, weil er es selbst eingegeben, wie wir schon in der Begründung des heiligen Bonaventura gehört haben. Was der Heilige Geist als absolut dauernd eingegeben, nimmt er auch nicht einen Augenblick zurück. Bei ihm ist kein Widerspruch und kein Widerruf.

8) Bevor wir aber die „Josephs-Ehe“ nach der Darstellung des verehrten Herrn Dr. R. ... verabschieden, wollen wir noch einen Satz oder wenigstens einen halben mitnehmen, um den Streit besser fortsetzen zu können. Herr Dr. R. ... gibt zu: „Es wird aber darüber gestritten, ob salvo valore matrimonii schon in dem Akte der Eheschließung selbst, wenigstens amore castitatis, die Einschränkung gemacht werden könne, daß die Ehe niemals konsumiert werden solle.“ Herr Dr. R. ... antwortet mit „Nein“, andere antworten mit „Ja.“

Hören wir einen, der diese Frage bejaht. In der Dogmatik „Heinrich-Gutberlet“, die nun endlich ihren würdigen Abschluß gefunden, finden wir diese Frage bejaht und begründet. Vierter Band Nr. 10, S. 311



f. II., 1 u. 2, §. 595, finden wir Folgendes: „Der Ehebund besteht wesentlich in dem Rechte der Ehegatten auf einander in Bezug auf die Fortpflanzung.“ Ob die Fortpflanzung wirklich ausgeübt wird, ist nebensächlich; nicht in dem *usus matrimonii* besteht der Ehestand oder gar das Sakrament.<sup>1)</sup> Freisen, der nach älteren Kanonisten dieses in neuester Zeit behauptet hatte, ist von dieser Meinung selbst wieder zurückgetreten.

„Es kann darum recht wohl eine Ehe eingegangen werden mit dem Vorsatze, ja mit dem Gelübde, niemals die ehelichen Rechte durch einen geschlechtlichen Akt auszuüben.“

Begründung: „Weil nach dem heiligen Paulus nachträgliche Enthaltensamkeit angeraten sei, um besser Gott dienen zu können, so kann sie auch bei Eingehung der Ehe bereits intendiert werden, ja es können sich die Eheleute dazu verpflichten. Die Eheschließung ist dann nicht gegenstandslos, indem die anderen Güter der Ehe außer der Kindererzeugung Motiv sein können. . . .“

„Darum scheint auch dann die Ehe gültig geschlossen werden zu können, wenn der Ausschluß der körperlichen Vereinigung ausdrücklich zur Bedingung der Einwilligung gemacht worden.“

(In der Nummer 1 wird beigelegt, daß viele Kanonisten und Moralisten dieses leugnen.) Warum?

Sie machen geltend: „Das Sakrament der Ehe müsse ein Abbild der Vereinigung Christi mit der Kirche darstellen, aus welcher Vereinigung fortwährend geistiger Weise Kinder Gottes erzeugt werden. Also könne das Sakrament der Ehe nicht zustande kommen ohne Beziehung zur Fortpflanzung.“

Dagegen ist zu sagen: „Diese Beziehung zur Fortpflanzung macht das Wesen des Sakramentes nicht aus; denn, wenn das der Fall wäre, dann könnten alte Brautleute von 60 und 70 Jahren keine gültige Ehe mehr schließen. Sie können es aber ohne Zweifel ohne die Beziehung zur Fortpflanzung. Also gehört diese Beziehung nicht zum Wesen des Ehesakramentes.“

Ein Beispiel für eine solche Ehe, die mit der verabredeten Bedingung des Nichtvollzuges geschlossen wurde, finden wir bei der Kaiserin Pulcheria.

„Solche Ehen zwischen Mann und Weib, die wie Bruder und Schwester miteinander leben, sind in der Kirche bei heiligen Eheleuten nicht selten gewesen, nachdem die seligste Jungfrau mit dem heiligen Joseph eine solche eingegangen.“

Zum Schlusse wird noch kurz bewiesen, daß dieses eine wahre Ehe war, mit Hinweis auf die Heilige Schrift und auf die Enzyklika *Leos XIII.* vom 15. August 1889.

Was ist nun von dieser Lösung bezüglich der Josephs-Ehe zu sagen? Sie hat Licht- und Schattenseiten.

<sup>1)</sup> Und nur der *usus matrimonii* ist gegen die *virginitas*, nicht aber das *jus utendi*. Vgl. hierüber die lichtvolle Darstellung in Gury-Ballerini, edit. rom. 2, tom. 2 pg. 508 ss.

Zunächst ist anzuerkennen, daß eine annehmbare Begründung geboten wird. Eine solche Ehe sei nicht gegenstandslos, die anderen Güter der Ehe können erstrebt werden, und vor allem, um besser Gott dienen zu können. Dieser letzte Grund kommt ohne Zweifel bei der Vermählung der heiligsten Jungfrau in Anschlag. Er gibt vielleicht den Ausschlag.

Ferner muß man anerkennen, daß nach dieser Auffassung die Jungfräulichkeit der Seele und der Gesinnung ganz und gar gewahrt bleibt. Endlich, worauf es ja bei unserer gegenwärtigen Stellungnahme hauptsächlich ankommt, das absolute Gelübde der Jungfräulichkeit bleibt omni ex parte perfekt und intakt. Was bei dieser idealen Auffassung der Ehe am meisten anspricht, ist der Umstand, daß bei der Erklärung der Josephs-Ehe keine weiteren Annahmen, Offenbarungen und Hypothesen nötig sind. Es ergibt sich die Lösung wie von selbst.

Aber gerade der letztere Umstand ist etwas bedenklich. Es geht wohl mit der Erklärung und Vereinigung der Jungfräulichkeit und der vollkommenen Weihe an Gott mit dem gegenüberstehenden Ehestande zu leicht. Ferner ist noch ein anderer schwacher Punkt in der Beweisführung. Die im Anfang gegebene Definition vom Wesen der Ehe wird sich schwer auf die Josephs-Ehe anwenden lassen, wenn ein absolutes Gelübde angenommen und die Wahrheit der Ehe in vorstehender idealer Weise dargestellt wird: „Der Ehebund bestehe wesentlich in dem Rechte der Ehegatten aufeinander in Bezug auf die Fortpflanzung.“

Die vielen Kanonisten und Moralisten, welche dieser idealen Auffassung gegenüberstehen, können mit vollem Rechte fragen: „Wo ist denn bei dieser idealen Darstellung des Ehestandes die Beziehung zur Fortpflanzung? Wenn der Ausschluß des *jus utendi*<sup>1)</sup> zur Bedingung der Einwilligung gemacht wird, dann ist offenbar die Beziehung zur Fortpflanzung niemals vorhanden. Die Definition vom Wesen der Ehe kommt hier nicht zur Anwendung. Also kommt beim Ausschluß des *jus utendi* keine wahre Ehe zustande.“

Die Konsequenz ist hier auf Seite der Kanonisten und Moralisten. Sie haben die Definition vom Wesen der Ehe auf ihrer Seite. Das steht bis jetzt fest.

Was ist das Resultat unserer Untersuchung? Ein doppeltes Ergebnis liegt nun klar zutage:

1. Hält man mit den vielen Kanonisten und Moralisten daran fest, daß zum Wesen der Ehe das *jus utendi* gehört, dann wird man mit Notwendigkeit zur Annahme eines bedingten Gelübdes, also zum heiligen Thomas geführt. Zum mindesten bezüglich der Erlaubtheit des Konsenses.

2. Schließt man aber mit Dr. Gutberlet und mit anderen Dogmatikern das *jus utendi* vom Wesen der Ehe aus, dann kann man sehr leicht mit dem heiligen Bonaventura, mit den Scotisten

<sup>1)</sup> Das *jus utendi* wird nicht ausgeschlossen, sondern nur auf die Ausübung dieses Rechtes verzichtet. Die Red.

und mit Suarez ein absolutes Gelübde annehmen. Aber die von Dr. Gutberlet selbst verteidigte Definition kommt nicht zur Anwendung. Das ist ein großer Mangel.

e) Könnte dieser letztere Mangel nicht gehoben werden? Wir wollen uns jetzt an den scharfsinnigen Dr. Scheeben wenden, der auch imstande ist scheinbare Gegenätze in einem höheren Dritten zu verbinden. „Die Möglichkeit einer wahren Ehe ist durch die Jungfräulichkeit Mariens nicht ausgeschlossen,“ sagt Scheeben n. 1577. Von seiner Begründung geben wir der Kürze wegen nur einen Auszug: „Die Jungfräulichkeit des Leibes schließe nur den Vollzug der schon bestehenden Ehe aus.

Die Jungfräulichkeit der Gesinnung und des Gelübdes schließe auch die Absicht aus, die Ehe zu vollziehen; aber darum noch nicht die Absicht das *jus mutuum in corpus proprium* zu gewähren, respektive zu gewinnen; diese Absicht könne in rechtlich wirksamer Weise auch dort bestehen, wo der Wille der Brautleute ausschließlich auf die anderen Güter der Ehe gerichtet sei.“

(Trifft zu bei einem bedingten Gelübde; aber bei einem unbedingten Gelübde wäre diese Absicht zwar rechtlich wirksam, aber ohne Dispens „unerlaubt“.)

Hören wir Scheeben weiter: „Eher könnte man sagen, die Jungfräulichkeit des Standes, d. h. der Charakter Mariens als gottgeweihte Jungfrau, die einem feierlichen Gelübde gleichkomme und noch überrage, lasse auch die rechtliche Möglichkeit einer rechtlich wirksamen Uebertragung des *jus in corpus proprium* nicht zu; und hebe damit die der Ehe eigentümliche Art der Verbindung auf. In der That dürfte sich von diesem Standpunkte aus kaum bestreiten lassen, daß das *jus mutuum in corpus alterius* in der Verbindung Mariens mit Joseph jedenfalls nicht ganz von gleicher Art ist, wie in den gewöhnlichen Ehen. Within sei das Eheband selbst von anderer Art. Das scheinen auch die Väter anzudeuten, welche von γάμος und nuptiae bei Maria nichts wissen wollen.

Aber auch dieses vorausgesetzt bleibe doch bei Maria eine wahre Ehe denkbar, zwar nicht unter dem allgemeinen, sondern unter einem speziellen Begriff des „*jus in corpus alterius*“; weil dieses Recht nicht schlechthin und in jeder Form ausgeschlossen werde. Denn dieses Recht lasse sich nicht bloß in der Form eines Verfügungsrechtes zur Erzeugung der Frucht, sondern auch als Genußrecht in Hinsicht auf das Miteigentum der Frucht denken, die durch Gott gewonnen werden soll.

In den natürlichen Ehen sei das letztere Recht durch das erstere bedingt und darin eingeschlossen; aber es stehe nichts im Wege, daß Gott bei der Josephs-Ehe das Genußrecht an der durch Gott zu gewinnenden gebenedeiten Frucht ganz unabhängig und ohne das Verfügungsrecht verleihe. Weil eben diese Ehe zu einem ganz eigenartigen Zweck und mit einer speziellen Vollmacht Gottes geschlossen



wurde.“ Dieser höhere Standpunkt wird dann n. 1585 im Anschluß an die q. 3 dist. 30 a 4 ad 4 noch weiter ausgeführt und begründet: „Das Kind wird ein Gut der Ehe genannt, nicht bloß deshalb, insofern es durch die Ehe erzeugt wird, sondern auch insofern es in der Ehe erhalten und erzogen wird. Aber dennoch ist der Sohn, welcher aus einem Ehebruch geboren ist, kein Adoptivsohn und kein Gut der Ehe, trotzdem er in der Ehe erzogen wird, weil dazu die Ehe nicht angeordnet ist. Dagegen diese Ehe war speziell zu diesem Zwecke angeordnet, daß dieses Kind in dieser Ehe erhalten und erzogen werden sollte“ (S. Thom. 4 Dist. 30 q. 3 art. 4 ad 4).

Von diesem Gesichtspunkte aus werde die Vollkommenheit der Ehe als solcher bei Maria und Joseph leichter gewahrt. Die eigentümliche Gestalt dieser Ehe sei ein lehrreiches Bild für die ideale Auffassung der Ehe überhaupt. Ebenso ergebe sich von hier aus eine tiefere Auffassung der Vaterschaft des heiligen Joseph. Es sei nicht mehr eine bloß scheinbare, vormundschaftliche oder adoptive Vaterschaft, sondern es ist eine Vaterschaft höherer Art, weil sie auf der ehelichen Gemeinschaft Josephs mit der leiblichen Mutter des göttlichen Kindes beruht“ (Scherben, Dogm. S. 485). Was ist nun von dieser höheren idealen Auffassung Dr. Scherbens zu halten? Sie ist die edelste von allen. Sie löst ohne Zweifel unsere dritte Frage am besten. Sie gibt auch noch dem heiligen Joseph eine höhere Stellung als Vater des Sohnes Gottes. Wir verstehen jetzt viel besser die Worte der heiligsten Jungfrau an den zwölfjährigen Knaben im Tempel: „Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen gesucht!“ (Luk. 2, 48.)

Wir würden hiemit unsere Untersuchung über die Josephs-Ehe abschließen, wenn nicht viele Kanonisten und Moralisten gegen diese ideale Auffassung ihre reale Auffassung geltend machen würden. Sie berufen sich für ihren Realismus auf die sehr reale Definition vom Wesen der Ehe. Das mit vollem Rechte.

Wir wollen nun zum Schlusse versuchen auf Grund dieser Definition eine Verständigung zu gewinnen.

c) Ihr Herren Kanon-Männer und ihr Herren Moralisten gebt doch folgende Fragen zu:

α) 1. Der Ehebund besteht wesentlich in dem Rechte der Ehegatten aufeinander in bezug auf die Erhaltung von Nachkommen.“ Diese Definition läßt Ihr zu?

2. Gen. 3, 15 verheißt Gott selbst: „Der Nachkomme des Weibes werde der Schlange den Kopf zertreten.“ Ihr gebet zu: Dieses Weib ist Maria und ihr Nachkomme Christus selbst? Gal. 3, 16: „Er spricht wie von Einem: Und deinem Nachkommen, welcher ist Christus.“

3. Bei Isaias 7, 14 verheißt Gott selbst das große Zeichen: „Die Jungfrau werde empfangen und gebären einen Sohn, und sie

werden ihm den Namen Emanuel geben.“ Bei Matth. 1, 22 wird bezeugt, daß diese von Isaias verkündete Jungfrau die Gattin Josephs sei.

4. Bei Luk. 1, 26 ff. wird durch die Frage der heiligsten Jungfrau bewiesen, daß sie Gott geweiht sei. Auch das nehmet Ihr mit der *sententia communis* an?

5. Ihr nehmet auch an, daß die Vermählung der heiligsten Jungfrau mit dem heiligen Joseph speziell von Gott gewollt und angeordnet war. Denn der Sohn Gottes sollte von einer vermählten Jungfrau geboren, und Maria sollte die Kirche bezeichnen, welche Christo vermählt, Jungfrau und Mutter zugleich ist. Das sollte durch diese Vermählung bezeichnet werden. Keine andere Person wäre für diese Bezeichnung geeignet gewesen als nur Maria, weil sie allein Jungfrau und Mutter zugleich ist. Auch diesen Grund gebet Ihr dem heiligen Bonaventura zu, denn er stimmt hierin mit dem heiligen Thomas ganz überein? Sum. q. 29 art. 1 : 4: „Damit durch diese Vermählung ein Bild für die Kirche gegeben sei, welche Jungfrau ist, und verlobt einem Manne Christo; wie Augustinus sagt“ (1. de Virg. 12).

6. Ihr gebt auch zu, daß die christlichen Ehen Abbilder sind der Vereinigung Christi mit der Kirche?

7. Ihr gebet auch zu, daß die Ehe des heiligen Joseph mit der heiligsten Jungfrau ein höheres idealeres Abbild darstellt, als die gewöhnlichen Ehen? Ganz gewiß.

8. Ihr gebt auch zu, daß die Frucht der Josephs-Ehe die vorzüglichste und die gebenedeite ist? Ja.

9. Ihr gebet dann auch zu, daß die Bedingung zur Erhaltung dieser gebenedeiten Frucht eine entsprechend höhere und idealere sein wird? Ja.

10. Ihr gebet zu, daß in der gewöhnlichen Ehe die Erhaltung von Nachkommen durch den Gebrauch der Ehe bedingt ist?

11. Also könnt Ihr auch zugeben, daß bei der Josephs-Ehe das *jus utendi* von Gott selbst ausgeschlossen und als Bedingung zur Erhaltung des im Paradiese schon verheißenen Nachkommen der vollkommenste Anschluß und die Weihe an Gott durch das vollkommenste Gelübde der Jungfräulichkeit gewollt war. Denn Euere eigene Definition vom Wesen der Ehe trifft so bei der Josephs-Ehe ganz genau zu:

„Die eigentliche Josephs-Ehe besteht wesentlich in dem Rechte der heiligsten Jungfrau und des heiligen Joseph auf einander in bezug auf die Erhaltung jenes semen mulieris, den Gott schon im Paradiese verheißen.“ (Gen. 3, 15.)

Diese Ehe verlangt den Ausschluß des *jus utendi*; dafür aber den dauernden Anschluß an Gott durch die vollkommene Weihe und Gelübde der Jungfräulichkeit. „Unus spiritus et una fides.“ (Rup. Abb. Deut.) „Maria machte zugleich mit Joseph das Gelübde der Keuschheit.“ (S. Thom. S. III. q. 28 a. 4.)

ß) Diese elf Artikel gebt Ihr Herren Kanonisten und Moralisten wohl zu.

Wir idealistischen Dogmatiker geben Euch Realisten folgende Artikel zu:

1. Ihr seid im Rechte bezüglich der späteren nachgebildeten Josephs-Ehen. Denn bei diesen Nachbildern trifft die allgemein angenommene Definition vom Wesen der Ehe nicht zu, sofern bei deren Abschluß der Vorbehalt gemacht wird, das *jus utendi* nicht zu übergeben und nicht anzunehmen, respektive die Ehe nie konsumieren zu wollen.

2. Wir geben weiter zu, daß die Kontroverse über diesen Punkt bei den nachgebildeten Josephs-Ehen so lange fortbestehen wird, als man an dieser Definition festhält, in welcher nicht bloß das Wesen, sondern auch die Zweckbestimmung der Ehe formell enthalten ist. Ob sie aber hineingehört, bleibt in Frage. ?

3. Wir geben auch zu, daß Ihr Herren Kanonisten und Moralisten in der Praxis bei dem Abschluß einer Ehe, die eine abbildliche Josephs-Ehe werden soll, jeden Vorbehalt gegen das *bonum prolis* verweigern und verwerfen müßet, weil es sich hier um die Gültigkeit eines Sakramentes handelt, und in einem solchen Falle der „*pars tutior*“ gewählt werden muß. Darin hat Dr. R . . . sehr recht.

Daher hat Herr Pfarrer St . . . in R . . ., Erzdiözese Ir . . ., im folgenden Falle ganz juristisch und moralisch gehandelt: „In der Pfarrei R . . . wollte ein sehr frommer Jüngling mit einer ebenso frommen Jungfrau eine Josephs-Ehe eingehen. Sie wollten es zur Bedingung machen, die Ehe niemals zu vollziehen, zur Vorsicht immer getrennte Schlafzimmer benützen. Der Herr Pfarrer St . . . war kein idealer Dogmatiker, sondern ein praktischer Jurist und Moralist. Er verlangte von dem frommen Brautpaar, sie müßten entweder diese Bedingung aufgeben, oder aber er sei genötigt die Trauung zu verweigern. Die frommen Leute aber blieben bei ihrem Vorbehalt, und der Herr Pfarrer blieb bei seiner Weigerung. Bis heute sind sie noch nicht getraut. Der fromme Jüngling wohnt bei seinen zwei Schwestern. Die fromme Jungfrau wohnt bei ihrem Bruder. Der Herr Pfarrer aber wohnt in der anderen Welt. Er ist gestorben.“

γ) Weil man aber eine dogmatische Abhandlung nicht mit Beispielen, sondern mit klaren Begriffen abschließen soll, so unterscheiden wir jetzt auf Grund unserer langen Ausführung eine dreifache Ehe:

1. Eine spirituale Ehe zwischen Christus und der Kirche „zum Zwecke der geistigen Wiedergeburt der Adoptivkinder Gottes“. (Rom. 8, 29.)

2. Eine ideale Ehe zwischen der heiligsten Jungfrau und dem heiligen Joseph zum Zwecke der zeitlichen Geburt des ewigen Sohnes Gottes. (Matth. 1, 16.)



3. Eine reale Ehe mit dem realen Rechte des jus utendi „zum Zwecke der Geburt von natürlichen Adamskindern, welche aber zu Kindern Gottes wiedergeboren werden sollen.“

Diese dreifache Ehe steht in Beziehung zum Dreieinigen Gott. Eine jede ist je nach ihrer Vollkommenheit ein Abbild der heiligsten Dreifaltigkeit. Die erstere zwischen Christus und der Kirche ist die „Urbildliche“. (Eph. 5, 23.)

Die zweite zwischen Maria und Joseph ist die „Vorbildliche“ nach Thomas und Bonaventura. Die dritte, die sakramentale zwischen Getauften, ist die „Abbildliche“ nach (Ephes. 5, 24 ff.) den Worten des Apostels: „Sacramentum hoc magnum est, ego autem dico in Christo et in Ecclesia“. (v. 32.)

## Die für österreichische Volks- und Bürgerschüler vorschriftsmäßigen religiösen Übungen.

Von Dr. Anton Grießl, Dompropst in Graz.

I. Sind die Vorschriften bezüglich der religiösen Übungen der schulpflichtigen Kinder gegen die staatlich gewährleistete Gewissensfreiheit?

1. Das Staatsgrundgesetz vom 21. Dezember 1867, R.-G.-Bl. Nr. 142, bestimmt im Artikel XIV.: „Niemand kann zu einer kirchlichen Handlung oder zur Teilnahme an einer kirchlichen Feierlichkeit gezwungen werden, insofern er nicht der nach dem Gesetze hiezu berechtigten Gewalt eines anderen untersteht.“

2. Im Artikel XVI.: „Den Anhängern eines gesetzlich nicht anerkannten Religionsbekenntnisses ist die häusliche Religionsübung gestattet, insofern dieselbe weder rechtswidrig noch sittenverlegend ist.“

Was nun die Teilnahme schulpflichtiger Kinder an den vorgeschriebenen Religionsübungen ihrer Konfession anbelangt,

3. hat das Reichsgericht am 26. April 1900, Z. 112, (Sye Nr. 998) betreffs Artikel XIV entschieden: „Eine Verletzung des Rechtes auf Glaubensfreiheit kann darin nicht gefunden werden, wenn der Vater auf Grund bestehender Gesetze (Schulgesetz) für verpflichtet erkannt wird, seine schulpflichtige Tochter an den Religionsübungen jener Konfession teilnehmen zu lassen, welcher sie angehört.“

Und anlässlich der Beziehung schulpflichtiger Kinder eines bestimmten Glaubensbekenntnisses zu häuslichen Religionsübungen von Anhängern eines nicht anerkannten Religionsbekenntnisses

4. hat das Reichsgericht am 20. April 1880, Z. 68, 69, 70, 71, in vier Fällen (Sye Nr. 212—215 als Rechtsätze ausgesprochen: „Die Beziehung von schulpflichtigen Kindern, die nicht selbst einem solchen Religionsbekenntnisse angehören, zu den häuslichen Religionsübungen der Glaubensgenossen einer nicht anerkannten Religionsgenossenschaft kann von

den kompetenten Behörden gesetzlich zulässig untersagt werden. Durch die behördlich verfügte Ausschließung von schulpflichtigen, einer gesetzlich anerkannten Religionsgesellschaft angehörigen Kindern von den häuslichen Andachtsübungen eines gesetzlich nicht anerkannten Religionsbekenntnisses werden in keiner Beziehung die verfassungsmäßig gewährleisteten Rechte der Freiheit der Person, der vollen Glaubens- und Gewissensfreiheit und der freien Meinungsäußerung verletzt."

„Was insbesondere schulpflichtige Kinder anbelangt, also Kinder, die sich in einem Alter befinden, in welchem der Wechsel des Religionsbekenntnisses ausgeschlossen und der Unterricht in ihrem Bekenntnisse gesetzlich vorgeschrieben und unter öffentliche Ueberwachung gestellt ist, so kann das Recht der obersten Leitung des Unterrichtswezens, dafür zu sorgen, daß religiöse Beirung von ihnen abgehalten werde, nicht in Zweifel gezogen werden."

Aus diesen Entscheidungen ergibt sich klar genug, was dem Staatsgrundgesetze entspricht oder nicht.

5. In der Erklärung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 11. Juni 1873 an sämtliche Länderchefs heißt es unter anderem: „Es würde das Volksschulgesetz vom 14. Mai 1869, R.-G.-Bl. Nr. 62, mit dem kaum erst erlassenen Staatsgrundgesetze vom 21. Dezember 1867, R.-G.-Bl. Nr. 142, in Widerspruch gebracht, wenn dem Artikel XIV der Sinn beizulegen wäre, daß Schulknaben nicht zur Teilnahme an religiösen Handlungen verhalten werden können."

6. Und nach Kärnten erging ein Kultus-Ministerial-Erlass vom 19. März 1887, Z. 24.206, folgenden Inhaltes: „Eine Berufung auf Artikel XIV des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867 (gegen die religiösen Uebungen der Schulkinder) erscheint umso weniger grundhaltig, als das die öffentliche Volksschule besuchende Kind der durch die Schulgesetze berechtigten Gewalt der Schule untersteht, und das den Eltern nach § 144 des a. b. G.-B. zustehende Recht durch die in bezug auf die Erfüllung der Schulpflicht bestehenden Gesetze überhaupt eingeschränkt ist. Was übrigens die Frage anbelangt, welche Kinder, beziehungsweise von welchen Altersstufen angefangen dieselben an den bezüglichen, von der staatlichen Schulaufsichtsbehörde dem Schulleiter verkündeten religiösen Uebungen teilzunehmen haben, so ist dies lediglich Sache des Ermessens desjenigen, welcher die bezüglichen Uebungen zu leiten berufen ist."

II. Was bestimmen nun die Schulgesetze, unter deren Gewalt die schulpflichtigen Kinder stehen, bezüglich der religiösen Uebungen?

A. 1. Im Gesetze vom 25. Mai 1868, R.-G.-Bl. Nr. 48, lautet der § 2: „Unbeschadet dieses Aufsichtsrechtes (des Staates) bleibt die Besorgung, Leitung und unmittelbare Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes und der Religionsübungen für die verschiedenen Glaubensgenossen in den Volks- und Mittelschulen der betreffenden Kirche oder Religionsgesellschaft überlassen."

2. Vom Gesetze vom 14. Mai 1869, R.-G.-Bl. Nr. 48, und vom Gesetze vom 2. Mai 1883, R.-G.-Bl. Nr. 53, kommen diesbezüglich in Betracht:

§ 1. Die Volksschule hat zur Aufgabe, die Kinder sittlich-religiös zu erziehen, deren Geistestätigkeit zu entwickeln, sie mit den zur weiteren Ausbildung für das Leben erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten auszustatten und die Grundlage für Heranbildung tüchtiger Menschen und Mitglieder des Gemeinwesens zu schaffen.

§ 5. Der Religionsunterricht wird durch die betreffenden Kirchenbehörden (Vorstände der israelitischen Kultusgemeinden) besorgt und zunächst von ihnen überwacht.

Die dem Religionsunterrichte zuzuweisende Anzahl von Stunden bestimmt der Lehrplan.

Die Verteilung des Lehrstoffes auf die einzelnen Jahreskurse wird von den Kirchenbehörden festgestellt.

Die Religionslehrer, die Kirchenbehörden und Religionsgenossenschaften haben den Schulgesetzen und den innerhalb derselben erlassenen Anordnungen der Schulbehörden nachzukommen.

Die Verfügungen der Kirchenbehörden über den Religionsunterricht und die religiösen Uebungen sind dem Leiter der Schule (§ 12) durch die Bezirksschulaufsicht zu verkünden. Verfügungen, welche mit der allgemeinen Schulordnung unvereinbar sind, wird die Verkündigung untersagt.

An jenen Orten, wo kein Geistlicher vorhanden ist, welcher den Religionsunterricht regelmäßig zu erteilen vermag, kann der Lehrer mit Zustimmung der Kirchenbehörde verhalten werden, bei diesem Unterrichte für die seiner Konfession angehörigen Kinder in Gemäßheit der durch die Schulbehörden erlassenen Anordnungen mitzuwirken.

Falls eine Kirche oder die Religionsgesellschaft die Besorgung des Religionsunterrichtes unterläßt, hat die Landesschulbehörde nach Einvernehmung der Beteiligten die erforderliche Verfügung zu treffen.

§ 48. Der Dienst an öffentlichen Schulen ist ein öffentliches Amt und für alle Staatsbürger gleichmäßig zugänglich, welche ihre Befähigung hiezu in gesetzlicher Weise nachgewiesen haben.

Als verantwortliche Schulleiter §§ 12, 14, Abs. 2, § 19, Punkt 4 und 5. können nur solche Lehrpersonen bestellt werden, welche auch die Befähigung zum Religionsunterrichte (§ 38, Abs. 5) jenes Glaubensbekenntnisses nachweisen, welchem die Mehrzahl der Schüler der betreffenden Schule nach dem Durchschnitte der vorausgegangenen fünf Schuljahre angehört. Bei der Ermittlung dieses Durchchnittes werden alle evangelischen Schüler als einer und derselben Konfession angehörig betrachtet. Es ist Pflicht der Schulleitung, an der Ueberwachung der Schuljugend bei den ordnungsmäßig festgesetzten religiösen Uebungen durch Lehrer des betreffenden Glaubensbekenntnisses sich zu beteiligen.

Vom Lehramte sind diejenigen ausgeschlossen, welche infolge einer strafgerichtlichen Verurteilung von der Wählbarkeit in die Gemeindevertretung ausgeschlossen sind.



3. Zum § 2 des Gesetzes vom 14. Mai 1869 äußerte sich der Verwaltungsgerichtshof am 11. Dezember 1902, B. 1394, in folgender Weise:

Aus dem § 2, Gesetz vom 25. Mai 1868, und aus dem § 5 des Gesetzes vom 14. Mai 1869 kann nur das eine gefolgert werden, daß die Schulkinder kraft Gesetzes verpflichtet sind, nicht nur Religionsunterricht zu genießen, sondern sich auch den von der Kirchenbehörde vorgeschriebenen religiösen Übungen zu unterziehen.

Auch in der Unterrichtsordnung vom 20. August 1870 (die Schul- und Unterrichtsordnung vom 29. September 1905 stimmt in diesem Punkte ganz mit der vom 20. August 1870 überein) wird nichts anderes festgesetzt, als was durch das Reichsgesetz vom Jahre 1869 bereits normiert worden ist, daß nämlich die Schüler an Volksschulen neben dem Religionsunterrichte auch noch nach Maßgabe der Anordnungen der Kirchenbehörden verpflichtet sind, bestimmten Religionsübungen zu obliegen.

B. Was verfügt diesbezüglich die neue Schul- und Unterrichtsordnung vom 29. September 1905, Z. 13.200?

Die in Betracht kommenden Paragraphen sind:

§ 9. Die Verfügungen der Kirchenbehörde, bezw. des Vorstandes der israelitischen Kultusgemeinde über die Religionsprüfungen und über die religiösen Übungen werden von der Bezirksschulbehörde nach § 5, Abj. 5 des Reichsvolksschulgesetzes dem Leiter der Schule bekanntgegeben und auch der Ortschulbehörde mitgeteilt.

Die Kirchenbehörden, bezw. der Vorstand der israelitischen Kultusgemeinde haben ihre Verfügungen der Bezirksschulbehörde rechtzeitig bekanntzugeben, damit eine ordnungsmäßige Verhandlung darüber bei der Bezirksschulbehörde stattfinden kann.

§ 10. Bei der Verkündigung hat die Bezirksschulbehörde zu bestimmen, in welchem Maße die zur Teilnahme an den Religionsprüfungen und an den religiösen Übungen verpflichteten Schulkinder an den betreffenden Tagen vom Unterrichte befreit werden und ob den übrigen Kindern Unterricht zu erteilen ist.

Wo und wann sich die zur Teilnahme verpflichteten Schulkinder zu versammeln haben und wie sie zu beaufsichtigen sind, wird nach den örtlichen Verhältnissen in der Lehrerkonferenz festgestellt.

Zur Ueberwachung der Schulkinder bei den verbindlichen religiösen Übungen können nur Lehrkräfte des betreffenden Religionsbekenntnisses verwendet werden.

§ 56. Die Bestimmung der allgemeinen Ferialtage im Laufe des Schuljahres kommt der Landeschulbehörde zu.

Als allgemeine Ferialtage gelten namentlich die in das Schuljahr fallenden gebotenen Feiertage der Kirchen- und Religionsgesellschaften und die patriotischen Festtage. Dem Unterrichte soll, soweit es durchführbar ist, eine solche Einteilung gegeben werden, daß auch der konfessionellen Minderheit die Erfüllung ihrer religiösen Pflichten ermöglicht wird.

§ 63. Die in die Volksschule aufgenommenen Kinder haben die Schule während der vorgeschriebenen Unterrichtszeit regelmäßig zu besuchen, am Unterricht in den unverbindlichen Lehrgegenständen, für die sie zu Beginn des Schuljahres angemeldet wurden, regelmäßig teilzunehmen und sich an den kundgemachten religiösen Übungen ihres Religionsbekenntnisses zu beteiligen.

Die Eltern oder deren Stellvertreter sind verpflichtet, die Kinder zum regelmäßigen und pünktlichen Schulbesuche anzuhalten.

§ 74. Vor allem haben die Lehrer auf ein sittlich-religiöses Betragen der Schulkinder innerhalb und außerhalb der Schule hinzuwirken, die Kinder deshalb in der Schule streng zu überwachen und, soweit es die Erziehungspflicht der Volksschule erfordert, dem Betragen der Kinder auch außerhalb der Schule ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Ueberwachung der Kinder in der Schule erstreckt sich auch auf ihre Beaufsichtigung vor Beginn des Unterrichtes, während der Erholungspausen und beim Verlassen des Schulhauses und umfaßt auch die Aufsicht über die Kinder bei den verbindlichen religiösen Übungen.

Wie die Kinder nach den Ortsverhältnissen am zweckmäßigsten zu beaufsichtigen sind, bestimmt an mehrklassigen Volksschulen die Lehrerkonferenz. Die Verwendung einzelner Kinder zu sogenannten Aufpassern ist nicht erlaubt.

§ 122. Die Lehrer haben die vorgeschriebene Unterrichtszeit streng einzuhalten und sich im allgemeinen, wenn nicht die gemeinsame Beaufsichtigung mehrerer Klassen eingeführt ist, eine Viertelstunde vor Beginn des Unterrichtes in ihrem Lehrzimmer einzufinden, um für den ungestörten Beginn des Unterrichtes Vorsee zu treffen; sie haben die Beschlüsse der Lehrerkonferenz bezüglich der Ueberwachung der Kinder pünktlich durchzuführen und sich sämtlich an den offiziellen Schulfeierlichkeiten zu beteiligen.

§ 131. Der unmittelbare Vorgesetzte an jeder mehrklassigen Volksschule ist der zu ihrem Leiter bestellte Oberlehrer oder Direktor (Oberlehrerin, Direktorin.)

In Verhinderungsfällen vertritt ihn die rangälteste Lehrkraft, solange die Bezirksschulbehörde keine andere Lehrkraft mit seiner Vertretung betraut.

Der Leiter der Schule führt die Verwaltung der ganzen Anstalt; er ist für die genaue Ausführung der Gesetze und der Verordnungen, sowie der Weisungen der Schulbehörden und der Schulaufsichtsorgane und für den ordnungsmäßigen Zustand der Schule in erster Linie verantwortlich.

§ 191. Der Lehrplan einer Privatvolksschule muß mindestens den Anforderungen entsprechen, die an eine öffentliche Volksschule gleicher Kategorie gestellt werden; es gelten daher die Vorschriften über die Lehrpläne, über die Einrichtung und die Sicherstellung des Religionsunterrichtes und über die religiösen Übungen an öffentlichen Volksschulen sinngemäß auch für Privatvolksschulen.

Der Unterricht darf auch an Privatvolksschulen nur auf Grund genehmigter Lehrbücher erteilt werden.

### III. Wie fassen die Schulbehörden die Schulgesetze und die Unterrichtsordnung auf und was verfügen sie diesbezüglich?

1. Nach der an alle Länderchefs über die Religionsübungen der Schulkinder am 11. Juni 1873 erlassenen Erklärung ist die prinzipielle Frage, ob diese Uebungen überhaupt in das System des Volksschulwesens einzufügen seien, bereits durch die mit dem Reichsrath vereinbarten Grundgesetze des Schulwesens entschieden.

Weder der Wortlaut dieser Gesetze (zumal § 2 des Gesetzes vom 25. Mai 1868, Z. 48 R.-G.-Bl., §§ 1, 3, 5 uff. des Gesetzes vom 14. Mai 1868, Z. 69 R.-G.-Bl.) noch der aus den Reichsrathsverhandlungen sprechende Geist derselben läßt darüber einen Zweifel, daß es der wohlerrungene Beschluß der Gesetzgebung war, sich nicht für konfessionslose Schulen zu entscheiden, die religiöse Erziehung der Jugend nicht als einen der Schule fremden, lediglich als innere Angelegenheit der Kirche zu behandelnden Gegenstand zu erklären, sondern solche Einrichtungen zu treffen, daß zwar die Schule nicht mehr unter der Oberleitung der kirchlichen Behörden stehe und der Unterricht in den weltlichen Gegenständen jedem kirchlichen Einflusse entrückt werde, daß aber der Religionsunterricht und die religiösen Uebungen unter der unmittelbaren Leitung der konfessionellen Organe und unter der obersten Aufsicht des Staates einen integrierenden Teil des Unterrichts- und Erziehungswesens an den öffentlichen Volks- und Mittelschulen bilden. Insbesondere geht aus § 5, Abf. 5 des Volksschulgesetzes vom 14. Mai 1869, R.-G.-Bl. Nr. 62, hervor, daß die hierauf sich beziehenden Anordnungen der konfessionellen Organe, nur insoferne sie mit der allgemeinen Schulordnung im Einklang befunden werden, für die Schule maßgebend werden können; daß ihnen jedoch auch andererseits, wenn ihre Verkündigung durch die Schulbehörde nicht aus diesem Grunde unterjagt worden ist, der Charakter einer für die Schule, d. h. für Lehrer und Schüler bindenden Norm zukommt.

Kein Bestandteil des Erziehungssystems, zumal an Volksschulen, kann aber dem Ermessen der Schuljugend anheimgestellt werden, und es hätte daher durch die vorstehend erwähnten Anordnungen die Gesetzgebung selbst sich mit dem kaum erst erlassenen Staatsgrundgesetze in Widerspruch gebracht, wenn dem Artikel XIV des Staatsgrundgesetzes vom 21. Dezember 1867, R. G.-Bl. Nr. 142, wirklich der Sinn beizulegen wäre, daß Schulkinder nicht zur Teilnahme an religiösen Handlungen verhalten werden können. Die Ausnahme, welche dieser Artikel eben für den Fall macht, daß jemand der berechtigten Gewalt eines anderen untersteht, hätte wohl kaum einen Sinn, wenn sie nicht eben auf solche Personen bezogen werden sollte, welche wegen ihres jugendlichen Alters unter der Leitung und Einwirkung anderer stehen. Am allerwenigsten aber sollte von Schulmännern bezweifelt werden, daß, soweit es sich um Ausführung der Schulgesetze handelt, die Schuljugend unter der hiezu berechtigten Gewalt der Schule stehe.

Die angeordnete Ueberwachung der Schuljugend bei den Religionsübungen durch die Lehrer stellt sich für diese nicht als Religions-



übung, sondern als die Erfüllung der Pflicht dar, hiebei, wie bei anderen Versammlungen, die Disziplin der Jugend aufrecht zu erhalten.

2. Ein Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 12. Mai 1876, Z. 3118, für Steiermark herausgegeben, sagt:

Religiöse Uebungen im Grunde der §§ 1, 3 und 5 K.-B.-G. bilden einen integrierenden Bestandteil des obligaten Religionsunterrichtes in der öffentlichen Volksschule, und kann sonach die Teilnahme an diesen Uebungen ebensowenig als die Teilnahme an einem anderen obligaten Lehrgegenstande dem Belieben der schulpflichtigen Kinder oder der Eltern derselben anheimgestellt werden.

3. Den prinzipiell wichtigen Erlaß vom 19. März 1887, Z. 2406, s. oben unter I., Z. 6.

4. Für die Zöglinge der Lehrerbildungsanstalten bestimmt das Organisationsstatut in der Verordnung vom 31. Juli 1886, Z. 6031, im § 56: Bezüglich der religiösen Uebungen der Zöglinge hat sich der Lehrkörper mit den betreffenden Kirchenbehörden ins Einvernehmen zu setzen, und im Falle eine Einigung nicht erzielt wird, die Entscheidung der Landesschulbehörde einzuholen.

Die Zöglinge haben an den eingeführten religiösen Uebungen ihrer Konfession teilzunehmen; Dispensen für einzelne berücksichtigungswürdige Fälle werden vom Direktor nach Einvernehmen des Religionslehrers erteilt.

Es ist die Pflicht der Bildungsanstalt, für die disziplinäre Ueberwachung der Zöglinge bei den religiösen Uebungen durch die Lehrer zu sorgen.

5. Nach § 191 der Schul- und Unterrichtsordnung gelten die Vorschriften über religiöse Uebungen auch für die Privatschulen. (S. oben II. B.)

6. Der Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 15. Juni 1885, Z. 9422 (nach Schlesien) bestimmt: Betreffs der Schüler, welche Schulbesucherleichterungen genießen, sind keine allgemein geltenden Weisungen erlassen. „Es wird, wenn konkrete Fälle einer Regelung bedürfen, im vorgeschriebenen Instanzenzuge zu entscheiden sein und in betreff der Teilnahme der betreffenden Kinder an den religiösen Uebungen im Hinblick auf die Schul- und Unterrichtsordnung durch Klarlegung der diesbezüglichen persönlichen und örtlichen Bedürfnisse das Einvernehmen mit den kirchlichen Organen zu pflegen sein.“

7. Nach der Ministerialverordnung vom 21. Dezember 1875, Z. 19.109, sind die gottesdienstlichen Uebungen für katholische Schüler, soferne sie nicht schon ihrer Natur nach auf Sonn- und Festtage fallen, ohne Verkürzung der Unterrichtszeit zu halten.

8. Der Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 13. Februar 1884, Z. 435, (nach Schlesien) verordnete: Wenn Schüler zum Besuche des Schulgottesdienstes nicht verhalten werden, sind dieselben doch auch von Seite der Schule ausdrücklich auf das kirchliche Gebot, an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste beizuwohnen, aufmerksam zu machen.

Die Freigabe eines ganzen Tages oder eines Nachmittages mit dem folgenden Vormittag behufs Empfanges der heiligen Sakramente ordnete an der

9. Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 8. November 1880, Z. 15.905, an sämtliche Landes-  
schulbehörden, betreffend die Abhaltung religiöser Uebungen für katholische Schüler und Schülerinnen an Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnen-  
bildungsanstalten, Volks- und Bürgerschulen:

„Um den an Mittelschulen bei der strikten Durchführung des § 4 der Verordnung vom 21. Dezember 1875, Z. 19.109, Nr. 2, nach vielseitiger Bestätigung fühlbaren Schwierigkeiten zu begegnen und um überhaupt die all-  
seitig unbehinderte und würdige Abhaltung der bezüglichen religiösen Uebungen zu ermöglichen, genehmige ich, daß fortan zum Behufe des für katholische Schüler und Schülerinnen an Mittelschulen, Lehrer- und Lehrerinnenbildungs-  
anstalten, Volks- und Bürgerschulen in den hiefür maßgebenden Verordnungen für Volks- und Bürgerschulen vorgeschriebenen Empfanges der heiligen Sakra-  
mente der Buße und des Altars von dem Direktor der Anstalt, respektive dem  
Schulleiter im Einvernehmen mit den Religionslehrern den lokalen Verhält-  
nissen entsprechend entweder je ein voller Tag oder je ein Nachmittag samt  
dem zunächst folgenden Vormittag vom Unterrichte freigegeben werden.“

10. Die Festsetzung der religiösen Uebungen steht der Kirchenbehörde,  
dem Landesschulrate nur die Entscheidung betreffs Verkündigung derselben  
zu nach dem Kultus- und Unterrichts-Ministerial-Erlasse vom  
21. Oktober 1892, Z. 17.681 (nach Steiermark).

Nach § 5 des K.-B.-G. hat rücksichtlich der Verfügungen der Kirchen-  
behörden über die religiösen Uebungen an den Volksschulen die Bezirks-  
schulaufsicht lediglich zu beurteilen, ob die getroffenen kirchlichen Anord-  
nungen mit der allgemeinen Schulordnung vereinbar sind oder nicht.

Da diese gesetzliche Bestimmung durch die Schul- und Unterrichts-  
ordnung, wonach in Fällen, in denen sich über das Maß dieser Uebungen  
zwischen der Bezirksschulbehörde und der Kirchenbehörde Differenzen ergeben,  
die Landesschulbehörde darüber zu entscheiden hat, nicht abgeändert werden  
konnte, so kommt dem Landesschulrate keineswegs das Recht zu,  
das Ausmaß der religiösen Uebungen selbst festzusetzen, vielmehr erscheint  
auch der Landesschulrat nur zur Entscheidung berufen, ob und inwieweit  
den Verfügungen der Kirchenbehörden über die religiösen Uebungen vom  
Standpunkte der allgemeinen Schulordnung die Verkündigung zu versagen  
sei oder nicht, in welcher Beziehung bei vorkommenden Differenzen der Landes-  
schulrat mit der Oberkirchenbehörde das Einvernehmen zu pflegen hat.

IV. Wie sind nach der Ansicht und Entscheidung der Schul-  
behörden Versäumnisse rechtswirksam kundgemachter reli-  
giöser Uebungen zu behandeln?

1. Die allgemeine Verpflichtung der Schulkinder zu den religiösen  
Uebungen ist aus den oben unter II. A. B. c. angeführten Anordnungen  
zu ersehen. Außerachtlassung dieser gesetzlichen Vorschriften ist demnach nach

dem Urteile der Schulbehörden strafbar, wenn nicht ein zulässiger Entschuldigungsgrund vorhanden ist.

2. Nach dem Beschlusse des Verwaltungsgerichtshofes vom 6. Mai 1889, Z. 249 (Exl., Z. 1180), steht dem Ortschulrate eine Legitimation zur Beschwerdeführung gegen das Unterrichtsministerium, betreffend eine allgemeine Anordnung wegen Behandlung veräumneter Schulmessen und Prozessionen als Schulveräumnisse, nicht zu.

3. Nach dem oben sub III, Z. 2, angeführten Erlasse vom 22. Mai 1876, Z. 3118, kann die Teilnahme an den religiösen Uebungen nicht dem Belieben der Kinder oder Eltern anheimgestellt werden.

Ebenso laut des Erlasses vom 19. März 1887 oben III, Z. 6.

4. Ferner sind nach dem nach Oberösterreich ergangenen Erlaß des Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 30. Juni 1888, Z. 6042, Veräumnisse ordnungsmäßig verkündeter religiöser Uebungen zu ahnden, und wird in jedem konkreten Falle, wenn die Schuld des Veräumnisses in dem Verhalten des Kindes liegt, mit den Disziplinarmitteln der Schul- und Unterrichtsordnung einzuschreiten sein, wenn aber die bezüglichliche Schuld in den betreffenden Eltern oder deren Stellvertretung liegt, gegen diese nach den Bestimmungen des Amtes zu handeln sein.

5. Am 3. März 1891, Z. 3298, entschied das Ministerium für Kultus und Unterricht, daß Veräumnisse der von der kompetenten Schulbehörde im Sinne des § 5 des R.-V.-G. rechtswirksam kundgemachten religiösen Uebungen den anderen Schulveräumnissen vollkommen gleich zu behandeln und zu ahnden sind. Für die Beurteilung dieser Veräumnisse haben die in der Schul- und Unterrichtsordnung aufgestellten Entschuldigungsgründe zu gelten.

Die Schul- und Unterrichtsordnung sagt:

6. § 66. Als Entschuldigungsgründe gelten insbesondere:

- a) Krankheit des Kindes;
- b) mit der Gefahr der Ansteckung verbundene Erkrankungen von Personen, die mit dem Schulkind in demselben Hauswesen oder unter Umständen in demselben Hause wohnen;
- c) Krankheiten der Eltern oder der anderen Angehörigen, wenn sie der Dienste des Kindes notwendig bedürfen;
- d) Todesfälle oder außergewöhnliche Ereignisse in der Familie und in der Verwandtschaft;
- e) schlechte Witterung, wenn die Gesundheit des Kindes gefährdet ist;
- f) Ungangbarkeit des Schulweges.

Die Verwendung des Schulkindes zu häuslichen, landwirtschaftlichen oder gewerblichen Arbeiten ist nicht als Entschuldigungsgrund anzusehen.

7. Im Sinne dieser ministeriellen Entscheidungen entschied auch der Landesschulrat für Oberösterreich am 27. September 1887, Z. 2120, daß das Nichterscheinen bei der angeordneten Schulmesse im Sommer der Straffanktion in Gleichstellung mit den Schulveräumnissen unterliege.



Die gleiche Handhabung der gesetzlichen Bestimmungen über die Strafbarkeit der Versäumnisse der religiösen Übungen ließe sich noch durch zahlreiche Beispiele erweisen.

8. Es möge hier nur noch der anlässlich der neuesten, unwürdigen Heße des Vereines „Freie Schule“ im Oktober 1906 herausgegebene Erlass des Wiener Bezirkschulrates Platz finden: Nach dem Erlasse des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 3. März 1891, Z. 3298, ist die Nichtteilnahme an den vorgeschriebenen religiösen Übungen gleich Schulversäumnissen zu behandeln. Es wird daher im Falle des ungerechtfertigten Ausbleibens eines Schulkindes von einer angeordneten Religionsübung gegen die Eltern oder ihre Stellvertreter nach § 28 des niederösterreichischen Landesgesetzes vom 25. Dezember 1904, Nr. 98 L.-G. Bl., nach vorausgegangener Pflichterinnerung strafweise vorzugehen und, falls die Eltern oder ihre Stellvertreter trotz wiederholter Bestrafung beharrlich ihren diesfälligen Obliegenheiten nicht nachkommen, nach § 37 desselben Gesetzes und § 214 der Schul- und Unterrichtsordnung der Beistand des Pflichtgerichts anzurufen sein. Auch bieten die §§ 4 und 24 der Schulordnung für die Bürger- und die allgemeinen Volksschulen des Schulbezirkes Wien und die §§ 82 und 86 der Schul- und Unterrichtsordnung die Handhabe, um Schulkinder, die an den für ihr Glaubensbekenntnis schulbehördlich verkündeten religiösen Übungen ungerechtfertigt nicht teilnehmen, mit Disziplinarstrafen zu belegen. Endlich wird es Sache der Lehrerkonferenzen sein, bei der Entscheidung über die Reife eines Schulkindes zum Aufsteigen in die nächsthöhere Klasse oder Abteilung, sowie über die Aufsolgung des Entlassungszeugnisses auf die Nichtteilnahme des Schulkindes an den vorgeschriebenen Religionsübungen unter Beobachtung der diesbezüglichen Vorschriften der Schul- und Unterrichtsordnung Bedacht zu nehmen. Die Schulleitungen werden angewiesen, im Sinne der obigen Ausführungen die Nichtteilnahme von Schulkindern an den vorgeschriebenen religiösen Übungen gleich Schulversäumnissen mit aller Strenge und Beschleunigung zu behandeln, beziehungsweise gegen solche Schulkinder die Bestimmung der §§ 4 und 24 der Schulordnung für Bürger- und allgemeine Volksschulen und der §§ 82 und 86 der Schul- und Unterrichtsordnung vom 29. September 1905, Z. 13200, in Anwendung zu bringen. Hieron wird die Schulleitung zur Tarnachtung mit dem Bemerkten in Kenntnis gesetzt, daß weder die Lehrer, noch die Schulleitung die einzangs gedachten Erklärungen — sei es gedruckt, schriftlich, sei es mündlich — entgegennehmen dürfen, und zwar weder seitens der Kinder, noch seitens Erwachsener und daß etwa durch die Post gesendete Erklärungen unverweilt dem k. k. Bezirkschulrat (Zentrale) vorzulegen sind.“

Ob nun der Katechet von diesem gesetzlichen Rechte, Bestrafung des Versäumnisses der religiösen Übungen zu verlangen Gebrauch machen soll oder nicht, wird sich wohl hauptsächlich nach der größeren oder geringeren Schuld, namentlich nach der Böswilligkeit der Schuldtragenden richten müssen. Es erheben sich nämlich keine geringen Bedenken gegen die Forderung des Vorgehens nach rein rechtlichem Standpunkt, und der Katechet

wird wohl überlegen müssen, ob er nicht mit gütlicher Ueberredung leichter zum richtigen Ziele kommt. Es könnten ja auch begründete Zweifel einer gut gesinnten Mutter an der Fähigkeit ihres sehr jugendlichen Kindes Ur- sache des Ausbleibens, z. B. vom Empfange der heiligen Sakramente sein. In der Frage der strafweisen Behandlung der Versäumnisse der religiösen Uebungen möchte ich lieber Pastoralaklugheit als Festhalten am starren Rechts- standpunkte angezeigt finden.

V. Wer hat nach staatlichen Vorschriften die Schulkinder bei den religiösen Uebungen zu überwachen?

1. Im Reichs-Volksschulgesetze vom 14. Mai 1869 bestimmt der § 48 . . . Es ist Pflicht der Schulleitung, an der Ueberwachung der Schuljugend bei den ordnungsmäßig festgesetzten Uebungen durch Lehrer des betreffenden Glaubensbekenntnisses sich zu beteiligen.

2. Und von der Schul- und Unterrichtsordnung lautet § 10: . . . Zur Ueberwachung der Schulkinder bei den verbindlichen religiösen Uebungen können nur Lehrkräfte des betreffenden Religionsbekenntnisses ver- wendet werden.

Und § 74: Die Ueberwachung der Kinder . . . umfaßt auch die Aufsicht über die Kinder bei den verbindlichen religiösen Uebungen.

Ebenso § 122: Die Lehrer haben . . . die Beschlüsse der Lehrer- konferenz bezüglich der Ueberwachung der Kinder pünktlich durchzuführen und sich sämtlich an den offiziellen Schulfeierlichkeiten zu beteiligen.

3. Im Sinne des § 10 der Schul- und Unterrichtsordnung liegt es wohl schon, daß die Lehrerschaft zur Ueberwachung verpflichtet ist, womit aber, wie auch der Kultus-Ministerialerlaß vom 16. Sep- tember 1872, Z. 15.878 ex 71, erklärt, nicht gemeint ist, daß gleich- zeitig alle Lehrer bei den religiösen Uebungen gegenwärtig sein müssen, sondern jeder einzelne nach in der Lehrerkonferenz getroffener Vereinbarung.

Wichtiger aber, als die Pflicht der Ueberwachung der Schulkinder durch die Lehrerschaft ist wohl die Art und Weise, wie sie betreffs Haltung und Benehmen bei den religiösen Uebungen durch die Lehrperson geübt wird.

4. Der Minister für Kultus und Unterricht sagt am Ende seiner Erklärung vom 11. Juni 1873: „Die angeordnete Ueberwachung der Schul- jugend bei den religiösen Uebungen durch die Lehrer stellt sich für diese nicht als eine Religionsübung, sondern nur als die Erfüllung der Pflicht dar, die Disziplin, wie bei anderen Versammlungen der Jugend, aufrecht zu erhalten.“

Der Lehrer, der nur auf diesen Standpunkt sich stellt, könnte wohl vielleicht mehr zum Aergernis als zum Nutzen seines Amtes walten.

Wenn man jedoch erwägt, daß nur ein Lehrer desselben Glaubens- bekennnisses, also wohl auch mit denselben religiösen Pflichten, die Kinder überwacht; wenn man bedenkt, daß der Lehrer nach § 71 der Schul- und Unterrichtsordnung die Kinder „sittlich zu erziehen, namentlich zur Gottesfurcht anzuleiten“ hat, und wenn man doch voraussetzen darf, daß der Lehrer seine Schulkinder liebt, so hat man Grund, auch anzu-

nehmen, daß die Ueberwachung sich so gestalte, daß sie niemand zum Aergernis, den Kindern zum Nutzen, den Eltern und Seelsorgern zur Freude gereichen werde.

## VI. Schulbehördliche Verfügungen über einzelne religiöse Uebungen.

### A) Schulgebet.

Die Ministerialverordnung vom 8. Oktober 1872, Z. 8759, bestimmt betreffs des Schulgebetes:

„Es ist in der Regel festzuhalten, daß vor dem Beginne des vor-mittägigen und nach dem Schlusse des nachmittägigen Unterrichtes ein kurzes Gebet verrichtet werde. Die Wahl der Schulgebete und Lieder aus den von der kirchlichen Behörde als zulässig erklärten Texten ist unter Berücksichtigung der Verhältnisse der einzelnen Schulen durch die Lehrkörper derselben zu treffen.“

Kirchlich nicht zulässig erklärte Texte sind also ausgeschlossen.

Die Verhältnisse einzelner Schulen wollen vernünftiger Weise wohl berücksichtigt werden, so z. B. daß die kleinsten Kinder noch nicht alle wünschenswerten Gebete können wie große Schüler.

Daß der Katechet vor und nach seiner Unterrichtsstunde verschiedene Gebete verrichten lasse, ist nach obiger Verordnung nicht verboten.

2. Erwähnt möge hier sein, daß der Landeschulrat für Salzburg am 26. Juni 1889 beschlossen hat, daß es in Zukunft bei dem Schulgebete „Vater unser“ und „Ave Maria“ zu verbleiben habe.

Noch belangreicher ist die Tatsache, daß in der Sitzung des nieder-österreichischen Landeschulrates am 4. Jänner 1893 ein Erlaß des Unterrichtsministeriums (Gautschi) zur Verlesung kam, nach welchem vor und nach dem Gebete nicht nur, wie der Landeschulrat beantragt hatte, die das Kreuzzeichen begleitenden Worte gesprochen werden dürfen, sondern laut gesprochen werden müssen.“

Aus diesen schulbehördlichen Entscheidungen geht gewiß klar hervor, daß das Schulgebet „Vater unser“, „Ave Maria“ und das laute „Kreuz-machen“ nicht mit der Schulordnung unvereinbar sind, daher von keiner Bezirks-schulbehörde verboten werden können, weil die Kompetenz dieser Behörden gar nicht so weit geht, und die Differenzen in solchen Fragen nach dem Ministerial-Erlaß vom 21. Oktober 1892, Z. 17.681 (oben III., Z. 10), zwischen Landeschulrat und Ordinariat im Einvernehmen zu lösen sind.

4. Das Freitagsgebet wurde ebenfalls von Landes-schulbehörden in keiner Weise als unvereinbar mit der Schulordnung befunden.

### B) Gottesdienst an Sonn- und Feiertagen; Schulmesse.

1. Das Reichsgerichtserkenntnis hierüber siehe I. Z. 3.

2. Die Ministerialerklärung vom 16. Mai 1880, Z. 6206, bestimmt: „Alle katholischen Schüler der Volks- und Bürger-schulen,



welche in dem Schul- und Pfarrorte, überhaupt in einem Schulorte wohnen, wo an Sonn- und Feiertagen des ganzen Schuljahres ein Gottesdienst abgehalten wird, sind an allen Sonn- und Feiertagen zum Besuche des gemeinschaftlichen Gottesdienstes im Sinne der Schul- und Unterrichtsordnung verpflichtet. Dispensen sind für einzelne Schüler im Einvernehmen mit dem Religionslehrer zu erteilen. In Fällen, wo Schüler zum regelmäßigen Besuche des Gottesdienstes nicht verhalten werden können, sind dieselben alljährlich und wiederholt auf das kirchliche Gebot, an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste beizuwohnen, aufmerksam zu machen.

3. Und nach einem Ministerial-Erlaß vom 8. Dezember 1881, Z. 17.958, ist es unsatthast, die Schüler während der sonn- und festtägigen Predigt in den Schulzimmern zu versammeln und erst nach beendigter Predigt gemeinschaftlich in die Kirche zu führen.

4. An den niederösterreichischen Landeschulrat hat das Kultusministerium ddo. 8. Oktober 1872, Z. 8759, Alinea 2, die Bestimmung erlassen: „Insoweit es die Räume der Kirche zulassen, ist die Schulpjugend mit Ausnahme der strengen Winterzeit von der dritten Klasse an-gefangen in Abteilungen wöchentlich einmal zur heiligen Messe zu führen.“

5. Zu wiederholtenmalen hat das Ministerium entschieden, daß es den Bezirkschulräten nicht zustehe, über Abhaltung oder Sistierung des Schulgottesdienstes Verfügungen zu treffen, und daß Ortschulräte nicht befugt sind, gegen angeordnete Gottesdienste zu remonstrieren und zu rekurrieren, sondern daß sie einfach die Ausführung solcher Anordnungen zu befördern haben.

6. Nach Anordnung des Ministerial-Erlasses vom 8. Oktober 1872, Z. 8759, Alinea 2, hat die Schulpjugend zu Anfang und zu Ende des Schuljahres einem Gottesdienste beizuwohnen; und nach Alinea 5 hat dieselbe am Geburts- und Namensfeste Sr. Majestät des Kaisers, falls diese Feste nicht in die gesetzlichen Ferien fallen, an dem Gottesdienste teilzunehmen.

7. In Schlesien hat der Landeschulrat ddo. 29. Februar 1884, Z. 499, befohlen, die irrige Auffassung hintanzuhalten, als könnte aus der Einstellung des Schulgottesdienstes während der strengen Winterzeit ein Dispens von der Erfüllung eines kirchlichen Gebotes gefolgert werden und es seien in Fällen, wenn Schüler zum Besuche des Schulgottesdienstes nicht verhalten werden, dieselben ausdrücklich auf das kirchliche Gebot, an Sonn- und Feiertagen dem Gottesdienste beizuwohnen, aufmerksam zu machen.

8. Aus dem Ministerial-Erlasse vom 12. Mai 1877, Z. 16.885, betreffs Ausbildung der Lehramtskandidaten in der Kirchenmusik und den damit zusammenhängenden Erlässen verschiedener Landesichulräte, z. B. des steiermärkischen vom 17. Februar 1887 über das Mindestmaß hierin: „Spielenkönnen eines Kirchenliedes“ läßt sich wohl auch auf die selbstverständliche Verpflichtung der Schulpkinder zum Gottesdienste schließen.

## C) Der Empfang der heiligen Sakramente.

1. Als Mindestmaß bezüglich des Empfanges der heiligen Sakramente seitens der Schulkinder stellt der Ministerial-Erlaß vom 8. Oktober 1872, Z. 8759, in Alinea 3, fest:

„Die heiligen Sakramente der Buße und des Altars hat die nach Bestimmung des Religionslehrers dazu fähige Schuljugend jährlich dreimal, und zwar zu Anfang und zu Ende des Schuljahres, dann zur österlichen Zeit zu empfangen.“

Bezüglich der Frage, wie oft die Kinder die heiligen Sakramente zu empfangen haben, lauten die schulbehördlichen Rundgebungen verschieden: dreimal, viermal, auch fünfmal.

2. Die Ministerial-Verordnung vom 8. November 1880, Z. 15.905, besagt: „Zum Behufe des für katholische Schüler und Schülerinnen vorgeschriebenen Empfanges der heiligen Sakramente der Buße und des Altars soll von dem Schulleiter im Einvernehmen mit den Religionslehrern, den lokalen Verhältnissen entsprechend, entweder je ein voller Tag, oder je ein Nachmittag samt dem zunächst folgenden Vormittag vom Unterrichte freigegeben werden.“

3. Und der Ministerial-Erlaß vom 19. April 1881, Z. 24.493, meint darauf bezugnehmend: „Dadurch ist nicht ausgeschlossen, daß die heilige Beichte und Kommunion auch an regelmäßigen Ferialtagen abgehalten werden, insoferne den Verhältnissen in dem betreffenden Pfarrsprengel die Wahl eines solchen Tages am entsprechendsten erscheint. In jedem einzelnen Falle hat der Schulleiter im Einvernehmen mit den Religionslehrern, welche obige Verhältnisse wahrzunehmen und zu verantworten haben, die erforderlichen Anordnungen zu treffen.“

4. Bezüglich des Rechtes, daß der Leiter der religiösen Übung über Fähigkeit und Alter der Kinder entscheide, siehe den Erlaß vom 19. März 1887, Z. 24.206 ex 1886, oben I., Z. 6.

5. Nach dem Ministerial-Erlasse vom 22. Dezember 1872, Z. 11.355, kann, wenn besondere Verhältnisse es erfordern, ein besonderer Religionsunterricht auch noch außer der Unterrichtszeit durch einige Wochen in den Schullokalitäten durch den ordentlichen Religionslehrer mit Wissen des Schulleiters erteilt werden.

## D) Prozessionen.

Diesbezüglich bestimmt der Kultus-Ministerial-Erlaß vom 8. Oktober 1872, Z. 8759, Alinea 4: „An der Fronleichnamsprozession hat sich die Schuljugend, soweit es bisher üblich war, auch fernerhin zu beteiligen. Die Befreiung einzelner Schüler von dieser Teilnahme, insoferne ihre Eltern oder deren Stellvertreter darum ansuchen, steht dem Leiter der Schule zu.“

Der niederösterreichische Landes Schulrat hat im Jahre 1883 an sämtliche Bezirkschulräte einen Erlaß gerichtet, wonach die Schulkinder an den Fronleichnamsprozessionen unbedeckten Hauptes teilzunehmen haben.

Bezüglich der Teilnahme an den Bittprozessionen am Martinstage und an den Bitttagen, ja selbst betreffs Teilnahme an Leichenbegängnissen und Totengottesdiensten, sind von den verschiedenen Landeslehrerräten Verfügungen erlassen, die hauptsächlich nur betonen, daß die Unterrichtszeit nicht ungebührlich dadurch verkürzt werde.

### E) Kindheit Jesu-Verein.

Der § 78 der Schul- und Unterrichtsordnung besagt: „Schulkindern ist es verboten, Vereinen als Mitglieder anzugehören oder Vereine unter sich zu bilden, Abzeichen welcher Art immer zu tragen und sich an Vereinsversammlungen, öffentlichen Zusammenkünften oder Aufzügen ohne Bewilligung des Schulleiters zu beteiligen.

Ausflüge und Aufzüge zu demonstrativen Zwecken dürfen mit Schulkindern nicht veranstaltet werden. Schulkindern ist es ferner nicht erlaubt, unter sich Geldsammlungen zu welchem Zwecke immer einzuleiten.“

Daß durch obige Bestimmung die Teilnahme der Schulkinder an Werken der heiligen Kindheit Jesu (Kindheit Jesu-Verein) nicht verboten sei, ist wohlbegründete Anschauung der Kirchenbehörden.

Auf ein vom k. k. Landeslehrerrate in Linz an das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht im Jahre 1885 gestelltes Ansuchen um Eröffnung, ob das durch die Unterrichts-Ministerial-Verordnungen vom 25. Oktober 1873, Z. 14.472, und vom 17. Juni 1873, Z. 7702, normierte Verbot der Teilnahme von Schulkindern an Vereinen überhaupt, sowie von Geldsammlungen in den Schulen auf den Verein „Werk der heiligen Kindheit Jesu“ und auf Geldsammlungen zu Zwecken desselben Anwendung zu finden habe oder nicht, hat mit Erlaß vom 3. Juni 1885, Z. 7454, das hohe k. k. Unterrichtsministerium Nachstehendes bestimmt:

„Die in Betreff des Kindheit Jesu-Vereines gestellte Anfrage wird dahin beantwortet, daß die hierämtlichen Verordnungen vom 17. Juni 1873, Z. 7702,<sup>1)</sup> betreffend Geldsammlungen in den Schulen, und vom 25. Oktober 1873, Z. 14.472,<sup>2)</sup> betreffend Teilnahme der Schüler an Vereinen, hierauf keine Anwendung mehr finden, weil eine diesbezügliche Vereinsorganisation nicht mehr besteht und die Schulkinder am „Werk der heiligen Kindheit Jesu“ sich nur durch Gebet und Almosengeben beteiligen.

Um jedoch jedes Mißverständnis hintanzuhalten, wird das Almosen sammeln in den Schulen zu vermeiden sein.“

Hienach ist den Schulkindern die Teilnahme am „Werk der heiligen Kindheit Jesu“ auch schulbehördlich gestattet und können die Katecheten die

<sup>1)</sup> Diese Verordnung verbietet unter Androhung von Disziplinierung der Lehrer an öffentlichen Schulen und Verwarnung, ja selbst Entfernung der schuldtragenden Personen bei Privatschulen, Geldsammlungen zu Geschenken an Lehrpersonen, unter welcher Form immer: Geldsammlungen zu anderen Zwecken bedürfen der Bewilligung der Landeslehrerräte. —

<sup>2)</sup> An Vereinen, die von Personen gebildet werden, die nicht Schüler sind, als Mitglieder oder Zuhörer teilzunehmen, ist strenge verboten.



Almosen derselben für dieses Werk in Empfang nehmen, sollen jedoch Sammlungen in den Schulen unterlassen.

Dieser Ministerialerlaß wurde in den deutschen kirchlichen Verordnungsblättern dem Seelsorgetlerus, der ja fast ausnahmslos den katechetischen Unterricht in den weitaus meisten Schulen gratis zu besorgen hat und tatsächlich besorgt), zur Kenntnis gebracht und seit dem Jahre 1885, soweit bekannt, dagegen kein Anstand erhoben.

Auf eine durch einen besonderen Fall veranlaßte Vorstellung eines Ordinariates äußerte sich (ddo. 12. November 1906, Z. 2695) der k. k. Landeseschulrat, daß „in dem Ministerial-Erlasse vom 3. Juni 1885, Z. 7454, der beim Fortbestande der gleichen Verhältnisse auch gegenwärtig als zu Recht bestehend zu betrachten ist, am Schlusse ausdrücklich nahegelegt werde, das Almosensammeln in den Schulen zu vermeiden.

Um die gute Sache zu fördern, ohne sie unliebsamen Mißdeutungen auszusetzen, wird es dem Ordinarate anheimgestellt, zu erwägen, ob es sich nicht empfehlen würde, beim Schulgottesdienste in der Kirche eine Sammelbüchse für diesen Zweck aufzustellen.“

Da der Zweck dieses Almosens ein wohlthätiger und gemeinnütziger ist, nämlich die Beförderung des Missionswesens unter den Heiden, namentlich aber die Rettung der von aller Welt, auch von ihren eigenen Eltern verlassenen hilflosen Kinder der Heidenwelt, so läßt erfahrungsgemäß der Katechet bei Erwähnung dieses Werkes durch Nahelegung des Mitleides mit den armen Heidenkindern bei den empfänglichen Schülerherzen einen unleugbaren sittlich hebenden Einfluß aus. Es ist selbstverständlich, daß dabei jede verletzende Form und jedes Mittel eines mittelbaren oder unmittelbaren Zwanges vermieden wird. Es sind die Katecheten auch z. B. im Kirchlichen Verordnungsblatte der Diözese Seckau) ausdrücklich darauf verwiesen, daß Sammlungen auch für diesen Zweck in den Schulen zu vermeiden sind. Ob im bezogenen Ministerial-Erlasse unter Schulen die Klassenzimmer oder die Schulgebäude zu verstehen sind, mag dahingestellt bleiben.

Ein Mitgliederverzeichnis wird nicht geführt und ein Abzeichen, welcher Art immer, nicht getragen, es ist das Werk der heiligen Kindheit also nicht ein Verein im eigentlichen Sinne.

Unter diesen Umständen und im Hinblick auf den Ministerial Erlaß vom 3. Juni 1885, Z. 7454, sowie in Berücksichtigung des die Kinderherzen veredelnden Zweckes dieses Almosens bei Vermeidung des Sammelns in der Schule ist voranzusetzen, daß die Schulbehörden nicht Gegner, wohl aber Förderer eines so nützlichen Humanitätsaktes sein sollen und sein werden und den gutherzigen Kindern zuliebe einem der religiös sittlichen Erziehung förderlichen Humanitätsakte nicht Schwierigkeiten bereiten wollen.

Ich habe in dieser Zusammenstellung absichtlich nur auf schulbehördliche Verordnungen, Erlasse und Entscheidungen Rücksicht genommen, die alle auf die noch zu Recht bestehenden Reichsschulgesetze sich gründen. Es ist die Verpflichtung zur Teilnahme an den religiösen Übungen und das Recht, diese Teilnahme zu fordern, so evident, daß es unbegreiflich erscheint,

wie hohe Beamte und Universitätsprofessoren, die unser Reichsvolksschulgesetz seit mehr als dreißig Jahren als die Perle der modernen Gesetzgebung verhimmelten, nun auf einmal gegen Gesetz und Recht agitieren können und dürfen.

Unterrichtsminister Gautsch hat am 12. November 1892 im Abgeordnetenhaus erklärt, daß er keine Verfügung zulassen werde, welche geeignet sein könnte, die religiösen Gefühle der katholischen Bevölkerung zu verletzen.

Wird der jetzige Unterrichtsminister den Freimaurern den österreichischen Episkopat mit seinen wiederholten berechtigten Vorstellungen und das ganze katholische Volk mit seinem Rechte und seiner Gesinnung opfern?

Es scheint unmöglich!

In der Schlußsitzung des Abgeordnetenhauses am 28. Jänner 1907 beantwortete der Unterrichtsminister Dr. Marchet eine Interpellation der bekannten Dr. Dfner, Lehrer Seitz und Genossen über den Erlaß des Wiener Bezirkschulrates vom 20. Oktober 1906.

Die unversöhnlichen Feinde der christlichen Schule und bewußten Störer der Schuldisziplin dürften wahrscheinlich aus der Antwort mehr Hoffnung schöpfen, wie die Freunde des bestehenden Schulgesetzes.

Ein sehr ruhiges und ernstes katholisches Tagesblatt bemerkt darüber:

„Der Unterrichtsminister hat es als eine „jedenfalls bestrittene“, also offenbar als eine „mindestens strittige“ Frage bezeichnet, ob die Kinder zu den religiösen Uebungen verhalten werden dürfen. Denn die Unterscheidung, ob die Kinder aus eigenem bösen Willen oder angetrieben von ihren Eltern oder deren gesetzlichen Vertretern die Teilnahme an den religiösen Uebungen verweigern, ist ja doch kaum ernst zu nehmen.

Bisher hat man unter anderem auch den Grund geltend gemacht, daß es ja in der Schule mit aller Disziplin und Ordnung und sohin mit dem ganzen geregelten Schulbetriebe zu Ende wäre, wenn die Kinder kommen und ausbleiben dürften, wann und wie es ihnen beliebt. Davon, sowie von anderen Gründen, die man bisher angeführt hat, ist in der Antwort des Unterrichtsministers keine Rede mehr.

Aber man braucht ja auch gar nicht auf alle die mehr oder minder geistreichen Subtilitäten einzugehen, die man immer vorzubringen weiß, wenn ein gegenteiliger Entschluß schon gefaßt ist und man ihn nur nicht eingestehen will. Setzen wir den Fall, irgendwo wollten sich katholische Kinder weigern, den Unterricht eines notorisch irreligiösen Lehrers zu besuchen: glaubt jemand, daß die Regierung dann erst viel in den Staatsgrundgesetzen und in den Paragraphen des Schulgesetzes herumbuchstabieren würde, ob die Frage nicht doch „jedenfalls eine bestrittene“ ist?

Man will nicht, das heißt eigentlich man traut sich nicht — das ist das ganze Geheimnis.“

## Pastoral-Fragen und -Fälle.

### I. (Giltigkeit der Ehe und Restitutionspflicht.)

Anfrage: Die noch ledige Berta sündigt mit Titus und Cajus. Da sie Mutter geworden ist, gibt sie den Titus als Vater an, obgleich sie weiß, daß es Cajus ist. Titus nimmt daraufhin das Kind an und heiratet lediglich des Kindes wegen die Berta. Ist die Ehe gültig, und zu was ist Berta vom Beichtvater zu verpflichten?

Antwort: Die Ehe ist zweifellos gültig; denn wenn auch Titus nicht geheiratet haben würde, wenn er den wahren Sachverhalt gekannt hätte: so hat er doch jetzt einfachhin den Eheconsens gegeben; er hat ihn nicht bedingungsweise gegeben „falls er wirklich der Vater des Kindes sein sollte“ — ein solcher bedingter Eheconsens wäre selbstverständlich auch abzuweisen, wenn er in foro externo so gegeben zu werden versucht würde.

Weit schwieriger ist die Frage über die Pflicht und über die praktische Betonung der Pflicht der Berta. Hier muß allerdings zwischen den Verpflichtungen nach dem bloß natürlichen Rechte und den Verpflichtungen nach positivem Rechte unterschieden werden.

Es gibt positive Gesetze, wie z. B. das österreichische, welche für den Fall, daß mehrere mit einem Mädchen sündigen, jeden derselben für die Folgen der Sünde, d. h. für die Sorge des etwa erzeugten Kindes haftbar machen, indem sie einfach den als Vater präsumieren, wer immer zur gelegenen Zeit mit der betreffenden Person gesündigt hat, falls etwa nicht die Unmöglichkeit der Vaterschaft erweisbar ist. Wo solche Gesetze existieren, begeht die Mutter keine Ungerechtigkeit, wenn sie irgend einen der Männer, welche mit ihr gesündigt haben, der Vaterschaft wegen haftbar macht und falls dieser sich zur Ehe anbietet, auf diese Weise den gesetzlich geschuldeten Ersatz machen läßt: — falls nicht etwa nachweisbar sicher des Betreffenden Vaterschaft unmöglich ist. Sicher wird das Mädchen selten sein; selbst wenn ihre Vermutung für den einen und gegen den andern spräche, so würde Berta noch keine Rechtsverletzung begehen, wenn sie den minder wahrscheinlichen haftbar machte. In einem solchen Falle wäre alsdann auch die Vermögensfrage erledigt.

Wo aber solche Gesetze nicht existieren, oder wo nach bloß natürlichem Rechte die Frage entschieden werden muß: da ist Berta allerdings dem Titus und dessen legitimen Erben bezüglich der Vermögensfrage haftbar, falls sie Sicherheit hat, daß Titus der Vater nicht ist. — Mit anderen Worten: Das so erzeugte Kind hätte im Gewissen keinen Anspruch auf den Vermögensteil, den es als Kind des Titus erhalten würde; die übrigen aus der Ehe des Titus und der Berta hervorgehenden Kinder würden durch die Mitbeerbung seitens des untergehobenen Kindes an ihrem Vermögen verkürzt werden. Dieser Schaden müßte ihnen von Berta, so weit es ihr möglich wäre, ersetzt werden; in ähnlicher Weise könnte eine derartige Ersatzpflicht



an etwaige andere Ehen des Titus eintreten. — Ist aber ein derartiger Ersatz nicht möglich, so erlischt die Ersatzpflicht der Berta. Nach einmal eingegangener Ehe braucht sie weder zu einer Selbstanklage, außer im Beichtstuhl, zu schreiten, noch darf sie mit Rücksicht auf den ehelichen Frieden dazu schreiten. Ja, die ehelichen Verhältnisse können sich so gestalten, daß eine völlige condonatio seitens des Titus nach den Umständen unterstellt werden darf.

Balkenburg (L.), Holland.

Aug. Lehmkuhl S. J.

**II. (Eid und zweifelhafte Vaterschaft.)** Die ledige Agar hat sich innerhalb kurzer Zeitfrist mit mehreren Männern fleischlich vergangen und daraus ein Kind geboren, von dem sie absolut nicht weiß, welcher von diesen Männern dessen Vater sei. Einen aus ihnen, Samson, einen reichen Wittwer, gibt sie bei Gericht als Vater an, indem sie Tag und Monat ihrer Sünde mit ihm bezeichnet. Später erinnert sie sich, daß sie in der Zeitangabe sich um einige Tage geirrt habe, beeidet aber doch die ganze Aussage mit der Mentalrestriktion, daß der Eid nur für die richtige Angabe des Monats, nicht aber für den irrig angegebenen Tag gelten soll. Schließlich wird Samson vom Richter zur Bestreitung der Auslagen für die Verpflegung des Kindes verurteilt.

Frage: 1. Durfte Agar auf diese Weise schwören? und 2. darf sie auf das richterliche Urteil hin von Samson die Bezahlung fordern und annehmen?

Was die Folgen des von Agar abgelegten Eides anbelangt, so hatte die falsche Angabe des Tages auf das richterliche Urteil keinen Einfluß, wenn die im § 163 des österr. bürgerl. Gesetzbuches festgesetzte Zeit dadurch nicht wesentlich verändert wurde. Die von Agar bei Ablegung ihres Eides gebrauchte Restriktion war aber offenbar unerlaubt.

Papst Innozenz XI. hat die Proposition (n. 26.): „cum causa licitum est jurare sine animo jurandi“ ausdrücklich verworfen, und ebenso die folgende (26.): „si quis juravit, se non fecisse aliquid, quod revera fecit, intelligendo intra se aliquid aliud, quod non fecit, vel aliam viam ab ea, in qua fecit, . . . revera non mentitur, nec est perjurus.“

Darum sagt auch der heilige Alfonsus in seinem „Homo Apostolicus“: V. Abschn. n. 13, kurz und bündig: „Hier wisse man, daß wer beim assertorischen Eide die Unwahrheit sagt, schwer sündigt.“

Der Grund ist klar: Gott, die ewige Wahrheit, zum Zeugen für die Unwahrheit anrufen, ist sicher eine schwere Verunehrung Gottes. Der richterliche Urteilspruch wird jedoch unter der oben angeführten Bedingung dadurch nicht entkräftet.

Darf sich Agar aber dieses Urtheiles zu ihren und ihres Kindes Gunsten bedienen?

Ziehen wir bei dieser Frage das natürliche Recht zurate, so gilt hier nach der absolut probableren (absolute probabilior) Meinung der Grundsatz: „Es kann bei einer zweifelhaften Pflicht keine gewisse Last auferlegt werden: „nemo tenetur ad reparandum damnum, nisi moraliter constet, eum damni esse causam.“ Marc. n. 963. Damit stimmen auch Lehmkuhl n. 997, V. und andere überein.

Allein mit unserer Frage beschäftigen sich auch die positiven bürgerlichen Gesetze, die besonders das Wohl des Kindes im Auge haben und als gerecht und nützlich betrachtet werden müssen. Ein auf sie gestütztes gerechtes Urtheil des kompetenten Richters hat also auch für das Gewissen bindende Kraft.

Die für das Deutsche Reich geltende diesbezügliche Bestimmung ist für unsere Agar ganz ungünstig; denn § 1717 lautet: „Als Vater des unehelichen Kindes gilt, wer der Mutter innerhalb der Empfangszeit beigewohnt hat, es sei denn, daß auch ein anderer ihr innerhalb dieser Zeit beigewohnt hat.“

Dazu bemerkt Lehmkuhl in seinen „Erläuterungen des bürgerlichen Gesetzbuches des Deutschen Reiches“: „In diesem Falle dürfte sie ohne Verletzung der Gerechtigkeit von keinem die bezeichneten Leistungen verlangen.“

Günstiger steht die Angelegenheit der Agar in Oesterreich. Hier gilt der § 167 des bürgerlichen Gesetzbuches: „Zur Verpflegung (des unehelichen Kindes) ist vorzüglich der Vater verbunden; wenn aber dieser nicht imstande ist, das Kind zu verpflegen, so fällt diese Verbindlichkeit auf die Mutter.“ Ferner § 163: „Wer auf eine in der Gerichtsordnung vorgeschriebene Art überwiesen wird, daß er der Mutter eines Kindes innerhalb des Zeitraumes beigewohnt hat, von welchem bis zu ihrer Entbindung nicht weniger als sechs, nicht mehr als zehn Monate verstrichen sind, oder wer dieses auch nur außer Gericht gesteht, von dem wird vermutet, daß er das Kind erzeugt habe.“

„Vermuten heißt aber, wie der Herausgeber des Gesetzbuches, Wien 1853, bemerkt, etwas Wahrscheinliches so lange als gewiß annehmen, bis das Gegentheil bewiesen wird. So lange aber die Unmöglichkeit nicht nachgewiesen ist, kann man von jedem, welcher der Mutter in der vorerwähnten Zeit beigewohnt hat, vermuten, daß er der Vater des Kindes sei. Wird dies also gegen jemand bewiesen, so wird er für den Vater des Kindes gehalten, ausgenommen, er kann beweisen, daß dies unmöglich sei.“

Auch nach Dr. Ellinger kann die Mutter, wenn sie mit ihrer Klage gegen einen der Schuldigen nicht siegt, dieselbe gegen einen anderen von ihnen anstrengen. Der Hauptzweck dieses Gesetzes ist, das uneheliche Kind nicht ohne väterliche Ob Sorge zu lassen. Lehmkuhl: *Casus. pars I. n. 714* erblickt in dieser Bestimmung des österreichischen Gesetzes auch eine „poena delicti“ für den Schuldigen, die hier ohne Zweifel auch gerecht ist.

Es ist also Agar in unserem Falle auch im Gewissen erlaubt, den richterlichen Urteilspruch zu ihren und ihres Kindes Gunsten zu benützen und Samsen zur Bestreitung der Verpflegskosten u. s. w. zu zwingen. Ohne richterliches Urteil darf sie dieses aber nicht, da sie vom natürlichen Gesetze dazu kein sicheres Recht hat, außer es würde einer von den Schuldigen es vorziehen, lieber die Zahlung zu leisten, als gegen sich den gerechten Prozeß anstrengen zu lassen. Endlich geht aus dem Gesagten auch klar hervor, daß sie von einem, von welchem sie sicher weiß, daß er der Vater des Kindes nicht ist, auch wenn er dazu verurteilt würde, nichts fordern darf. Dr. Göpfert (§ 93, 3 A.) sagt darum mit Recht: „Ein Mädchen, das mit zweien oder mehreren sich eingelassen hat und vor dem Richter einen als Kindesvater bezeichnet hat, welcher es tatsächlich nicht ist, kann nicht mit gutem Gewissen die Kosten für Nahrung und Erziehung des Kindes annehmen, zu welchen der Betreffende vom Richter verurteilt worden ist, weil dieser den Schaden tatsächlich nicht zugefügt hat und der Richterspruch auf einer falschen praesumptio facti beruht.“

Wien.

P. Johann Schwienbacher C. Ss. R.

III. (**Impotentia moralis restituendi.**) Der Kooperator Antonius von K. wird eiligt zu einem Sterbenden gerufen, den wir Paulus nennen wollen. Es war kein Augenblick mehr zu verlieren. Bei der Beichte sagte nun Paulus zu Antonius, er müsse ihm vor allem etwas mitteilen, was ihn schon lange sehr beunruhigt und ihm das Gewissen und die Erinnerung an das Sterben oft recht schwer gemacht habe: er habe sich nämlich unrechtes Gut angeeignet. Vor so und soviel Jahren hätte er nämlich dem Kaufmann Homobonus, bei dem er als Buchhalter in Diensten gestanden, in einer Geldverlegenheit einmal zirka 400 K veruntreut, ohne daß das Defizit bemerkt worden wäre, hätte sich aber bisher nicht entschließen können, diese Summe dem rechtmäßigen Eigentümer zurückzugeben. Nun möchte er auch diese Angelegenheit in Ordnung bringen, um ruhig sterben zu können; nur wisse er nicht, wie dies anzustellen wäre. Er bat nun inständig Antonius, ob denn nicht er die Sache in Richtigkeit bringen möchte. Um dem Sterbenden jede weitere Aufregung in dieser Angelegenheit zu ersparen, erklärte sich dieser sogleich dazu bereit und sagte, er möge ihm nur die betreffende Summe übergeben, er werde sie schon an die gehörige Stelle zu bringen wissen. Doch Paulus erklärte, er könne ihm leider nur die Hälfte der defraudierten Summe, also ungefähr 200 K übergeben, da er auch mit dem besten Willen gerade über mehr nicht verfügen könne, bezüglich des übrigen möge Antonius sich an seine Erben wenden, nämlich an seine Frau und die beiden erwachsenen Kinder; er überlasse dies der Klugheit des Beichtvaters, nur bitte er inständigst, seinen guten Namen dabei zu schonen. Er sei bisher immer als ein Ehrenmann dagestanden, seine Frau und seine Kinder dürften nie



erfahren, daß der verstorbene Gatte oder Vater einmal ein Dieb gewesen sei. Antonius beruhigte diesbezüglich den Sterbenden, ertheilte ihm noch schnell die Lossprechung und die übrigen Sakramente der Sterbenden, und es war in der That auch höchste Zeit; denn gleich darauf starb Paulus. Bisher wäre noch alles gut abgegangen; allein noch war nicht alles geschehen, es blieb ja die Restitution noch übrig, und die machte jetzt Antonius nicht wenig Schwierigkeit und Kopfzerbrechen. Einerseits sollte er dem geschädigten Kaufmann zu dem Gelde verhelfen, das ja ziemlich bedeutend war, und anderseits sollte er von den Erben das Geld auf eine Art und Weise zu bekommen suchen, ohne daß dadurch der gute Ruf des Erblassers geschädigt würde, auf den ja auch der Tote noch Anspruch hat.

Wie hat sich nun Antonius in dieser Angelegenheit zu benehmen?

1. Daß Antonius nach der Anweisung des Paulus betreffs der zweiten Hälfte der Restitutionssumme sich an die Erben zu wenden berechtigt ist, unterliegt keinem Zweifel, denn „*haeres cum bonis etiam omnia debita et onera realia defuncti in se suscipit*“. (Vehm. Theol. mon. I. n. 1157. IV.) Allein unter welchem Titel könnte diese Forderung unbeschadet der Ehre des Verstorbenen geschehen? In unserem Falle wäre diese einzig und allein nur möglich unter dem Titel eines *legatum pium*, das Paulus zur Ruhe seiner Seele seinem Beichtvater Antonius freiwillig und zu dessen eigener Verfügung noch nachträglich vermacht hätte, und wäre dies auch keine Lüge von Seite des Antonius, da ja nach den Moralisten das, was der Testator zur Ruhe seiner Seele, oder um ein begangenes Unrecht gut zu machen, anordnet, wozu in erster Linie auch eine *restitutio facienda* gehört, als ein *legatum pium* anzusehen sei, insofern wenigstens, als es die Erben ebenso im Gewissen verbinde wie ein wirkliches frommes Vermächtnis.

2. Eine andere Frage, die jetzt einzig und allein in Betracht kommt, ist aber die, ob es auch klug ist, eine solche Forderung unter diesem Titel an die Erben zu stellen, was dann wiederum die weitere Frage zur Folge hat, ob eine Restitution in unserem Falle moralisch überhaupt möglich ist. Sehen wir ganz davon ab, daß eine derartige Forderung auch unter dem ganz unschuldigen Namen eines frommen Vermächtnisses noch immerhin einen Verdacht unter den Erben aufkommen lassen kann, daß unter dem „frommen“ Legate vielleicht doch etwas anderes dahinterstecke. Reden wir auch nicht von der Verlegenheit, in die Antonius selbst geraten kann für den Fall, daß er über die Verwendung des *legatum pium* gefragt wird oder einmal gefragt würde, welche Verlegenheit obigen Verdacht erst noch bestärken würde —, ist es nicht für Antonius schon etwas überaus peinliches, ein solches Verlangen an die Erben überhaupt nur stellen zu müssen, besonders wenn die Summe im Verhältnis zur Hinterlassenschaft auch noch eine bedeutende, oder irgend ein

legatum pium ohnehin bereits im Testamente ausgesetzt wäre? Und wird man ihm auch gleich auf das Wort glauben, wenn er auch noch so sehr behauptet, Paulus habe ihm das Legat ganz aus freien Stücken, ohne irgendwelche Beeinflussung von seiner Seite, vermacht? Wenn man es auch nicht offen ausspricht, aber ist nicht schon der bloße Verdacht einer Erbschleichung, wenn man diesen gehässigen Ausdruck hier gebrauchen darf, mag sie auch in bester Absicht und zu einem edlen Zwecke geschehen sein, an sich schon schlimm genug und geeignet, daß dadurch das seelsorgerliche Wirken des Priesters am Kranken- und Sterbebette beeinträchtigt und mit Argwohn und Mißtrauen angesehen wird? Es gilt dies umsomehr, als man überhaupt leicht geneigt ist, in dieser Beziehung argwöhnisch zu sein, und erfahrungsgemäß auch „Fromme“ sogar sehr „fromm“ werden können, auch gegen einen Geistlichen, wenn sie sich in einer Erbschaftsangelegenheit durch einen solchen beeinträchtigt glauben. Jedenfalls sind die Weisungen, die die Pastoral dem Priester und Seelsorger am Kranken- und Sterbebette gibt, sich in Testaments- und Erbschaftsangelegenheiten nicht einzumischen und sich nur auf das zu beschränken, was ihm als Gewissensrat diesbezüglich zu tun obliegt (vgl. Schüch, Pastoral, 10. Aufl. S. 985), nicht umsonst gegeben. Wenn nun auch in unserem Falle eine solche Einmischung gerade nicht vorliegt, weder direkt noch indirekt, so werden wir doch Antonius auf die vorher angegebenen und gewichtigen Bedenken hin, also aus Gründen der Pastoralklugheit, entschieden abraten müssen, obige Forderung an die Erben des Paulus zu stellen, mag hiedurch auch Homobonus nur zur Hälfte seines Geldes gelangen.

3. Daß Antonius nicht gehalten sein kann, die andere Hälfte der Restitutionssumme ex propriis zu ersetzen, ist klar. Er hat seiner Pflicht gegenüber Homobonus genüge geleistet. Er hat als Beichtvater die Ausföhrung der Restitution an Stelle des Paulus zwar übernommen, daß er dies aber nur zur Hälfte tun konnte, ist nicht seine Schuld. Oder sollte er als Stellvertreter des Paulus zu mehr gehalten sein als dieser selbst? Dieser ist aber nach einem allgemein angenommenen, moralischen Grundsatz von der ganzen oder doch wenigstens teilweisen Leistung der Restitution entschuldigt, wann und solange eine moralis impotentia vorliegt. In einer solchen befindet sich aber auch Antonius; denn die Rückerstattung der zweiten Hälfte der Summe ist für Antonius, wie aus dem bereits Gesagten zur Genüge hervorgeht, mit solchen Schwierigkeiten beziehungsweise Unannehmlichkeiten verbunden, daß diese einer wirklichen impotentia moralis gleichkommen, Antonius also auf das hin zu jeder weiteren Restitution einfach als nicht verpflichtet betrachtet werden muß.

4. Daß Antonius selbst diese Impotenz herbeigeföhrt oder verschuldet hätte etwa dadurch, daß er in so unkluger Weise die Ausföhrung der Restitution übernommen, respektive dieselbe für Homobonus zu wenig gesichert hätte, wird man doch auch nicht behaupten

können. Er konnte eben unter den obwaltenden Umständen nicht anders tun als er getan hat, nachdem ja, wie gesagt, kein Augenblick mehr zu verlieren war, sollte Paulus die heiligen Sterbesakramente noch alle empfangen können, was doch jedenfalls wichtiger war als die ganze Restitutionsgeschichte. Aber auch angenommen, Antonius hätte wirklich, falls er Zeit gehabt hätte, es in der Ordnung der Restitutionsangelegenheit zum Nachtheile des Homobonus fehlen lassen dadurch nämlich, daß er nicht die gehörige Klugheit und Vorsicht hätte hiebei walten lassen, so wäre er auch deswegen noch nicht zur Restitution verpflichtet, da er sich zwar in diesem Falle gegen die Liebe, keineswegs aber noch gegen die Gerechtigkeit verfehlt hätte, indem er sich ja als Beichtvater nicht in erster Linie und ex officio um das bonum oder damnum temporale tertii. sondern um das bonum, respektive damnum spirituale des Pönitenten zu kümmern hat.

Hier noch näher die Fälle anzuführen, in welchen Antonius als Beichtvater einzig und allein zur Restitution verpflichtet werden könnte, ist wohl nicht notwendig, da dieselben in jedem Lehrbuch der Pastoral angegeben sind, so z. B. mit der wünschenswertesten Klarheit und Gründlichkeit in dem von P. J. Schüch unter dem Paragraphen: „Verbesserung der bei Verwaltung des Bußsakramentes begangenen Fehler“, S. 822 der 10. Aufl., wie solche dem Verfasser dieses Artikels zu Gebote stand.

P. D. G. O. F. M.

#### IV. (Indirekte Mitwirkung — ratione famulatus entschuldigt?)

I. Ein Fräulein (devotula) fragt bei ihrer wöchentlichen Beicht den Priester, ob sie als Beamtin in einem Judenthums-Geschäfte auf Befehl des Prinzipals Rechnungen schreiben dürfe, durch die ein Geschäftsfreund übervorteilt wird; ferner, ob sie telephonisch auf Befehl eine Unwahrheit mitteilen dürfe. Mit entsprechender Erklärung entgegnet der Beichtvater, beides sei erlaubt.

II. Das nächste Beichtkind ist ein Herr, der eine Generalbeicht ablegt und sich erkundigt, ob er wie bisher in der Druckerei einer Judenzeitung verbleiben dürfe; er müsse auch, der Kollegen halber, die ihn sonst hinausdrängen würden, für sozialistische Vereine kleine Beiträge geben und Freitag bei der Arbeit Fleisch genießen. Mit entsprechender Belehrung erklärt der Beichtvater auch dies als erlaubt.

III. Ein drittes Beichtkind ist Erzieherin bei einer jüdischen Familie und hat dabei den Kindern im jüdischen Religionsunterrichte nachzuhelfen und die größeren Kinder in den Tempel zu führen. Der Konfessor erklärt beides als unerlaubt und verschiebt die Absolution, bis Pönitentin aus der Stellung ausgetreten wäre.

IV. Der letzte Pönitent ist in einem Spital angestellt und muß des öftern den Kranken, die von außergewöhnlichen Schmerzen gepeinigt werden, eine „beruhigende Medizin“ reichen, die die Schmerzen aufhebt, aber auch den Tod beschleunigt. Auch diesem verweigert der Beichtvater die Absolution, bis er seine Stelle aufgegeben habe.



Hat der Beichtvater recht getan? — Gehen wir Punkt für Punkt durch.

Ad I. Das „Mundieren“ (Reinschreiben) der Rechnungen ist ganz entschieden nur materielle Mitwirkung zur Sünde des Prinzipals, der die Rechnungen vorschreibt und die Reinschrift unterfertigt. Die materielle Mitwirkung ist erlaubt ex causa sufficienti. hier ratione famulatus. Auch das Abfassen der Rechnungen, die aber der Chef unterfertigt, ist noch cooperatio materialis, aber proxima (zu unterscheiden von der immediata!), und ist statthaft aus sehr wichtiger Ursache, falls die Beamtin sonst ihren Dienst mit Nachteil verlöre und die Handlung doch nicht unterbliebe. Auch muß in Betracht gezogen werden, daß erfahrungsgemäß kleinere Uebervorteilungen in den Großstädten sozusagen an der Tagesordnung sind, und zwar gerade in den Bankgeschäften, und ein Geschäftsfreund schon aus „Nobleſſe“ nicht gegen den anderen auftritt, sondern sich einfach in der nächsten Rechnung an ihm kompensiert. Solange die Ungerechtigkeit einer Rechnung also nicht klar ist, ist für die Richtigkeit der Forderung des Prinzipals zu erkennen.

Lügen, zumal solche, die eine Schädigung des Nächsten mit sich bringen, dürfen nicht telephoniert werden. Die Beamtin kann aber rufen: „Herr Prinzipal läßt melden, daß“ u. s. w. Das ist keine Unwahrheit. Die Restriktion aber: „Nach dem Willen oder der Aussage des Prinzipals“ ist gewiß eine rein mentale (denn da könnte man immer die Unwahrheit sagen „nach der Absicht anderer“) und darf daher nicht gebraucht werden.

Ad II. Es kommt auf die Arbeit an, die der Betreffende in der Druckerei zu leisten hat. Bereiten und Einlegen des Papiere, der Schwärze u. ist erlaubt aus mittelmäßig wichtiger Ursache. Freilich meint Göpfert, daß Personen, die regelmäßig oder häufig zu solchen Arbeiten verwendet werden, anzuhalten sind, sich einen anderen Dienst zu suchen. Wir sind der Ansicht, daß man diese Regel nicht pressen darf (näheres weiter unten). Setzen und Korrigieren ist materielle Mitwirkung, „kann aber doch nur ausnahmsweise für kurze Zeit, aus sehr wichtiger Ursache erlaubt sein, als welche das Aufgeben der Stelle nicht angesehen werden kann (aber doch wenigstens völlige Brotlosigkeit?), und nur da, wo das Buch nicht besonders gefährlich erscheint“ (Göpfert, B. 2, pag. 63). Molin (De praeceptis n. 101) urteilt im allgemeinen minder streng. In eine Druckerei eintreten, in der nur Schlechtes gedruckt wird, gilt als verboten, nach Göpfert auch der Eintritt in eine Druckerei, in der nur eine schlechte Zeitung gedruckt wird.

Wir glauben indessen, daß man in der Praxis wird unterscheiden müssen: 1. Ob das Blatt sehr gefährlich ist oder nur leicht anstößig; 2. ob es sehr oft, oder nur hie und da (per transennam) Schlechtes bringt; 3. welcherlei Sachen gerade dieses Beichtkind gewöhnlich oder fast immer zum Saße erhält. Lassen sich diese Fragen

in günstigem Sinne ohne Selbsttäuschung lösen, so läßt sich wohl dasselbe sagen, was oben vom Drucken der Bücher angeführt wurde, die „nicht besonders gefährlich“ sind. Vielfach werden aber die erwähnten günstigen Umstände nicht vorhanden sein und die Mitarbeit als unerlaubt bezeichnet werden müssen.

Es dürfte nicht unangebracht sein, an dieser Stelle folgendes zu erwähnen: 1. Wie viele ausgesprochen christliche Druckereien gibt es denn? 2. Niemand könnte, wenn man rigoros sein wollte, das Drucksetzen erlernen, ohne daß er im voraus die Sicherheit hat, in katholischen Druckereien Stelle zu erhalten; 3. auch in christlichen Druckereien sind die einzelnen Setzer erfahrungsgemäß Sozialisten; ein christlicher Setzer muß fast überall mit seiner Ueberzeugung hinter dem Berge halten, um von den Kollegen nicht „hinausgebissen“ zu werden; 4. gerade in christlichen Druckereien sind die Setzer oft mehr als in anderen mit dem Prinzipal auf gespanntem Fuße und können ihn durch Strike zwingen, einen christlichen Arbeiter zu entlassen; 5. ein solcher kann unter Umständen manchmal in einer besseren Druckerei mehr Gefahr und Anfeindungen auszuhalten haben, als in einer anderen! Die Pflicht der Nächstenliebe aber, die eine cooperatio ad peccatum verbietet, verbindet minder strenge als die Pflicht der Sorge für das eigene Seelenheil, auch die irdische Wohlfahrt geht unter Umständen zuvor. Und was das Aufgeben des Postens betrifft —, wo findet heute jemand so leicht eine Stellung? Solange es also angeht, wird man dem Pönitenten das ärgste nicht auferlegen.

Was dann Beiträge für die sozialistischen Vereine anbelangt, sind dieselben eine materielle Mitwirkung. Der Verein könnte diese ja (und tut es zum Teile wohl auch!) für gute oder gleichgiltige Zwecke verwenden. Danach qualifiziert sich z. B. das Beisteuern des einzelnen für den Streikfonds, für den Fall der Beschäftigungslosigkeit u. für erlaubt, wenn auch die Verwaltung in sozialistischen Händen ist. Eine endlose Zahl von Berufsclassen müßte der Losprechung beraubt werden, die von Mitgenossen gezwungen werden, sich „organisieren“ zu lassen. Hat ein Verein aber einen positiv schlechten Zweck, dann ist die Beisteuer eine cooperatio materialis proxima und nur aus den aller schwersten Gründen erlaubt; ein solch verbotener Beitrag ist z. B. zum Unterhalte von „Agitatoren“. In der Praxis würde ein Arbeiter, der für die übrigen Vereine mehr gibt als seine Genossen, für einen positiv schlechten aber nichts, etwa mit dem Vorwande: „Das interessiert mich nicht“, sich der Verfolgung seiner Kameraden wohl noch entziehen können, wie mir ein Fall bekannt ist.

Das Fleisessen: Das Setzen ist eine schwere Arbeit, die unter Umständen vom Jeiunium, aber nicht von der Abstinenz entbindet. In vielen Diözesen sind diejenigen für die meisten verbotenen Tage des Jahres entschuldigt, die auf fremde Küche angewiesen sind. Von

den häuslichen Verhältnissen, der Gesundheit, sowie von der Dauer und Schwere der Arbeit wird es abhängen, ob Pönitent sich mit mitgenommener kalter Küche begnügen kann oder nicht. Fleisch zu essen, um Verfolgung und Dienstverlust zu vermeiden, ist gewiß erlaubt, nur darf es nicht in contemptum religionis verlangt werden: sollte ein Arbeiter, der gewöhnlich am Freitag aus vernünftiger Ursache Fleisch genießt, in contemptum dazu aufgefordert werden, so genügt es, zu sagen: „Weil Ihr so trozig seid, esse ich es nicht, sondern ich esse es, weil ich es aus vernünftiger Ursache gewohnt bin.“ Der formelle Kontempt wäre sogar bei einem Abstinenten vermieden, wenn er sagte: „Ich esse es nicht aus Verachtung und wegen der trozigen Aufforderung, sondern damit ich einmal Ruhe habe.“ Denn diese Worte sind ein Protest.

III. Das Nachhelfen im jüdischen Religionsunterricht kann in Betreff der allgemeinen Prinzipien jeder Religion, sowie der alten Bibel mit gehöriger Vorsicht gestattet werden. Die Erzieherin darf nicht sagen: „Der Erlöser wird . . . so und so sein,“ wohl aber: „Der Prophet weissagte, daß“ u. s. w. Dann kann sie beruhigt sein, besonders wenn sie hinzufügt: „Ich bin als wahre Christin überzeugt, daß die Prophezeiungen alle im Christentum in Erfüllung gegangen sind.“ Wie ich aus Erfahrung weiß, ist in den heutigen jüdischen Schulen von Kontroverspunkten kaum mehr die Rede! Ein jüdischer Gymnasiast, den ich unterrichtet und getauft habe, wußte in der 5. Klasse (!) noch nicht, daß die Juden überhaupt auf einen Erlöser warten! Ein geistlicher Mitbruder versicherte mir, daß praeter legem civilem getaufte Judenkinder, die christliche Erziehung vorausgesetzt, wegen des jüdischen Schulunterrichtes kein besonders großes periculum perversionis hätten. Aber da müssen wohl die adiuncta in Betracht gezogen werden: Nicht überall sind dieselben Schulverhältnisse, und an der häuslichen Erziehung solcher Kinder fehlt es — meistens!

Das Hinführen eines Kindes zum Tempel aber ist bestimmt eine cooperatio materialis, zumal das Kind doch selbst in den Tempel gehen will. Sonst könnte ich auf Befragen eines Protestanten, wo seine Kirche sich befindet, ihm diese auch nicht zeigen, was niemand behaupten wird. Das Hineingehen in den Tempel beim Gottesdienst mit rein passivem Verhalten ist aus sehr wichtiger Ursache erlaubt (z. B. drohende Brotlosigkeit; gerade Erzieherinnen finden schwer Stellung!). Die Gefahr, die dem Glauben der Erzieherin droht, muß durch eifrige Religionsübung, gute Lektüre u. paralysiert werden.

Noch könnte jemand einwenden: Sobald jemand Erzieherin ist, darf er nur eine christliche Erziehung geben. Antwort: Eine solche dem Judenkinde zu geben, ist Pönitentia außerstande, ad impossibilia non tenetur. Es genügt, alles zu vermeiden, was im geringsten in direkter Weise das Kind im Judentum bestärkt. Die Pflicht der



Erziehung ist vor allem Sache der Eltern; üben dieselben sie nicht aus, sondern übertragen sie anderen mit der Bestimmung, sie nach den Prinzipien einer Irreligion einzurichten, so ist es genug, den rein ethischen und wissenschaftlichen (also erlaubten) Teil zu leiten und für den anderen (religiösen) vor Gott die Eltern verantwortlich zu machen. Sonst könnten Klosterfrauen nie und nirgends ein akatholisches Kind von den Eltern übernehmen, was ab und zu doch geschehen ist. Eine christliche Erzieherin wird bei jüdischen Kindern eher eine gute Bildung des Herzens bewirken als eine jüdische, und es fehlt nicht an Fällen, wo das Judenkind eine spätere aufrichtige Konversion seiner Erzieherin verdankt. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, könnte man die Penitentin beruhigen, falls sie sich ernstlich den Zweck setzt, die von den jüdischen Eltern empfangenen religiösen Vorurteile im Herzen des Kindes zu unterdrücken und irgendwie auf praktische Weise zur Aufnahme der Wahrheit für später vorzubereiten.

Die Erzieherin dürfte indessen nie das Kind zum Tempelgange auffordern, wohl aber es, wenn es selbst will, einfach begleiten und über das Unerlaubte der Teilnahme am jüdischen Gottesdienste schweigen. Sollten die Kinder in reiferen Jahren, und falls im Herzen schon katholisch, über die Erlaubtheit des Tempelganges, selbst bei nur passiver Beteiligung am Gottesdienste, zweifeln, so liegt der Fall in schwierigerer Form vor. Die Kinder, deren selbst nur passive Teilnahme wegen des Befehles der Eltern leicht als Bekenntnis des Judentums aufgefaßt würde, müßten zum mindesten den Eltern erklären, daß sie nur aus Gefälligkeit gegen die Eltern, ohne jede aktive Beteiligung, mitgehen und durch ihren Tempelbesuch sich in keiner Weise als Juden dokumentieren wollen.

IV. Bei dem Beschäftigten im Spital ist in der Beurteilung große Vorsicht vonnöten. Direkte Vergiftung ist nie erlaubt. Sind das Stillen des übergroßen Schmerzes und die Abkürzung des Lebens zwei Folgen, die *aeque principaliter* aus dem Genuße der Arznei sich ergeben, so kann man die Verabreichung hingehen lassen (ebenso die Zubereitung), wenn die Abkürzung des Lebens in einem vernünftigen Verhältnisse zu den außerordentlich großen Schmerzen steht, so z. B., wenn der Kranke ohne Verabreichung des Mittels vielleicht noch etwa drei Monate in furchtbaren Schmerzen leben würde, mit Genuß desselben aber drei bis vier Wochen früher stirbt mit erträglicherem Ungemach, dürfte die Verabreichung wohl erlaubt sein. In anderem Falle müßte je nach Umständen die Medizininierung unterbleiben, beziehungsweise das Mittel temperiert oder seltener verabreicht werden. In jedem Zweifel hat der Spitaldiener die Verantwortung dem Arzt zu überlassen, gegen den er durch eine Beschwerde u. wohl nicht aufzukommen vermag, da die Ärzte eben unter keiner erisprieklichen Kontrolle stehen. Und — fast immer wird der Diener über das Mittel wohl nur im Zweifel sein.

Es versteht sich aber von selbst, daß der Diener im Ernstfalle die Zustimmung der Kranken haben und sie vorsichtig ermahnen muß, wie der Arzt vor einer gefährlichen Operation. Er kann etwa sagen: „Falls Sie wollen, gebe ich Ihnen ein Mittel zur Dämpfung der übergroßen Schmerzen; aber ich mache Sie aufmerksam, daß dadurch der Körper nach und nach geschwächt wird, weshalb Sie auf den ernststen Augenblick bälde gefaßt sein müßten!“

Ich bin jedem Leser dieser Schrift dankbar, wenn er, im Falle ich in der Lösung der Kasusse zu milde gewesen bin, an dieser Stelle in offener und kollegialer Weise mit Beibringung ernster Gründe mir entgegentritt und so zur Lösung verwickelter Fragen, die öfter als einmal in unserer Zeit vorkommen, beiträgt. Die angeführten Fälle mögen als Illustration dienen zu dem Ausspruche eines alten Praktikers: „Eine Pastoral für Großstädte muß erst geschrieben werden.“

Wien. P. Honorius Kett O. F. M., Lector theol. Mor.

V. (**Der blinde Passagier.**) Ein Student, Kallidus mit Namen, der an der äußersten Peripherie einer Großstadt wohnt und häufig die verschiedenen Straßenbahnen benützt, um die im Zentrum gelegene Universität und andere öffentliche Anstalten zu besuchen, wendet einen beliebten Kunstgriff an, um bei diesen Fahrten möglichst wenig Ausgaben zu machen. Er steigt an einer stark frequentierten Haltestelle, aber nicht immer an der nämlichen, zugleich mit vielen anderen in den Zug und bleibt dann auf der hinteren Plattform, die meistens schon dicht besetzt ist, unter den übrigen Passagieren stehen. Hat ihn der Kondukteur, welcher den Neuankömmlingen Fahrkarten anbietet, beim Einsteigen beobachtet oder wird er von ihm sofort wegen einer Karte interpelliert, dann kauft er sich eine oder weist respektive seine Abonnementskarte zum Durchlöcheren vor; sonst aber schenkt er ihm keine Aufmerksamkeit, sondern benimmt sich mit gut gespielter Unbefangenheit wie einer, der sich schon längst im Besitze eines Fahrbillets befindet, und fährt, ohne zu zahlen, als „blinder Passagier“ mit. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, daß er bisher noch nie ohne gültige Fahrkarte von einem Revisor betreten wurde, und so gedenkt er, seine Ersparungskünste auch fernerhin zu praktizieren.

Er glaubt, dies mit gutem Gewissen tun zu dürfen aus folgenden Gründen: Erstens, sagt er, sei es überhaupt nicht Sache der Passagiere, für den pekuniären Vorteil der betreffenden Betriebsgesellschaft zu sorgen; dies sei vielmehr Sache des Kondukteurs, der eigens dazu angestellt und dafür bezahlt werde, daß er die Reisenden überwache, die Fahrgelder eintreibe und in allem die Rechte der Bahnverwaltung wahre; darum werde er auch bestraft und müsse aus eigenem das Fehlende ersetzen, wenn er vom Revisor überführt werden könne, daß er jemanden ohne Bezahlung habe mitfahren lassen. Ueberdies, meint Kallidus, füge ein blinder Passagier der

Betriebsverwaltung keinerlei Schaden zu, da ja feinetwegen nicht mehr Kohle oder elektrische Kraft verbraucht oder sonst eine Mehrausgabe gemacht werde; darum liege auch bei ihm die Sache ganz anders, als etwa bei einer Zechprellerei.

Es entsteht nun die doppelte Frage: I. Sind die von Kallidus angewandten Ersparungskünste erlaubt? II. Ist er zur nachträglichen Zahlung verpflichtet, und wenn ja, wie kann dieselbe am besten bewerkstelligt werden?

I. Kallidus ist zu der von ihm beliebten Praxis nicht berechtigt. Die Gründe, mit denen er ihre Erlaubtheit zu beweisen sucht, sind nur Scheingründe, ohne innere Kraft. Was das erste Argument angeht, so hat freilich vor allen anderen der Kondukteur die Pflicht, das Interesse der Bahnverwaltung wahrzunehmen und darum auch eine entsprechende Kontrolle über die ein- und aussteigenden Passagiere zu üben, so weit dies bei der übergroßen Zahl und dem beständigen Wechsel derselben überhaupt möglich ist. Aber aus dieser Verpflichtung des Bahnbeamten folgt keineswegs, daß die Reisenden ihrerseits in diesem Punkte jeglicher Verpflichtung enthoben seien. Ist es doch eine wesentliche Forderung der sogenannten ausgleichenden Gerechtigkeit (*iustitia commutativa*), daß bei einem onerosen Kontrakt oder Quasikontrakt, wie offenbar hier einer vorliegt, einer gewissen Leistung von der einen Seite (Beförderung des Passagiers auf einer bestimmten Strecke der Straßenbahn) eine gleichwertige Gegenleistung auf der anderen Seite (Entrichtung des Fahrgeldes) entspreche. Weil also Kallidus seinerseits die von der Bahnverwaltung zur Verfügung gestellte Fahrgelegenheit im eigenen Interesse benützt, so hat auch die Verwaltung ihrerseits ohne weiteres Anspruch auf Bezahlung. Und wenn Kallidus meint, die Bahngesellschaft erhebe diesen Anspruch nur für den Fall, daß der Kondukteur ihm gleichsam das Messer an die Brust setzt und ausdrücklich das Geld abverlangt —, sonst aber wolle sie ihm kostenfreie Fahrt gestatten: so ist dies eine völlig unbegründete Annahme. Im Gegenteil spricht der Umstand, daß die Bahnverwaltung trotz des riesigen Verkehrs in jedem Zug nur einen einzigen Billeteur anstellt und sich mit einer sehr rücksichtsvollen Kontrolle begnügt, deutlich dafür, daß sie bei der Eintreibung der Fahrgelder auf die Ehrlichkeit und das Entgegenkommen des reisenden Publikums rechnet. In der Tat, käme es einmal so weit, daß viele Passagiere den nämlichen Grundätzen huldigten, wie unser Kallidus, und sich die Bezahlung förmlich abnötigen ließen, dann wäre die Bahnverwaltung gezwungen, die Zahl der Billeteure zu verdoppeln, demgemäß auch die Preise der Fahrarten zu erhöhen und überdies den ein- und aussteigenden Fahrgästen gegenüber eine höchst lästige Kontrolle zu handhaben, zum Schaden und Aerger des Publikums. Uebrigens sollte schon die Rücksicht auf die Pflicht der Wohlانständigkeit und das Gebot der Liebe gegen den Nächsten jedermann dazu vermögen, offen und ehrlich



aus freien Stücken seine Schuld zu bezahlen und so dem armen, vielgeplagten Kondukteur die Ausübung seines ohnedies mühevollen Amtes ein wenig leichter zu machen. — Der zweite Grund, mit dem Kallidus sein Vorgehen vor dem Tribunal seines eigenen Gewissens zu rechtfertigen sucht, ist ebenso hinfällig als der erste. K. meint, er habe der Betriebsgesellschaft keinen Schaden zugefügt, da ja feinetworken kein Mehrverbrauch von Kohle, elektrischer Kraft oder dergleichen notwendig geworden sei. Aber ist es denn nicht genug, daß der genannten Gesellschaft eine ihr von rechtswegen gebührende Einnahme vorenthalten wird? Und was dann, wenn Kallidus in einem schon dicht besetzten Zuge den letzten noch freien Platz erobert und so Ursache wird, daß ein anderer, der ohne Anstand seine Schuldigkeit bezahlt hätte, nicht mehr mitfahren kann? Was endlich dann, wenn viele Fahrgäste des Kallidus Grundsätze und Praktiken zu den übrigen machten?

II. Nach dem Gesagten ist es klar, daß Kallidus zum nachträglichen Schadenersatz verpflichtet ist, und zwar nicht bloß für den Fall, daß er sich der Ungerechtigkeit seiner Handlungsweise von Anfang an mehr oder weniger klar bewußt war, sondern auch dann, wenn er infolge irriger Auffassung seine Kunstgriffe für erlaubt angesehen und sich darum keiner formellen Sünde schuldig gemacht hat. Man wende nicht ein, daß man nach allgemeiner Lehre der Moralisten wegen Schädigung (*damnificatio*) des Nächsten nur dann zum Ersatz verhalten sei, wenn dieselbe vor Gott schuldbar (*theologice culpabilis*) gewesen. Hier handelt es sich eben nicht um eine eigentliche Schädigung, die nur den andern benachteiligt, dem Täter selbst aber keinen Vorteil bringt (cf. Noldin libr. cit. n. 419); Kallidus ist ja durch Anwendung seines Kniffes jedesmal sozusagen „reicher geworden“ (*ditior factus est*; cf. Noldin n. 449, 1. a.), oder er befindet sich, genauer gesprochen, noch immer im Besitz der vorenthaltenen Fahrgelder, auf welche die Bahnverwaltung von rechtswegen Anspruch hat. Darum muß er gleichgestellt werden einem Menschen, der *bona fide* in den Besitz einer fremden Sache gekommen ist. Kurz gesagt: Es läßt sich — von dem Falle einer eigentlichen juridischen Verjährung abgesehen — nicht der geringste Grund entdecken, weshalb die ursprünglich vorhandene Verpflichtung, das Fahrgeld zu bezahlen, jetzt aufgehört haben sollte; sie besteht daher in der Gegenwart fort und drängt zur Erfüllung.

Aber wie kann Kallidus dieser Verpflichtung nachkommen, ohne Aufsehen zu machen und seinem eigenen guten Rufe zu schaden? Am einfachsten dadurch, daß er eine entsprechende Anzahl von Fahrkarten, seien es Abonnementskarten oder andere, kauft und dann vernichtet (z. B. verbrennt), ohne sie ausgenützt zu haben. Auf diese Weise wird sicher ein vollständiger Schadenersatz geleistet. Eine nur teilweise und darum nur *per quamdam epikiam* erlaubte Schadloshaltung wäre dann gegeben, wenn Kallidus einem Armen, der sonst

die Straßenbahn überhaupt nicht benützt hätte, eine entsprechende Zahl von Billets zur Verfügung stellte.

Innsbruck.

P. J. Oberhammer S. J.

VI. (**Wer trachtet nach Vollkommenheit?**) Eudoxia, eine sehr tätige und strebsame Klosterfrau, klagt ganz offen und bitterlich bei ihrem Seelenführer, wie unfähig und ohnmächtig sie sei, nach der Vollkommenheit zu trachten, während sie doch durch ihre Ordensgelübde dazu verpflichtet sei, wie ein bischöflich sehr belobtes französisches Buch (von dessen Uebersetzung schon die zweite Auflage erschienen ist 1904) ausdrücklich diese Verpflichtung erklärt.

„Worin besteht denn die Vollkommenheit?“ fragt ruhig ihr Seelenführer Eutropius. Eudoxia bittet ihn, folgende Stellen des Buches zu lesen: „Die Vollkommenheit besteht darin, daß ich bei allen guten oder indifferenten Handlungen der Ehre Gottes ihren Platz, die erste Stelle gebe, meine Befriedigung an den zweiten Platz und zu seinem Dienste stelle. . . . Die guten oder indifferenten Handlungen teilen sich beinahe in das ganze Leben. Wenn die Unvollkommenheit sich aller bemächtigt, so ist das ganze Leben eine Unordnung. . . . Mein Interesse ist nur zu gewöhnlich der vorherrschende Zweck bei allem, was ich tue, dieses bestimmt meine Lebensweise. Ich suche, wo die Handlungen seien, deren bestimmende Ursache wirklich die Ehre Gottes ist: gibt es deren viele?“ —

„Leider“, fügt Eudoxia hinzu, „haben viele bei mir diese Ursache nicht, ich denke nicht an Gott und tue oft, was mir gefällt, ohne zu wissen, ob es zur Ehre Gottes gereicht oder nicht.“ — Da sagte zu ihr Eutropius: „Ich rate Ihnen, dieses Buch beiseite zu lassen. Sie werden doch immer erkennen, ob Ihre Handlung gut ist oder schlecht. Tun Sie, was gut ist, und meiden Sie, was sündhaft ist! Wissen Sie nicht, was man heute lehrt? Jedes Werk, das sittlich gut ist, enthält in sich, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch wirklich einen Akt der Liebe Gottes. Haben Sie also guten Mut! Mit jedem Ihrer guten Werke trachten Sie nach der Vollkommenheit.“

Vor Verwirrung wagt nun Eudoxia nicht weiter zu fragen. Bei den Jahresexerzitien trägt sie aber dem Vater die ganze Angelegenheit inständig wieder vor, indem sie ihm gesteht, vom vollkommenen Leben nichts mehr zu verstehen und ihn demütig um Aufklärung ersucht. Was kann er ihr besonderes in aller Kürze sagen?

Es kommt heutzutage viel darauf an, daß den Klosterfrauen, die sich im ganzen mit bewunderungswürdiger Aufopferung ihrer selbst in fast allen Ländern der Welt (wenigstens aus denen sie nicht vertrieben werden) dem Dienste Gottes und der Kirche hingeben, das Wesen des geistigen Lebens gründlich, klar und einfach vorgelegt werde. Alle, bei denen die gute Gesinnung vorherrscht, sollen, wie auch Eutropius getan hat, ermutigt und zur freudigen Fortsetzung ihres guten und verdienstvollen Wandels begeistert werden. Wer ihnen über die Hauptsachen bestimmte und gediegene Aufklär-

ungen erteilt und gemäß seiner wichtigen Stellung sich auf ihre Fragen zu antworten bereit erklärt, ist auch berechtigt oder vielleicht sogar genötigt, sie gelegentlich darauf aufmerksam zu machen, daß sie das, was bewiesen ist und bestimmt feststeht, von dem unterscheiden sollen, was nur als fromme Meinung oder wahrscheinliche Ansicht ohne durchschlagende Gründe vorgelegt wird, und daß diese Unterscheidung im Gegensatz zu jenem sogar beim Lesen gut empfohlener Bücher, von denen schon viele erschienen sind und heute noch erscheinen, festzuhalten ist. Gegen das, was jemand als bestimmt und klar bewiesen erkannt hat, gibt es für ihn keine Wahrscheinlichkeit (des Gegenteils). Auch dem Volke und den Klosterfrauen darf und soll vielleicht manchmal dieser Grundsatz (diese Philosophie) vorgelegt werden. Das französische Buch, aus dem Eudoxia mehrere Stellen vorgezeigt hat,<sup>1)</sup> möchte ich zwar nicht so streng wie Eutropius aus den Händen der Klosterfrauen entfernen, wenn ich es ihnen mit Erklärung und Warnung belassen könnte. Wo es die reine Wahrheit behandelt, ist es wirklich nach französischer Manier ungemein lebhaft, ergreifend und begeisternd für die bekannte tiefste Grundlage des christlichen Lebens; aber ohne weiters würde ich es (nicht so sehr wegen seiner Wiederholungen und Dunkelheiten, als wegen seiner Mängel und Fehler) einem nicht bewanderten Leser nicht einfach zu empfehlen wagen.

Insbesondere weiß der Verfasser nicht, was die Vollkommenheit bedeutet. Gott in allen meinen Handlungen den ersten Platz einzuräumen und meine Befriedigung (Glückseligkeit) nur gleichsam an zweiter Stelle (in dieser Unterordnung) zu suchen, das ist nicht eine Vollkommenheit besondern Ranges, sondern macht das Wesen der notwendigen sittlichen Gutheit aus. Da kann auch nicht einmal von einer indifferenten Handlung die Rede sein, da jede Handlung, die wir mit unsern Kräften so beherrschen, daß sie uns zugerechnet wird, entweder gut oder schlecht ist. Ist sie auch auf mein Interesse gerichtet, kann sie doch sittlich gut, fehlerlos, nicht sündhaft sein. Wenn ich weiß, daß sie nicht sündhaft ist und habe durch den Akt der Liebe alles Gute dem höchsten Ziele untergeordnet, so ist diese Handlung sogar für den Himmel verdienstlich. Alle Ordnung kommt von Gott. Ist die Handlung sittlich geordnet, so ist sie dem höchsten Ziele, welches Gott ist, untergeordnet. Was in geordneter Weise für mich, das Geschöpf Gottes, geschieht, ist auf den Schöpfer gerichtet, wenn ich mich ihm durch die Liebe übergeben habe. Dann ist nicht mein Interesse der „vorherrschende Zweck“ meiner Handlung, ob ich auch selbst entscheide, was (in geregelter Weise) für mich gut ist. Wie leicht ist da die Hinordnung aller Werke auf Gott und deren Verdienstlichkeit zu erkennen, wenn die Werke nur nicht sündhaft sind! Weiß nun Eudoxia nicht, ob das, was sie tut, sündhaft

<sup>1)</sup> Tissot Jos. *La vie intérieure simplifiée et ramenée à son fondement*. Annecy 1894. Sechste Auflage 1897.



ist oder nicht, so soll sie sich genau erkundigen; dafür hat sie Mittel genug oder kann leicht Auskunft im einzelnen erlangen. Konnte sie nach sorgfältiger Forschung nicht gewahren, daß etwas sündhaft sei, so kann sie es zu ihrem Zwecke tun, und es ist gut.

Die Ordensleute aber, auch die Klosterfrauen, welche Gelübde haben, trachten in einem besondern Sinne nach Vollkommenheit, zu dem der Herausgeber jenes Buches, obgleich selbst einer Kongregation angehörig, und unser Eutropius keine Erklärung geben. Diesem Trachten wird genügegeleistet durch Halten der Gelübde. Den Beweis dieses Satzes kann der Seelenführer der Eudoxia leicht aus dem heiligen Thomas von Aquin schöpfen. Sum. theol. 2. 2. q. 186. aa. 2. et 9., auch q. 81. a. 7.; q. 184. a. 3. etc. Jede gut unterrichtete Klosterfrau weiß, wie die Gelübde (unter schwerer oder lässlicher Sünde) verpflichten, worauf wir hier nicht eingehen können. Zudem legt ihr das Klosterleben eine besondere Wirksamkeit und eine engere soziale nach den Verhältnissen verschiedene Verbindung, die *vita communis*, auf, welche beide ohne Zweifel nähere Verpflichtungen mancher Tugenden mit sich bringen, wenn dieselben auch in mancher Hinsicht von andern ziemlich schweren entbinden oder befreien, und obgleich die einzelnen Ordnungsregeln an und für sich (wenn sie nicht ein Gelübde erklären) nicht unter einer Sünde verpflichten. Die Erfüllung dieser mit dem Klosterstande verbundenen und doch von den Gelübden einigermaßen verschiedenen Pflichten ermöglicht es gewiß bedeutend, die Liebe zu Gott in höherer und außerordentlicher Weise zu üben, indem sie, ähnlich der der Gelübde und im Anschluß an diese, die Hindernisse beseitigt, die einer weiteren Entfaltung der Liebe entgegenstünden.

Eudoxia darf also ohne Vermessenheit und soll zuversichtlich vertrauen, daß sie mit Erfüllung ihrer Pflichten auch dem besondern Trachten nach Vollkommenheit durchaus genügeleistet. Will sie noch mehr leisten, als ihre Pflichten von ihr verlangen, wo sie weiß, daß sie damit noch mehr Gutes wirkt oder weitere Tugendakte übt (wer kann sie alle auch nur aufzählen, wozu sie Gelegenheit hat?) und ihre Kräfte reichen dazu aus, so kann man ihr gewiß dazu nur Glück wünschen; doch soll sie sich gerade bei außerordentlichen Werken der Leitung und des Rates ihres Beichtvaters demütig bedienen.

Dieser wird ihr gewiß nicht raten, ihr eigenes Wohlgefallen, wo es ihr nur ohne Sünde freisteht (soviel als möglich), zum nächsten Ziel ihrer Handlung zu machen — sie müßte denn aus Schwäche und Sträuflichkeit einer solchen Weisung wenigstens eine Zeitlang bedürfen — weil aus einer Gewohnheit dieser Art leicht Versuchungen, Gefahren und Unzufriedenheit entstehen könnten. Er wird sie aber auch nicht anleiten, immer das zu suchen, was ihr mißfällt, besonders wenn ihr Gefallen bereits zu einem höheren geistigen Schwunge sich erhoben hat; er wird sie bezüglich der freien Wahl der Mittel immer daran erinnern, ihr Werk müsse geordnet, auf einen vernünftigen

Zweck (wozu auch das Vergnügen gehören kann) gerichtet, es dürfte nicht sündhaft sein. Das genügt.

Eutropius fügt hinzu, „jedes Werk, das sittlich gut ist, enthalte in sich, wenn auch nicht ausdrücklich, so doch wirklich einen Akt der Liebe Gottes.“ Darum solle Eudoxia Mut fassen. Diesen Satz kann ich dem Exerzitienleiter nicht empfehlen, weil ich ihn nicht für wahr halte und weil jede falsche Behauptung in dieser Materie, auch in bester Absicht (z. B. zu leichter Erklärang des geistlichen Lebens, der Richtung der Werke auf Gott, der Notwendigkeit der sogenannten guten Meinung, der Verdienstlichkeit u.) vorgetragen, viel Mißverständnisse und Verwirrung verursacht. Ein ansehnlicher Schriftsteller hat zwar vor kurzem in einem 247seitigen Werke der Straßburger theologischen Studien diesen Satz (ohne Zweifel mit guter Meinung) sehr scharfsinnig zu beweisen gesucht, aber der Satz wird nirgends stichhaltig bewiesen; es fehlt an genauer logischer Folgerung. Eudoxia weiß selbst ganz gut, daß der Unterschied zwischen gut und böse von der Richtung auf das letzte Ziel, auf Gott und seine Verherrlichung herrührt, daß nur die guten Werke fähig sind, auf Gott gerichtet zu werden und der Liebe zu ihm zu dienen; ja daß diese Werke schon ihrem Wesen und ihrer Natur nach (also bei Gerechten und Sündern, Gläubigen und Ungläubigen, wenn nicht absichtlich mit ihrem Zubehör auf einen verkehrten Nebenzweck gelenkt) diese Richtung haben; daß ihnen demnach, auch wenn sie sich nicht ausdrücklich auf das höchste Ziel, auf die Verherrlichung Gottes als nächsten Gegenstand beziehen, die „gute Meinung“ in einem weiteren, nicht das ganze geistliche Leben umfassenden Sinne notwendig innewohnt; daß schließlich bei einer Seele, die durch den Akt der vollkommenen Liebe das höchste Ziel zu ihrem eigenen oder besser gesagt, sich zu dem feinigem gemacht hat, alle diese geordneten Werke sich notwendig und wie von selbst als Mittel diesem höchsten Ziele unterordnen: das ist jeder unterrichteten Klosterfrau bekannt oder bald in Erinnerung gebracht. Sollte ich ihr aber sagen, in jedem ihrer sittlich guten Werke sei ein Akt der Liebe Gottes wirklich enthalten, so müßte ich befürchten, mit einer Behauptung, die ich nicht zu beweisen vermag und die zum Beweise der Verdienstlichkeit aller guten Werke der Gerechten nicht erforderlich ist, die höchste Einordnung der Werke auf Gott durch die ausdrückliche Liebe, die „gute Meinung“ im vollen und gewöhnlichen Sinne, nicht in ihrem wahren und hellen Glanze erscheinen zu lassen.

St. Andrä (Kärnten).

Jul. Aug. Müllendorff S. J.

VII. (**Communicatio in sacris illicita?**) Frühmorgens an einem Sommer Sonntag geht Herr Gottfried, „Kurpfarrer“<sup>1)</sup> an einem großen Seehotel, in seinem Zimmer auf und ab und memoriert sich seine Predigt, die er bei der heiligen Messe den Dienstboten und

<sup>1)</sup> „Kurpfarrer“ = Seelsorger eines großen Hotels.

den etwa erscheinenden Kurgästen zu halten hat. Da klopfte es plötzlich an die Türe. Auf das „Herein!“ sieht sich Herr Gottfried einem protestantischen Pastor aus Dänemark gegenüber, der tags zuvor mit großer Gesellschaft, aus Herren und Damen bestehend, im Hotel eingezogen war. „Entschuldigen, Herr Pfarrer, tausendmal, daß ich störe. Wir möchten heute, weil Sonntag ist, in meinem Zimmer auch Gottesdienst halten. Nun steht mir leider keine Bibel zur Verfügung, die meinige befindet sich noch im Koffer, der dieser Tage erst eintreffen wird. Dürfte ich daher Hochwürden nicht vielmals bitten, mir für heute die Ihrige zu leihen?“ Unser Kurpfarrer sinnt einige Zeit, dann greift er auf den Tisch um das handsame und praktische „Neue Testament unseres Herrn Jesus Christus“ von Dr. P. Beda Gundl und gibt es dem Herrn Pastor: „Ich bitte recht schön!“

Kaum war der Pastor verschwunden, bekommt Herr Gottfried Gewissensängste. *Communicatio in sacris cum acatholicis, co-operatio ad peccatum* und alle die bekannten Kapitel aus dem Kirchenrecht und aus der Moralthologie schwirren ihm durch den Kopf. Allmählich wird er wieder etwas ruhiger: von einer Sünde könne keine Rede sein, weil er *bona fide* gehandelt habe, die heilige Schrift sei ja den Protestanten wie den Katholiken auch Glaubensquelle, wenngleich die einzige u.

Wir gehen nun auf die nähere Lösung ein.

Die Aufregung des Herrn Gottfried war — abgesehen davon, daß er vollständig *cum bona fide* gehandelt hat — eine völlig unbegründete. Und warum? Haben wir es hier nicht mit einem ekklesianten Beispiel von *communicatio in sacris cum acatholicis activa* zu tun? Wir antworten: Zugegeben! Aber diese aktive *communicatio* ist durchaus nicht immer Sünde! Sie ist nur dort verboten, wo dieselbe auf eine Wertschätzung oder Anerkennung eines nichtkatholischen Kult hinausläuft (vgl. Michner-Friedle, *Compendium juris ecclesiastici*<sup>9</sup>, S. 156) oder wo ein Aergernis gegeben würde, resp. ein Abfall zu fürchten wäre.

Von all dem ist in unserem Kasus nichts zu finden. Wenn ein katholischer Geistlicher einem protestantischen eine heilige Schrift des Neuen Testaments leiht, damit letzterer Gottesdienst halten könne, das ist doch um Himmelswillen keine Wertschätzung oder Anerkennung eines fremden Kultes! Auch von einem Aergernis oder einem Abfall oder einer „*subversio in fide et moribus*“, wie die Kanonisten sich gerne ausdrücken, kann absolut keine Rede sein. Manchmal dürfte das Gegenteil eintreten! Manche katholische Kurgäste, die bis in den hellen Tag hinein schlafen und es nicht der Mühe wert finden, bei günstigt gegebener Gelegenheit am Sonntag die heilige Messe zu hören, dürften beschämt werden von den Andersgläubigen, die es in puncto Sonntagsheiligung ein bißchen ernster nehmen als sie.



**VIII. (Eine Buße aufzuerlegen vergessen.)** Polydorus vergißt, weil Gefahr im Verzug ist, dem todkranken Theophilus irgend eine kleine Buße aufzuerlegen. Wider Vermuten erholt sich Theophilus.

Frage: Genügt es, dem Theophilus später eine Buße zu dictieren oder ist dies nicht mehr notwendig?

Lösung und Antwort. Die sakramentale Genugthuung (satisfactio) oder die Verrichtung der vom Beichtvater auferlegten Buße (poenitentia)<sup>1)</sup> bildet einen integrierenden Bestandteil (pars integralis) des heiligen Sakramentes der Buße, d. h. sie ist notwendig kraft göttlicher Vorschrift und zur Erlangung der vollen Wirkung des heiligen Bußsakramentes. „Non enim sufficit mores in melius commutare“, sagt der heilige Augustinus, „et a factis malis recedere, nisi etiam de his, quae facta sunt, satisfiat Deo per poenitentiae dolorem, per humilitatis gemitum, per contriti cordis sacrificium, cooperantibus eleemosynis.... Certiores sunt claves ecclesiae, quam corda regum;<sup>2)</sup> quibus clavibus quodcunque in terra solvitur, etiam in coelo solutum promittitur. Et multo est honestior humilitas, qua se quisque humiliat ecclesiae Dei; et labor minor imponitur, et nullo temporalis mortis periculo mors aeterna vitatur.“<sup>3)</sup> Und anderswo sagt derselbe heilige Kirchenlehrer: „Impunitum non potest esse peccatum, impunitum esse non decet, non oportet, non est iustum. Ergo quia impunitum non debet esse peccatum, puniatur a te, ne puniaris pro illo.“<sup>4)</sup> Da nun der Spender des heiligen Bußsakramentes, so viel an ihm liegt, dafür zu sorgen hat, daß die Integrität dieses Sakramentes keinen Schaden erleide, so hat er die strenge Pflicht, jedem Pönitenten, den er absolviert, je nach der Schwere der gebeichteten Sünden, eine Buße aufzuerlegen, vorausgesetzt jedoch, daß der Pönitent fähig ist, sie zu verrichten. „Ut iudex aequitatem servare debet: unde cum iudicet inter Deum et hominem, sicut debet absolvere hominem recte dispositum, ita curare debet, ut homo satisfaciatur Deo; et ut medicus tenetur curare vulnera poenitentis.“<sup>5)</sup> Der Kirchenrat von Trient drückt diese Verpflichtung für den minister sacramenti poenitentiae in folgenden Worten aus: „Debent ergo sacerdotes Domini, quantum spiritus et prudentia suggererit, pro qualitate criminum et poenitentium facultate salutare et convenientes satisfactiones injungere, ne si forte peccatis conniveant, et indulgentius cum poenitentibus agant, levissima quaedam opera pro gravissimis delictis injun-

<sup>1)</sup> „Poenitentia appellata est,“ sagt der heilige Isidor, Hispalensis (lib. VI. ethymol. n. 71), „quasi punitentia, eo quod ipse homo in se puniat poenitendo, quod male admisit.“ — <sup>2)</sup> Bei welchen man oft Begnadigung nachsucht. — <sup>3)</sup> Serm. 351 (al. 50), 5. 12. — <sup>4)</sup> Sermo 20. 2. Cf. Tert., De poenit. 6., c. 9. 10; Cyprian De lapsis c. 34, 35 (wo auch die vorzüglichsten Arten solcher Bußwerke aufgezählt werden); bei Simar, Dogmatik, S. 772 (3. Aufl.). — <sup>5)</sup> Antoine, S. J., Theologia moralis universa, Romae 1757 Tract. de Poenit. cp. I. art. III Resp. 1.

gendo. alienorum peccatorum participes efficiantur. Habeant autem pro oculis. ut satisfactio. quam imponunt. non sit tantum ad novae vitae custodiam. et infirmitatis medicamentum. sed etiam ad praeteritorum peccatorum vindictam et castigationem.“<sup>1)</sup>

Sezen wir aber den Fall, der, mag er auch für die Praxis nicht anwendbar sein, in abstracto doch denkbar ist, es hätte nämlich jemand bereits vor der sakramentalen Absolution auf Grund einer vollkommenen Reue cum voto sacramenti durch viele Bußwerke seine Strafe bereits abgetragen. Würde in diesem Falle der Beichtvater dem Pönitenten kein Bußwerk mehr aufzugeben haben? Oswald<sup>2)</sup> antwortet: „Niemand kann ohne spezielle Offenbarung mit Glaubenssicherheit wissen, daß er die schuldige Strafe völlig abgebußt habe; niemand darf sich vermessen, es auch nur zu hoffen; die täglichen geringeren Sünden, von denen auch der Gerechte nicht frei ist, verwirken immer Strafe; weshalb immer vorausgesetzt werden muß, daß ein reatus poenae vorhanden sei. Der Priester wird also, um auch in dieser Hinsicht als Richter zu fungieren, stets Strafe aufzulegen haben. Und sollte, das Unwahrscheinliche angenommen, das Bußwerk einmal unnötig sein, so verschlägt das ja nichts, da die Leistung desselben immerhin für den Menschen meritorisch bleibt.“

Das Gesagte gilt jedoch nur für den Fall, daß der Pönitent noch eine Buße verrichten kann. Daher sagen die Moralisten: „Confessarius tenetur satisfactionem imponere poenitenti. valenti illam exequi.“<sup>3)</sup> Wäre der Pönitent krankheitshalber unfähig, irgend ein Bußwerk zu verrichten, weil er z. B. schon in den letzten Zügen liegt, oder weil er unter der Beichte seiner Sinne oder des Bewußtseins beraubt wird und den Beichtvater nicht mehr versteht, also die Buße nicht mehr vernehmen kann, so müßte hier die Bereitwilligkeit, ein Bußwerk zu verrichten, genügen, diese aber ist bei einer reumütigen sakramentalen Beichte als eo ipso vorhanden zu betrachten. „Absolutio sine impositione poenitentiae danda est moribundo. qui inter confitendum sensuum usu et cognitione privatur. ut constat ex praxi ecclesiae.“<sup>4)</sup>

Wie aber, wenn der Kranke zwar sehr schwach und dem Tode nahe, aber doch noch imstande ist, den Beichtvater zu verstehen und eine ganz kleine Buße zu verrichten?

Für diesen Fall meinen einige Moralisten, es sei dem Beichtvater gestattet, von einer Bußauflegung gänzlich Umgang zu nehmen; andere verneinen es; alle aber sind darin einig, es sei klug, besser und geraten, eine kleine Buße aufzugeben. Hieran möge man sich auch in der Praxis halten. Als Beispiele von Bußwerken, wie sie hier angegeben werden können, werden angeführt: eine wenigstens innerliche Anrufung des Namens Jesu, das Küssen eines Kreuzifixes,

<sup>1)</sup> sess. XIV. ep. 8. — <sup>2)</sup> Die dogmatische Lehre von den heiligen Sakramenten v. II. 149 (1. Auflage). — <sup>3)</sup> Antoine, l. c. — <sup>4)</sup> Antoine, l. c.

ein reumütiges Klopfen an die Brust, ein Gebetsseufzer, ein Liebesakt, ein Akt der Aufopferung des Lebens, der Leiden u. s. w., wobei es, wie einige Moralisten bemerken, sehr gut ist, wenn der Beichtvater dem Kranken verhilflich ist, daß sogleich die Buße verrichtet werde, weil sonst der Kranke die Buße leicht wieder vergißt oder vielleicht wegen der Verrichtung derselben in irgend einer Weise beunruhigt wird.

Wie endlich, wenn der Beichtvater die Bußauflegung vergessen hat? Die Buße soll der Natur der Sache gemäß vor der Absolution aufgegeben werden. „Satisfactio ante absolutionem imponenda est, tum ut exploretur debita poenitentis dispositio, et voluntas faciendi fructus dignos poenitentiae: tum quia ordo iudicii et iustitiae vindicativae postulat, ut prius poenitens satisfactionem spondeat et acceptet, quam absolvatur.“<sup>1)</sup> Erinuert sich nun der Beichtvater nach der Absolution, daß er die Bußauflegung vergessen habe, so soll er sogleich nach derselben die Buße bestimmen „quia moraliter adhuc unus censetur actus confessionis“. Der heilige Alfons lehrt: „Poenitentia potest immediate post absolutionem adhuc injungi.“ Bei Dr. E. Müller lesen wir: „Si vero confessarius ex inadvertentia ante absolutionem non iniunxerit poenitentiam, satis erit post absolutionem eam indicare, quia tunc moraliter adhuc unitur cum absolutione.“<sup>2)</sup> Eine spätere sakramentale Bußauflegung ist ohne Beichte unzulässig, weil sie nicht mehr als moralisch ein Akt mit der Beicht und Absolution erscheint. So sehr der Beichtvater verpflichtet ist, für die Integrität des Sakramentes Sorge zu tragen, so ist er dies doch nur im Beichtgerichte selbst „ut medicus spiritualis et minister sacramenti“. Die sakramentale Bußauflegung ist nämlich ein actus iudicialis und muß daher mit dem Sakramente verbunden sein. Da die Bußauflegung nicht zum Wesen, nicht ein pars essentialis ist — das sind bekanntlich nur Reue und Beicht — sondern nur zur Integrität des Sakramentes gehört, nur ein pars integralis desselben ist, so ist das Sakrament nicht ungültig geworden, wenn der confessarius eine Buße aufzuerlegen vergessen hat. Wohl sagt das *Rituale Romanum*, den Kranken sei nicht eine schwere oder mühsame Buße aufzulegen, sondern jene zu bezeichnen, welche sie für den Fall der Wiedergenesung zu erfüllen haben; unterdessen sei ihnen der Schwere der Krankheit entsprechend, ein Gebet oder sonst eine leichte Buße aufzugeben. Allein dies hat von Seite des confessarius in confessione (wenn nicht vor, wenigstens unmittelbar nach der Absolution) zu geschehen; auf eine sakramentale Buße, welche später (ohne Beicht) auferlegt würde, läßt sich das Gesagte nicht beziehen. Anders verhält sich die Sache, wenn der Pönitent die auferlegte Buße vergessen hat und den Beichtvater, der sich noch derselben erinnert,

<sup>1)</sup> Antoine, l. c. Cf. Gury, *Compendium theol. moralis* P. II, n. 523. —

<sup>2)</sup> *Theologia moralis*, Vindobonae 1884, edit. III, Lib. III, T. II, § 126 n. 1.



später fragt, worin die ihm bereits zudiktierte sakramentale Buße bestehe. Hier hilft der Beichtvater bloß dem Gedächtnisse des Pönitenten nach und das kann auf die Bitte desselben auch später geschehen und ist nicht notwendig mit einer neuen Beicht zu verbinden. Wüßte aber in einem solchen Falle der Beichtvater die dem Pönitenten auferlegte Buße nicht mehr, so könnte er ohne Beichte resp. ohne eine allgemeine Wiederholung derselben, zu der man jedoch das Beichtkind nicht verpflichtet kann, keine sakramentale Buße auferlegen. Bezüglich des Beichtkindes aber wäre zu sagen: Unter diesen Verhältnissen ist die Erfüllung der sakramentalen Buße unmöglich geworden. *Ad impossibile nemo tenetur*. Legt es sich selbst dafür eine Buße auf oder läßt es sich eine solche ohne Beichte vom Beichtvater bestimmen, so ist das gut und löblich, aber eine sakramentale Buße ist dies nicht.<sup>1)</sup> Wir bemerken noch: Wenn der Beichtvater, nachdem er bereits sein Beichtkind entlassen hat, sich erinnert, daß er die Bußauflegung vergessen habe, so darf er dasselbe nicht mehr zurückrufen und ohne die durchaus freiwillige und ausdrückliche Bitte des Pönitenten ist es ihm nicht gestattet, demselben extra confessionale statt der sakramentalen eine nicht sakramentale Buße zu bestimmen.

Murach (Tirol).

Kooperator J. Schweizer.

## Literatur.

### A) Neue Werke.

#### 1) **Enzyklopädisches Handbuch der Erziehungskunde.**

Unter Mitwirkung von Gelehrten und Schulmännern. Herausgegeben von Dr. J. Voos, k. k. Landesschulinspektor in Linz. I. Bd. A—L. Wien und Leipzig. 1906. K 18.—

Enzyklopädien, zumal lexikalen, hatten naturgemäß jene Mängel an, welche der gelehrte Verfasser vorliegenden Bandes im Vorwort berührt. Uebernimmt ein Einzelner die Umschau auf einem so weiten Gebiete, wie es das Wissenswerteste selbst einer einzigen Disziplin darstellt, wird er mehr in die Weite als in die Tiefe schauen. Beschränkt sich der Verfasser, wie im vorliegenden Fall, auf eine Art Chefredaktion, die mit mehr als hundert Mitarbeitern die Abfassung teilt, dann muß die innere und äußere Einheit leiden.

„Solche Sammelarbeit“, bemerkt Dr. Voos selbst in seinem Vorwort, „kann dann freilich wieder den Nachteil haben, daß sie jener früher erwähnten durchgänglichen Einheitlichkeit und Uebereinstimmung entbehrt und bei aller Bemühung der Redaktion, ‚die Stoffe zu beschneiden, da abzuknappen‘, dort zuzusetzen, auch innere Beziehungen durch Verweisungen und andere typographische Mittel zwischen den Stoffteilen herzustellen, doch etwas Buntschediges behält, weil eben oft Nachbarartikel verschiedenen Geist atmen, eben den Geist ihres Erzeugers.“

<sup>1)</sup> Cf. St. Alf. Theol. mor. n. 520. H. A. n. 59.

Solche Mängel treten in einer pädagogischen Enzyklopädie umso mehr zutage, als Schule und Erziehung heißumstrittener Boden sind. Dennoch wird die Kritik den Verfasser für diese auch in seinem Handbuch deutlich zutage tretenden Uebelstände nicht verantwortlich machen. Sie liegen, wie schon erwähnt, in der Natur der Arbeit. Umso eher wird man aber der Forderung des Verfassers beipflichten müssen, daß der Mangel an innerer und äußerer Einheitlichkeit durch größere Gründlichkeit der einzelnen Artikel in etwa ersetzt werden soll. Ob es jedoch so leicht sein dürfte, 104 Mitarbeiter zu finden, die ausnahmslos der Weisung des Hauptredakteurs Folge leisten und „umso tiefer schürfen“, je umfangärmer ihr Pensum ist? Wohl in dieser Schwierigkeit findet die Aufnahme eines Artikels ihre Erklärung, dessen „tiefere Schürfung“ bei einer Neuauflage im Interesse der geschichtlichen Wahrheit und der Gerechtigkeit gegenüber dem Jesuitenorden dringend geboten erscheint.

Unter dem Titel Jesuitenschulen unterzieht der auf dem Gebiete oberösterreichischer Heimatskunde und archivalischer Forschung verdiente Professor Dr. R. Schiffmann die Tätigkeit der Gesellschaft Jesu einer Kritik, der wir leider den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie der Forderung des Herrn Landeschulinspektors Dr. Voos kaum gerecht geworden ist.

Der Artikel lautet:

In der Erkenntnis, daß die Kirchenspaltung in Deutschland zum Teile durch die Unfähigkeit des Klerus mitverschuldet worden war, machte es sich die von Ignatius v. Loyola gegründete, 1540 vom Papste bestätigte Gesellschaft Jesu zur Aufgabe, die Regenerierung der Kirche auf dem Gebiete der Schule ins Werk zu setzen, denn wer die Jugend hat, dem gehört die Zukunft. In der Verbindung mit dem Humanismus boten sich die Mittel, das Ziel — ein extremer Antiprotestantismus — zu erreichen. Entschlossen griff die Compagnie de Jesus zu den Waffen des Humanismus und versuchte es, mit ihnen die aus den Fugen gehende Welt der Kirche ober, was die Jesuiten stets damit identifiziert haben, dem Christentum ihrer Obsewanz dienstbar zu machen. Schon in den vom Stifter verfaßten Konstitutionen findet sich eine ausführliche Studienordnung.

Litterae humaniores diversarum linguarum, Logica, naturalis ac moralis Philosophia, Metaphysika et Theologia, tam quae scholastica, quam quae positiva dicitur, et s. Scriptura — das sind die Stufen des Bildungsganges der Mitglieder der Gesellschaft. Zu den drei Gelübden kam für sie noch ein viertes: sich dem Papste bedingungslos zur Verfügung zu stellen.

Dieser auch das *Sacrificium intellectus* in sich schließende Gehorsam hat die Gesellschaft stark gemacht, auf ihm beruhen auch die pädagogischen Erfolge, die ihr mit Recht nachgerühmt werden. Die Jesuiten beherrschten bis zur Aufhebung (1773) die theologischen und philosophischen Fakultäten und die Gymnasien fast aller Länder direkt oder indirekt durch ihren Einfluß. Für die Volksschule waren sie nicht zunächst bestimmt, doch bleiben sie auch mit ihrer Geschichte durch den Jahrhunderte in Gebrauch gewesenem Katechismus von Canisius verknüpft. Vorbildlich für alle Lehranstalten der Jesuiten war das 1550 in Rom gegründete Collegium Romanum, für alle galt ein- und dieselbe Studienordnung, die vom Ordensgeneral P. Cl. Aquaviva 1599 erlassene *Ratio studiorum*. Die Gesellschaft ließ sich überall von der weltlichen Macht dotieren und schügen, konnte daher leicht den Unterricht unentgeltlich leisten. Ihre Häuser, Kollegien genannt, sind Lehranstalten und die meisten zugleich Seminare, zur theoretischen und praktischen Ausbildung der Professoren.

Das Mutterhaus der deutschen Jesuitenkollegien, ist das 1552 gegründete Collegium Germanicum in Rom. Der Beschluß des Konzils von Trient über die Errichtung von Knaben- und Priesterseminarien geht auf jesuitische Anregung zurück und auch dieser Anstalten bemächtigte sich die Gesellschaft. Sie errichtete Alumnate für arme, Pensionate für höhere Stände. Auch Andersgläubige nahm sie als Zöglinge auf, sowie sie es sogar befürwortete, daß ihre Professoren in den evangelischen Schulen hospitierten. Impense in salutem et perfectionem proximorum incumbere, steht eingangs ihrer Konstitutionen zu lesen und diese Aufgabe war der Zweck dieser sonst befremdlichen Toleranz.<sup>1)</sup> Dieses weit verbreitete Netz von Niederlassungen bedeutete für die Kirche und den Orden ebensovieler Zentralen einer ungemein regen und erfolgreichen Wirksamkeit. Der Gesellschaft Jesu verdankt die katholische Kirche im Südosten und Nordwesten Deutschlands ihre Erhaltung. Die stramme Organisation und eine überlegene Bildung machten sie zur Elitetruppe der Ecclesia militans, ihre Erfolge führten zu der Fabel von ihrer Unentbehrlichkeit. Nach der Ratio war das Ziel ihrer Pädagogik eloquentia et pietas. Sie suchten es in einem sechs Gymnasialjahre umfassenden Studium zu begründen, in einem dreijährigen Philosophielkurs (allgemein wissenschaftlicher Vorbereitungskurs) zu festigen und zu vertiefen und mit dem Fachstudium zu krönen. Ihre niederen Schulen hießen Grammatica (infima, media, suprema), Humanitas (Poesis), Rhetorica und waren im wesentlichen wie die protestantischen Poetenschulen eingerichtet.

Latein betrieben sie fast zwei Jahrhunderte nach Alvarez, Griechisch nach Gretser, für die Lektüre kamen „burierte“ Klassiker und Kirchenväter in Betracht. Für die Muttersprache und Realien war wenig oder kein Raum; das hing mit den Anschauungen der Zeit von der alles in den Schatten stellenden Wichtigkeit der alten Sprachen zusammen. Leider haben aber die Jesuiten auch dann noch daran festgehalten, als dieser Standpunkt bereits überwunden war. Jede Lektürestunde (praelectio) teilt sich in die Interpretation und Observation, zum Zwecke der Imitation. Die Interpretation ist metaphrastisch in den Grammatikalklassen oder paraphrastisch in der Humanität und Rhetorik. Schriftliche Übungen spielen eine große Rolle.

Die jesuitische Erziehung beruht auf Disziplin und Ehre. Daher finden wir in den Schulen der Gesellschaft das Zertieren, Ehrenämter (magistratus) nach dem Erfolge, Prämienvorlesung mit Zuschbegleitung, Prüfungen mit einer an den Ehrgeiz appellierenden Notenskala und eine Schandbank (scamnum negligentiae.)

Körperliche Züchtigung kommt vor, aber vollzogen mit Vorsicht und durch einen Laienkorrektor. Großen Spielraum ließ die Gesellschaft dem persönlichen Einflusse des Lehrers, trotz aller Starrheit des Studienganges, daher die treue Anhänglichkeit so vieler Jesuitenschüler an ihre Unterrichtsanstalten. Gleich dem Humanisten pflegten die Jesuiten das öffentliche Auftreten (Deklamationen, Akademien, Schauspiele) zumal dort, wo sie es mit adeligen Zöglingen zu tun hatten, die zu einem standesgemäßen Verkehre mit der Welt erzogen werden mußten.

Von Religionsunterricht ist auffallend wenig die Rede, desto mehr von ihrer Übung. Mit der Gesinnung, wie sie der Vulgär-Jesuitismus äußert, hat sich die Gesellschaft nicht nur am Ende des 18. Jahrhunderts umwälzend gemacht, sondern diese verschärft auch den Kampf der Geister in unseren Tagen wesentlich. Wenn die Ratio<sup>2)</sup> den Schülern verbietet, ad spectanda supplicia reorum zu gehen, so erwartet man von einer Gesellschaft Jesu keineswegs einen Pferdefuß wie den Beiß: nisi forsan haere-

<sup>1)</sup> Hier folgt eine Aufzählung von Jesuiten-Niederlassungen.

<sup>2)</sup> An Literatur werden angegeben: Ratio studiorum, Cornova, Paulsen, Biegler Th., G. Müller.



ticorum. Hat die im Jahre 1832 nach der Restauration des Ordens erlassene reformierte Ratio auch manches gebessert, diesen Geist hat sie nicht zu bannen vermocht.

Ueber den Wert der marianischen Kongregationen sind die Meinungen auch auf katholischer Seite geteilt. Alles in allem hat das Schulwesen der Jesuiten neben starkem Licht — auch starke Schattenseiten gehabt, welche es im 18. Jahrhundert um sein früheres Ansehen brachten. Auf die Gesellschaft Jesu und ihre Unterrichtsanstalten läßt sich der Satz anwenden: „Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte. Urfahr, K. Schiffmann.“

Wie der unbefangene Leser merkt, ist der Aufsatz von einem Geiste durchweht, der einer objektiven Geschichtsschreibung fremd sein muß. Ebenso unhistorisch ist die im Artikel zutage tretende Tendenz, das Wirken des Ordens nicht aus seiner Zeit heraus zu beurteilen, sondern den modernen Maßstab anzulegen. Nur an einer Stelle macht Schiffmann davon eine Ausnahme. Endlich scheint der Verfasser zu einem Vorstoß gegen die Gesellschaft Jesu um so weniger berufen zu sein, je öfter seine Darstellung auch in einzelnen Punkten gegen geschichtlich offenkundige Tatsachen verstößt.

Zur Erhärtung des ersten Vorwurfes sei auf jene befremdenden Ausdrücke hingewiesen, die teils als unverständlich und unklar, teils von Voreingenommenheit zeugend, teils als abgebraucht in einem ernst zu nehmenden geschichtlichen Urteil über einen Orden wie den der Gesellschaft Jesu nicht Anwendung finden dürfen.

Schon der erste Satz leidet an der einer historischen Darstellung nötigen Klarheit. Entweder will Schiffmann sagen, der Jesuitenorden sei zur Regenerierung der Kirche auf dem Gebiete der Schule oder, wie es im folgenden Satze ausgedrückt zu sein scheint, zur Bekämpfung des Protestantismus gegründet worden oder habe dies doch tatsächlich als seine Aufgabe erkannt. Beides ist falsch. Daß der heilige Ignatius bei der Gründung des Ordens an den heidnischen Orient und nicht an den protestantischen Occident dachte, kann dem Verfasser als Theologen unmöglich unbekannt sein. Er hätte übrigens nur die Konstitutionen oder, falls er diesen aus Furcht vor etwaigen *monita secreta* nicht traute, die Bestätigungsurkunde *Regimini ecclesiae militantis* Pauls III. vom 27. September 1540 oder das Aufhebungsdekret Klemens XIV. einsehen brauchen, um zu erfahren, daß die Verteidigung der Kirche und nicht die Regenerierung, geschweige denn ein extremer Antiprotestantismus, wie Schiffmann insinuiert, nur eine untergeordnete Rolle spielen sollte. Tatsächlich belehrt ein Blick auf den Katalog der Gesellschaft vom Jahre 1762, daß von 22.588 Jesuiten 14.989 in rein katholischen Ländern wirkten.

Sätze und Ausdrücke, wie: Die Jesuiten suchten die aus den Fugen gehende Welt der Kirche oder, was sie stets damit identifiziert haben, dem Christentum ihrer Obervanz dienstbar zu machen, ferner die Bemerkung vom *sacrificium intellectus* (gewiß ist der „Kadavergehorsam“ damit gemeint), über die Dotierung und Beschützung ihrer Schulen durch die weltliche Macht, die stichelnde Erwähnung ihrer „befremdlichen Toleranz“,

über die „Starrheit“ ihres Studienganges, die unverständliche Phrase „Vulgär-Jesuitismus“, sowie der Schlußsatz gehören eher in ein Schmälibell auf die Gesellschaft als in ein encyclopädisches Handbuch, das sich der Objektivität zu befleißigen hat.

Bezüglich unserer zweiten Auflage sei auf jene Stelle hingewiesen, an welcher Schiffmann darin einen Pferdefuß der Jesuiten erblickt, daß sie in der *Ratio studiorum* ihren Schülern das Zuschauen bei Hinrichtungen verboten hätten, jedoch mit dem Beisatze: *Nisi fors haereticorum*. Schiffmann hätte doch wissen müssen, daß dies ebenso mit den Verhältnissen der damaligen Zeit zusammenhängt, wie die stiefmütterliche Behandlung der Muttersprache und der Realien im jesuitischen Schulbetriebe. In schiefes Licht, weil von heutigen Verhältnissen ausgehend, stellt Schiffmann den Religionsunterricht der Gesellschaft. „Von Religionsunterricht“, sagt er, „ist auffallend wenig die Rede.“ Nach der *Ratio studiorum* ist eben die Religion Grundlage und Ziel des Gesamtunterrichtes. Ueberhaupt scheint bei der Darstellung zumeist der protestantische oder doch gegnerische Standpunkt zur Geltung gekommen zu sein. Wenigstens läßt die dürftige Literaturangabe den Schluß zu.

Hätte sich der Verfasser auch um näher liegende Quellen umgesehen, waren sicher nicht jene Verstöße gegen offensundige Tatsachen der Geschichte mit unterlaufen, für die wir ihn an dritter Stelle verantwörtlich machen.

Schiffmann schreibt z. B.: Zu den drei Gelübden kam für die Jesuiten noch ein viertes: sich dem Papste bedingungslos zur Verfügung zu stellen. Dieser auch das *sacrificium intellectus* umfassende Gehorsam hat die Gesellschaft Jesu stark gemacht. Auf ihm beruhen auch die pädagogischen Erfolge, die ihr mit Recht nachgerühmt werden. Dies ist historisch falsch. Das vierte Gelübde der Professoren ist keineswegs bedingungslos. Es bezieht sich nur auf ihre Tätigkeit als Heidenmissionäre. In der Bulle Gregors XIII. vom 25. Mai 1584 heißt es klar: *Qui vero quantum votum professi futuri sunt, ii tribus illis substantialibus votis, quantum similiter solemne, addunt speciale, summo Pontifici obedientiae circa missiones praestandae*.

Damit entfällt auch die Schlußfolgerung Schiffmanns.

Nicht minder widerspricht es der Geschichte, wenn behauptet wird, die Jesuiten hätten sich im Laufe der Zeiten der tridentinischen Knaben- und Priesterseminare bemächtigt. Von Bemächtigen kann keine Rede sein. Laut Institut dürfen sie die Leitung von Knaben- und Priesterseminarien nicht übernehmen. Wo es aber tatsächlich geschah, weil die Bischöfe hie und da darum ansuchten, mußte eigens die Dispens des Ordens generals eingeholt werden. *Seminaria clericorum non admittenda a Societate, nisi forte ex dispensatione Generalis. Inst. S. J. Florent. II. 198. 532. 1565. c2. d. 18. can. 18.*

Von der gleichen unstatthaften Uebergang geschichtlicher Tatsachen zeugt auch das Urteil des Verfassers über den Wert der marianischen Kongregationen. Wie Schiffmann zu der Behauptung gelangen konnte,

daß das Urteil über ihren Wert selbst unter den Katholiken (etwa auch bei den Protestanten?) geteilt sei, ist unbegreiflich. Es genügt wohl, dem gegenüber die Empfehlungen der marianischen Sodalitäten von der höchsten kirchlichen Stelle anzuführen. Wir berufen uns auf Benedikt XIV., Klemens XIII., Leo XII., Gregor XV., Leo XIII. Die Bulla aurea Benedikt XIV. ist eine einzige große Lobrede auf die marianischen Kongregationen. „Es ist unglaublich, welcher großer Nutzen Personen aller Stände aus dieser frommen und lobenswerten Veranstaltung der Kongregationen erwachsen ist“, schreibt der Papst und schildert begeistert die Früchte der Heiligkeit, die aus ihnen hervorgegangen sind. Ebenso empfiehlt Leo XIII. im Rundschreiben an die Bischöfe des Erdkreises vom 10. Mai 1884 die marianischen Kongregationen.

Auch der tatsächliche Aufschwung der Sodalitäten spricht gegen Schiffmann eine deutliche Sprache. Bis Ende Dezember 1904 betrug die Totalsumme aller in Rom aggregierten Kongregationen 27.505. Ob man angesichts dieser Tatsachen noch von einem geteilten Urteil reden kann, selbst wenn Schiffmann eine Anzahl Katholiken liberaler Observanz als Gegner der marianischen Kongregationen vorzuführen imstande wäre, überlassen wir ruhig dem *sensus catholicus* unserer Leser.

Alles in allem schließen wir diese Besprechung mit den Worten des protestantischen Jesuitenforschers Dr. Viktor Naumann: „Hier, wie so oft bei der Darstellung der Geschichte des Jesuitenordens, bestätigt sich die Erfahrung, daß bei einer genauen quellenmäßigen Untersuchung die Dinge ein ganz anderes Aussehen erhalten, als man vermuten sollte, wenn man die Schriften prinzipieller Jesuitengegner gelesen hat. Daß diese Herren nie einsehen, wie man einen großen Gegner nur dann mit Nutzen bekämpfen kann, wenn man die absolute Wahrheit über seinen Charakter zur Basis des Angriffes nimmt und nicht billige, kindliche Siege auf dem Papier zu erringen bestrebt ist, die niemanden imponieren können, als der Menge der Leichtgläubigen, während die Auguren im eigenen Lager sehr frühlich lachen müssen, wenn sie ihrer sonderbaren Quellenstudien sich erinnern!“ (Der Jesuitismus. S. 85.)

Linz.

Franz Stingeder.

- 2) **De sacramento extremae unctionis tractatus dogmaticus.** Auctore Josepho Kern S. J., theologiae dogmaticae in C. R. Universitate oenipontana professore p. o. Ratisbonae, Romae, Neo Eboraci et Cincinnati, Sumptibus et typis Frederici Pustet. 1907. XVI u. 396 S. M. 4. — = K 4.80.

Mit großem Interesse haben wir das vorliegende Werk in die Hand genommen, in der sicheren Erwartung, einmal etwas Gediegenes über das oft so kurz und stiefmütterlich behandelte Sakrament der letzten Salbung zu lesen. Diese Erwartung wurde auch nicht getäuscht. Ein ganz ansehnliches Buch, ein justum volumen liegt vor uns, das der theologischen Fakultät in Innsbruck, welcher es zum fünfzigjährigen Jubiläum ihres Bestandes gewidmet ist und welche uns im Laufe dieses halben Jahrhunderts schon viele und bedeutende wissenschaft-



liche Werte geliefert hat — wir nennen nur die Namen Jungmann, Hurter, Stentrup, Koldin, Milles, Michael, Konst zu großer Ehre gereicht.

Das Werk ist in fünf Bücher geteilt. Das erste Buch trägt die Ueberschrift: *Extremam unctionem esse verum novae Legis sacramentum*; das zweite handelt *de fine et essentia extremae unctionis*; das dritte bespricht deren Wirkungen; das vierte ist betitelt: *de ministro et subjecto extr. unct.*; das fünfte endlich behandelt deren Eigenschaften.

Was das Werk des hochwürdigen P. Kern zunächst vor allen anderen über die gleiche Materie handelnden auszeichnet, ist eine ganz besondere Rücksichtnahme auf die diesbezügliche Lehre der griechischen Kirche, der schismatischen (und russischen) sowohl als der unierten, deren Vertreter und Theologen gleich im ersten Buch in ausgiebiger Weise zum Worte gelangen, die Griechen in griechischer Sprache, die Russen in lateinischer Uebersetzung.

Im ersten Buche wird, wie bereits bemerkt, der Beweis für den sakramentalen Charakter der letzten Salbung geliefert. Den etwas schwierigen Traditionsbeweis erbringt der Verfasser in der Weise, daß er zuerst den Glauben der Kirche an dieses Sakrament in den drei auf Papst Gregor den Großen folgenden Jahrhunderten zur Darstellung bringt; sodann kommt das Zeitalter der großen Kirchenväter zur Behandlung und endlich die vornitzänische Zeit. Der Beweis wird mit größter Ausführlichkeit und Gründlichkeit geliefert; jede Stelle und jedes Dokument, welches hieher Bezug hat, wird angeführt und verwertet.

Der Schwerpunkt und Glanzpunkt und zugleich die Bedeutung des Kernschen Werkes liegt im zweiten Buche „*de fine et essentia extr. unct.*“. Wir sind überzeugt, daß jeder aufmerksame Leser das Urteil des Verfassers bestätigen wird, der in der Einleitung schreibt: „*Fateor me quoque obstupuisse, cum perscrutando opera magnorum doctorum saeculi XIII inveni eos finem proximum sacrae Uctionis infirmorum reponere in perfecta sanitae animae cum dispositione ad continuum consecrationem beatitudinis, nisi restitutio sanitatis magis expediat.*“ Also unmittelbarer Eingang in die Freuden des Himmels, ohne das Fegfeuer zu berühren oder von demselben berührt zu werden, ist der Zweck dieses Gnadenmittels, welches sich in Wahrheit als sacramentum „*piissimae misericordiae*“ bewährt. Es ist sehr auffällig, daß die nachtridentinischen sowie auch die neueren Theologen diese höchst wichtige und überaus tröstliche Wahrheit so wenig betonen. Und doch steht sie unumstößlich fest. Albertus M. schreibt: „*In extrema unctione significatur plena puritas corporis et animae per amotionem omnium impediens gloriam*“; und wiederum: „*Purgatio reliquiarum, secundum quod sunt impedimenta immediatae evolutionis et glorificationem corporis, est effectus substantialis istius sacramenti*“ (in IV. sent.). Dasselbe lehren beinahe mit den nämlichen Worten die großen Kirchenlehrer Thomas und Bonaventura. Ueberhaupt wird dieser Gedanke von P. Kern so eingehend bewiesen, daß er mit Recht seine Beweisführung also schließen kann: „*Profecto felices essent theologi, si omnes veritates, quas defendere tenentur, tanto pondere argumentorum possent probare*“ (pag. 114). P. Kern gibt auch den Grund an, warum diese Wahrheit nach dem Tridentinum und trotz desselben etwas verbunkelt werden konnte; der Einwand, es könnte durch diese Lehre das Fegfeuer etwas zu kurz kommen, wird im Verlaufe der Abhandlung gelöst. Damit die letzte Salbung die besagte Wirkung erziele, ist nämlich auch eine entsprechende Disposition vonseite des Empfängers erforderlich, woraus sich für die Praxis die höchst wichtige Folgerung ergibt, mit der Erteilung der letzten Salbung nicht bis zum äußersten Lebensende zu warten, respektive warten zu lassen.

Die Behandlung der Fragen über Materie und Form der letzten Delung ist wiederum eine ebenso eingehende als richtige. — Im 3. Buche „de effectibus extr. unct.“ wird zunächst die vonseite des Empfängers erforderliche Disposition behandelt; bei der Besprechung der Wirkungen wird mit Recht die skotistische Ansicht abgewiesen, „effectum principalem esse remissionem finalium peccatorum venialium“ und mit den Thomisten der Satz aufgestellt: „effectus principalis . . est confortatio animi hominis infirmi, qua roboretur contra pericula debilitatis spiritualis, quae gravem morbum consequitur“ (pag. 227).

Im liber IV. wird vom Spender und vom Empfänger dieses Sakramentes gehandelt. Bezüglich des letzteren wird „praxis late diffusa“ der Orientalen besprochen und widerlegt, die letzte Delung nicht bloß Kranken, sondern auch Gesunden zu spenden. Im Okzident hingegen war seit dem 12. Jahrhundert die Gepflogenheit eingerissen, die Spendung des Sakramentes gewissermaßen bis zum letzten Atemzuge zu verschieben und werden als Gründe dieser verwerflichen Praxis angegeben: „avaritia et multorum sacerdotum“ (wovon drastische Belege beigebracht werden), „insanae superstitiones plebis“ (nach der letzten Delung sei der usus matrimonii nicht mehr gestattet, man dürfe kein Fleisch mehr essen, nicht mehr barfuß gehen u.) und „errores theologorum“ (die erwähnte skotistische Ansicht). Sehr scharf, aber richtig faßt P. Kern sein Urtheil über die genannte Gepflogenheit in folgende Sätze zusammen: „Multi cruciantur in purgatorio, qui jam triumpharent in coelo — multi in aeternum perierunt, qui essent salvi — multi mortem obierunt, qui adhuc sani viverent, si mature remedium piissimae misericordiae divinae iis esset impensum“ (pag. 303).

Im liber quintus „de proprietatibus c. u.“ kommt die Frage zur Besprechung, ob und wann man die letzte Delung wiederholen darf und wird die Theses verteidigt, daß man „in eadem infirmitate etiam manente eodem mortis periculo“ das Sakrament öfter empfangen könne. Die Gründe, auf welche P. Kern seine Theses stützt, sind wirklich „graves“ zu nennen und wenn sie auch nicht hinreichen sollten, die gegenteilige fast allgemein gebilligte und geübte Praxis umzustürzen, so dürften sie doch dieselbe bedeutend erschüttern und ins Wanken bringen. Die praktische Wirkung wird jedenfalls diese sein, daß der Priester im Falle einer längeren Krankheit nicht länger ängstlich zu überlegen braucht, ob er die Spendung der letzten Delung wiederholen dürfe. Vgl. Gurth-Vallerini, compendium theologiae moralis edit. rom. 2, tom. 2, no. 691, quaest. 5.

Betreffend die necessitas sacramenti behauptet P. Kern, daß die letzte Delung per se ad salutem notwendig und der Kranke gravi obligatione gehalten sei, sie zu empfangen. Dieser Ansicht wird wohl nicht jedermann beistimmen; denn wenn gewichtige Moralisten eine solche Notwendigkeit nicht anerkennen (siehe Ligor. tom. 6, no. 733), dürfte wohl der Grundsatz zur Geltung gelangen: „Non est imponenda gravis obligatio. ubi de ea non certo constat.“

Hiermit schließen wir die Besprechung dieser Monographie. Aus der vorstehenden kurzen Inhaltsangabe geht hervor, daß dieselbe einer besonderen Empfehlung nicht bedarf; was im ganzen Buche, besonders aber im zweiten Theile desselben über den Zweck der letzten Delung gesagt wird, ist von der größten Wichtigkeit und vom größten Nutzen für jeden Priester, insbesondere für den Seelsorger, für den Prediger, für den Katecheten und schließlich auch für den Kranken. P. Kern hat sein Werk lateinisch geschrieben und das war sehr gut; denn die darin behandelten Wahrheiten verdient nicht nur der Deutsche, sondern der Katholik jeder Zunge und jeder Nationalität zu wissen; und sie mußten daher auch in der universellen Sprache der Kirche dargelegt werden.

Der weitesten Verbreitung ist auch die sehr gefällige Ausstattung, der schöne und wohltuende Druck und schließlich der billige Preis sehr förderlich. Wir wünschen das Werk in der Hand eines jeden Priesters zu sehen.

Linz.

Dr. Martin Fuchs.

3 **Zweites Religionsbüchlein für Hilfs- und Taubstummenschulen.** Von Heinrich Reehberger, Katechet und Lehrer an der Taubstummenschule in Linz. Linz 1907. Druck und Kommissionsverlag des katholischen Bezirksvereins in Linz. K 1.30.

Auch dieses jüngst erschienene Lehr- und Lernmittel für den Religionsunterricht an Hilfs- und Taubstummenschulen bekundet die außergewöhnliche Befähigung des Verfassers für derlei, nicht gar leichte Arbeiten. Man bedenke nur: Biblische Geschichte des alten und neuen Bundes, Bilder aus der Kirchengeschichte und den Lehrstoff des Katechismus im Rahmen eines Büchleins mit nur 159 Seiten unterzubringen und doch nichts Wissenswertes missen zu lassen, ist Sache eines Praktikers.

Das größte Interesse beansprucht naturgemäß der 3. Teil „Katechismus“, befriedigt es aber auch vollaus. Nichts wesentliches ist weggeblieben; Frage und Antwort in gemeinverständlicher Form dargeboten. Besonders die Teile über die Sakramente der Buße und des Altars werden den ungeteilten Beifall aller Katecheten über die Brauchbarkeit dieser Partien im Vorbereitungsunterricht schwachbegabter Kinder finden.

Die Wiedergabe der zahlreichen Darstellungen aus der Bilderbibel von Schnorr von Karolsfeld ist eine überaus gelungene; der Preis einmäßiger.

Salzburg.

Direktor Ludwig Angelberger.

4 **Justins des Märtyrers Lehre von Jesus Christus, dem Messias und dem menschengewordenen Sohne Gottes.** Eine dogmengeschichtliche Monographie von Alfred Leonhard Feder S. J. Freiburg im Breisgau 1906. Herdersche Verlagsbuchhandlung. Gr. 8°. XIV und 304 Z. Brosch. M. 8.— = K 9.60.

In einer Zeit wie die unsrige, in der man es, besonders von Seite der weit links stehenden Protestanten, versucht, sogar den Glauben an die Gottheit Jesu Christi zu erschüttern — von anderen Angriffen auf das wahre Christentum ganz abgesehen —, wird eine Publikation wie die vorliegende: Die Lehre eines Apologeten im 2. Jahrhundert über den göttlichen Heiland Jesus Christus mit ganz besonderer Genugtuung zu begrüßen sein. Freilich muß hier der wohl aussichtslose Wunsch unmittelbar angeknüpft werden, es mögen gebildete Gegner solche Schriften auch zur Hand nehmen und durchstudieren!

Nicht als ob bis heute keine Schriften über Justin, den ersten Kirchenvater, den scharfsinnigen katholischen Apologeten im Philosophenmantel vorgelegen wären! Dem Verfasser standen die Arbeiten von Weizsäcker, Stählin, Engelhardt, Gemisch, De Puiseau, Aubé, Bonwetsch, Sprinzl (in unserer Quartalschrift 1884—1886) . . . zu Gebote, aber so eingehend, gründlich und vielseitig ist die Lehre des heiligen Justinus noch nirgends behandelt worden wie hier. In der Einleitung S. 1—43 macht uns Verfasser bekannt mit Justin, dem ersten bedeutenden christlichen Apologeten ausgerüstet mit einer ausgebreiteten philosophischen Bildung — sagt er ja von sich selbst: *Μακρὰ γὰρ λόγων ἐμπαιδείη κατέβη* (Maz. 2, 26). *Περὶ ἀποστ.* 10, 246), ein vorzüglicher Kenner der Schriften Sokrates' und Platon's, verwandte er sein ganzes reiches Wissen darauf, um die Dogmen der eben aus der Verborgenheit herausgetretenen Kirche gegen ihre zahllosen Feinde zu verteidigen. Auch als historischer Zeuge ist Justin ungemein wertvoll. Wir wüßten wohl sehr wenig von der Art und



Weise der eucharistischen Feier der ersten Christen, von der Arlandisziplin u., wenn wir die erste Apologie Justins nicht hätten. Nach mancherlei einleitenden Bemerkungen (Zeit und Ort der Abfassung der Schriften, ihr Zweck, ihre sprachlichen Eigentümlichkeiten), geht Verfasser im 1. Kapitel des I. Teiles (das ganze Buch besteht aus drei Teilen) daran, aus dem heiligen Justin das Christentum als Lehre einer neuen Philosophie darzustellen, insofern das Christentum die einzig wahre Philosophie ist, und insbesondere die Vollendung und Erfüllung des Alten Testaments. Daran schließen sich streng logisch die Beweise für die Messianität Christi aus den Weissagungen, den Wundern, dem Selbsteignis Jesu sowie aus der inneren Kraft des Christentums (Erhabenheit und Einfachheit der Lehre, moralische Wirkungen, Umwandlung der Menschen, Pflege der schönsten Tugenden, die große Ausbreitung u.). Mit Recht präzisiert Feder genau den justinischen Standpunkt zur Logoslehre im 1., 2. und 3. Kapitel des II. Teiles. Denn lange Zeit, bis auf Denis Petau hielt man auf katholischer Seite Justins Lehre frei von wesentlichen Irrtümern. Der λόγος ist bei ihm freilich eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, wahrer Gott, gehört zur Trinität und übt göttliche Tätigkeiten aus. Doch lehrt Justin bezüglich des Verhältnisses des λόγος-Sohnes zum Vater einen gewissen mittleren Subordinatianismus, nach dem der Sohn zwar wahrer Gott, aber der Natur nach dem Vater nicht völlig gleich ist, und einen persönlichen Subordinatianismus, nach dem der Wille des λόγος dem des Vaters untergeordnet ist. Es war ein glücklicher Gedanke, im unmittelbaren Anschluß Stellung zu nehmen zum Fortschritt in der Geschichte der Dogmen, insofern eine zum Glaubenssatz, zum depositum fidei gehörige Wahrheit in der Zeit und mit der Zeit im Glaubensbewußtsein der Christen hervortritt.<sup>1)</sup> Damit wird der unbewußte Irrtum des heiligen Justinus wissenschaftlich und sittlich vollkommen entschuldigt. Im 4. und 5. Kapitel lernen wir das Verhältnis des λόγος zum Heiligen Geiste bei Justin kennen. Es folgen die verschiedenen Namen des λόγος, die Quellen der justinischen Logoslehre u. Als Schlussfolgerung der zahlreichen Prämissen läßt Feder die These aus: Der justinische λόγος steht auf biblischem Boden, und nicht auf griechischem oder alexandrinisch-jüdischem.

Nachdem bei Justin „die Lehre von der Gottheit Jesu Christi den Mittelpunkt der Polemik bildet und die Seele seines ganzen Denkens und Fühlens“ ausmacht, folgt ihm Feder billig nach. Von S. 155—180 entwickelt er die Christologie, S. 180 bis zum Schluß die Soteriologie mit vielen dazugehörigen Nebenbemerkungen und Anmerkungen. Daß Justin ein Anhänger des gemäßigten Chiliasmus ist, ist bekannt. Es werden genau die Schriftstellen, auf die er sich stützte, angegeben; eine „kindlich-naive Literalerregese mit philosophischem Raisonnement“ tragen die Schuld in der Auslegung der zitierten Schriftstellen für das Millenarium. Kleinere Irrtümer Justins, wie über das Verhältnis Gottes zur Welt u. seien übergangen, die λόγος-Lehre habe ich breiter ausgeführt, weil hier ein Jahrhundert dauernder Irrtum waltete. — Auszustellen gibt es blutwenig. Ob die Fragmente 1—4 (bei Otto, Corpus apol. christ. III) ganz gewiß echt sind? Vardenhewer meint nur, es scheinen manche Fragmente, die bei de Otto gesammelt sind, auf Echtheit Anspruch erheben zu können (Patrologie<sup>2</sup> S. 48). Wenngleich Justin lieber ein *πλεονέκων καὶ φιλαλόγης* war als ein *εὐλόγος*, so scheint mir doch die Kritik der sprachlichen Eigentümlichkeiten Justins etwas zu streng zu sein. Justin schreibt schlecht und unlogisch und ist durchaus kein Stilist; das ist richtig, aber nur generativ. Im Dialog mit Tryphon wird seine Sprache lebendiger, nimmt eine

<sup>1)</sup> Vgl. dazu aus neuester Zeit den geistvollen Aufsatz „Die Entwicklung des katholischen Dogmas“ von Univ.-Prof. Dr. Josef Mausbach im „Hochland“ 1906, 10. Heft, S. 406—417.

gewisse Kraft und Wärme an und erhebt sich sogar zu einem gewissen Schwunge (Bardenhewer a. a. O. S. 49). Und was speziell die erste größere Apologie anbelangt, so suchte Behöfer nachzuweisen, daß sie eine nach allen Regeln der zeitgenössischen Rhetorik kunstgerecht entworfene, wenngleich vielfach von ihrem Thema abschweifende Rede sei. Beim „Leben Jesu nach Justin“ hätte ich auch dort, wo er die Einsetzung des Altarsakramentes beschreibt (D. 117, 416 C etc.) hier heißt es ausdrücklich: in der Eucharistie des Brotes und Weines], eine Zurückweisung Harnacks gewünscht, der unbegreiflicherweise die Behauptung aufgestellt hat, Justin bezeichne Brot und Wasser als die Materie der heiligen Eucharistie (vgl. Harnack, A., Texte und Untersuchungen VII, 2 [1891], 115–144). Doch ist die Frage beim Kapitel: Christus als Hoherpriester, S. 221 in aller Bestimmtheit berührt und sind auch die Gegner Harnacks in dieser Materie Zahn, L. Duchesne, Funk und Ehrhard mit ihren Gegenschritten genau angegeben — Jeders vorliegende Monographie besitzt hohen wissenschaftlichen Wert. Er verfügt über eine staunenswerte Kenntnis der Schriften Justins und der gesamten einschlägigen Literatur bis auf die neueste Zeit. Die Literatur wurde auch — was die Hauptsache bleibt — musterhaft bewertet, nicht kompilatorisch, sondern gründlich-wissenschaftlich und systematisch, über dem beherrschten Stoff steht das reife, spekulative Urteil des gelehrten Verfassers. Möge das Buch in viele Hände kommen und überall den gleichen Erfolg haben wie bei mir: die Kenntnis der altchristlichen Literatur zu vergrößern und von Hochachtung und tiefster Ehrfurcht gegen den gewaltigen Apologeten des 2. Jahrhunderts erfüllt zu werden!

Lasberg im Mühlkreis.

J. Gspann.

### 5) Der mosaische Schöpfungsbericht in seinem Verhältnisse zur modernen Wissenschaft.

Von Albert Gnanndt, t. u. k. Feldkurat. Mit oberhörtlicher Druckerlaubnis. Graz 1906. Verlagbuchhandlung „Styria“. 8°. XI. 170 S. K 1.60 = M. 1.40.

Der Verfasser dieser Broschüre läßt sich angelegen sein, zu zeigen, daß alle wahren wissenschaftlichen Entdeckungen zur Bestätigung der mosaischen Kosmogonie geführt haben, obgleich es nach seiner Ueberzeugung die Aufgabe der biblischen Urkunde nicht war, uns über naturwissenschaftliche Fragen zu belehren. Ob Gnanndt in der Ausführung seines Vorhabens stets glücklich war? Wenn man S. 33 liest: „Das hebräische, in der Vulgata mit lux übertragene Wort *or* deutet auf ein leuchtendes Fluidum hin, das ganz identisch mit jenem kalorischen, elektrischen und magnetischen Fluidum ist, dessen Entdeckung zu den schönsten Errungenschaften der modernen Wissenschaft gerechnet werden muß“, so drängt sich einem nur zu leicht das Dichterwort in den Sinn: „Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube.“ Wie so fern war bei jener Annahme eine regelmäßige Aufeinanderfolge von Tag und Nacht möglich? Den vierten Schöpfungstag sucht Gnanndt auf folgende Weise mit der Wissenschaft in Einklang zu bringen: er geht von der Hypothese des englischen Astronomen Herschel aus, nach der die Sonne aus drei konzentrischen Sphären besteht, deren äußerste die uns erleuchtende und erwärmende Feuerkugel ist. Dann folgt die Sonnenatmosphäre und endlich der Sonnenkern, dessen Mittelpunkt kalt genug ist, um bewohnt werden zu können. Am vierten Tage nun hat Gott der Sonne, deren Erschaffung in den Worten enthalten ist: *in principio creavit Deus coelum* (nicht: *Deus creavit*, wie es beständig bei Gnanndt heißt), bloß jene feurige Scheibe beigelegt, die ihr Licht und ihre Wärme auf uns zurückwirft. Denn es heißt: *Plant luminaria* (S. 72 ff.). Herschels Hypothese jedoch widersprechen Zechi und der wegen seiner Theorie der Sonne gefeierte C. Braun (der unserm Verfasser unbekannt zu sein scheint: Ueber Kosmogonie vom Standpunkt christlicher Wissenschaft nebst einer Theorie der Sonne v. J. Aufl. Münster 1905)! — Der Abhandlung über das

Hexaëmeron ist ein kurzes Kapitel: de Deo uno et trino vorausgeschickt; ihr folgen verschiedene Dinge, z. B. den Atheismus, die Lage des irdischen Paradieses betreffende „Bemerkungen.“

Die Angabe der vom Autor benützten Werke ist nicht immer eine genaue. Hier und da begegnet man Zitaten ohne Nennung der Quelle. Hinsichtlich der auf dem Schlußblatte erwähnten Aufgabe, die der Verfasser für die Zukunft sich gesetzt hat, erlauben wir uns hinzuweisen auf Kneller, Das Christentum und die Vertreter der neueren Naturwissenschaft. 2. Aufl. Freiburg i. B. 1904. Hier wird derselbe einen Großteil seines Problems bereits gelöst finden.

Is. 14, 12 ff. hat zum Engelfall keine Beziehung (S. 21). Moses als den ältesten unter allen Verfassern bezeichnen, wie dies S. 75 geschieht, ist historisch falsch. Wenn auch noch so gut gemeint, ist doch S. 114 die Uebersetzung von Elohim Gen. 1, 27 mit Götter unsatthast. Zu S. 147 ist zu bemerken, daß wohl Phrat immer mit Euphrat identifiziert wurde, nicht aber Hiddekel immer mit Tigris. S. Bicholle, Historia sacra A. T. Ed. 5. Vind. 1903. pag. 29. Bei Besprechung der Lage des Paradieses hulbigt Gnanadt vielleicht wider Willen der neuesten Richtung der Exegese: S. 150, Anm. 2. Wenn der Verfasser S. 161 schreibt, die von Rajetan vertretene allegorische Erklärung der Erschaffung des Weibes habe bis zur Stunde noch keine Anhänger gefunden, auf der nächsten Seite aber dann seine Verwunderung ausdrückt, daß man in deutschen Kreisen sich jener Theorie zuwende, so gerät er mit sich selbst in offenen Widerspruch. — Erheiternd wirkt der Druckfehler Plattmachung der Polen, S. 32. Auf derselben Seite, Anm. 3, findet sich noch ein anderer Druckfehler: S. die von Cornelius und Lapide zusammengestellten Auslegungen. . .

Die Handhabung der Sprache ist oft eine merkwürdige. S. 33 lesen wir: Der heilige Augustin, der heilige Ambrosius, der heilige Basilus, alle Kirchenväter bis auf den heiligen Thomas von Aquin und Leibniz. Also auch Leibniz ein Kirchenvater? S. 86 heißt es: Die Dichter nahmen die Flügeldecke öfters zum Gegenstande ihres Fluges! Wiederholt stößt man auf den Ausdruck: schöpfender Gott, schöpfendes Wort oder Werk.

Für populär-wissenschaftliche Vorträge enthält Gnanads Schöpfungsbericht manches Brauchbare.

Hohenzell (Oberösterreich).

Dr. Frühstorfer.

- 6) **Das Alte Testament in der Mischna.** Von Dr. Georg Mcher. (Biblische Studien, XI. Band, 4. Heft). Gr. 8°. Z. XVIII und 182. Freiburg i. Br. 1906. Herdersche Verlagshandlung. M. 4.60 — K 5.52.

Vorliegendes Werk wird gewiß mit allgemeiner Freude begrüßt, da es einen Gegenstand behandelt, der gerade jetzt bei dem großen Interesse für die „Bibel“ vollste Beachtung verdient. Im Vormorte (VII—X) bemerkt der verehrte Verfasser mit Bezug auf die Aufgabe und den Plan dieses schönen Werkes, es handle sich ganz besonders darum, sich in die Literatur und Denkweise des nachbiblischen Judentums hineinzufinden, zumal da Jahr für Jahr die Hilfsmittel sich mehren; notwendig aber sei es, auf diesem Gebiete, das neben großer Gelehrsamkeit gewöhnlich noch der traditionelle Autoritätsglaube beherrscht, wissenschaftlich erst eine Grundlage zu schaffen. Zum ersten Mal finden wir nun in diesem Werke ein System der ältesten palästinensischen Schriftklärung (Exegese), nämlich der ersten zwei nachchristlichen Jahrhunderte, soweit sie in dem Gesetzesbuche der Mischna vertreten ist. Durch vorliegende systematische Bearbeitung bietet uns der Herr Verfasser wirklich vortreffliche Einblicke in den Geist dieser „Schriftauslegung“ und ein einheitliches Bild betreffs der in der Mischna vorkommenden Bibelstellen. Nach der Inhalts-



anzeige werden (XIII—XVII) Texte, Zitierungsweise, Abkürzungen der Mischnatrattate, Literatur in ausführlicher Weise erörtert. In der Einleitung bespricht Herr Verfasser zunächst eingehend und klar die älteste rabbinische Literatur (Periode der Tannaim) in den zwei Formen: 1. Als Midraschim (Kommentare) — die Halacha (Gesetzliches) und auch die Haggada (Erbauung) enthaltend; 2. als systematische Sammlungen: Mischna und Josephta (Ergänzung) und gliedert hierauf die Abhandlung selbst in folgende zwei Teile. I. Teil (S. 5—53): „Welche Ansichten treten in der Mischna direkt oder indirekt über die Schrift hervor?“ (oder: Die Wertung der Heiligen Schrift in der Mischna). Dieser Teil enthält drei Abschnitte: 1. Wie stellt sich die Mischna zum Kanon? (S. 5—34); 2. Kennt die Mischna einen Wertunterschied der einzelnen Bücher? (34—47) und 3. Welche Eigenschaften schreibt die Mischna der Heiligen Schrift zu? (S. 47—53). — Die Heiligkeit, die Inspiration, die Kanonisation hat jedenfalls den Begriff nicht geschaffen, sondern bereits vorgefunden; die Irrtumslosigkeit u. s. w. (S. 47 ff.). Der II. Teil (S. 53—140) beantwortet in gründlicher, sehr interessanter Wendung die Frage: „In welcher Weise verwendet die Mischna die Heilige Schrift?“ (oder: Die Verwertung der Heiligen Schrift in der Mischna), und zwar in drei Abschnitten: 1. Halacha und Haggada. Ihr Verhältnis zur Heiligen Schrift (S. 53—67). 2. Die Schriftanwendung in der Mischna (S. 67—107) und 3. Die Schriftauslegung in der Mischna (S. 107—140). Schon aus den hier angeedeuteten Ueberschriften ist zu ersehen, wie reichhaltig und wie überaus bedeutsam der hier meisterhaft durchgearbeitete Gegenstand sein mag. Nur auf einige sehr interessante, informierende und wichtige Seiten hinzuweisen, möge dem Rezensenten gestattet sein: so z. B. S. 9 (betreffs der Ketubim); S. 10, 14 (dogmatische Bedeutung des Kanons); 22 (wie die heiligen Schriften die Hände verunreinigen); 41 ff. (über die Zitationsformeln); 56f. (Vergeltungsgebante); 67f. (sehr praktisch bezüglich der Schriftanwendung: die Schrift auslegen, in die Schrift hineinlegen). Sehr sinnig und belehrend sind die unter den drei Hauptgesichtspunkten näher erörterten, durch die einschlägigen Schriftsteller beleuchteten hermeneutischen Grundsätze (S. 68—107). Nicht weniger spannend ist die Schilderung der unter zwei Hauptpunkte zusammengefaßten, in mehreren Unterabteilungen anschaulich vorgeführten exegetischen Normen bei der Schriftauslegung in der Mischna (S. 107—140): die Schrift wird nicht um Aufschluß gefragt, die Sorge geht vielmehr dahin, sie für den aufgestellten Satz um jeden Preis zu gewinnen, nötigenfalls so zu wenden und zu drehen, daß sie als Bestätigung angesehen werden kann. Im Schluß (S. 141—170) werden die sieben hermeneutischen Grundsätze Hillels, die 13 Middoth Rischmaels und die 32 Regeln Eliezers auseinandergelegt, verglichen und ganz richtig beurteilt; schließlich sodann die Frage nach der Priorität der Mischna oder des Midrasch deutlich erörtert (S. 154 ff.). Die Mischna ist älter als der Midrasch; in der jetzigen Mischna aber und dem jetzigen Midrasch finden sich gemeinsame Stellen, die eine dritte gemeinsame Quelle fordern, welche zeitlich ziemlich sicher bestimmt werden kann (S. 167).

Ein ausführliches Register (S. 171—181) mit Bibelstellen, Mischnastellen und Tannaim leistet dem Genuße des Wertes sehr gute Dienste. —

Die ganze Darstellung dieses höchst einnehmenden Gegenstandes ist von einer Lebendigkeit durchweht, die den Leser immer mehr fesselt und von der er sich gern gefangen nehmen läßt. Die Erörterungen beruhen durchwegs auf Tatsachen, die der verehrte Verfasser mit wahrer Begeisterung schildert. Die Sprache ist dem exegetischen Charakter des Wertes ganz angemessen. Der schöne korrekte Druck und die gute Ausstattung empfehlen das vorliegende Werk auch äußerlich aufs beste. Als wärmste, aufrichtigste und allseitige Empfehlung dieser vortrefflichen Bearbeitung möchte Rezensent folgenden Wunsch aus tiefstem Herzensgrunde hier aus-

sprechen: der verehrte Verfasser will mit gegenwärtiger Studie christlichen Theologen Vorarbeiten zu einer Darstellung der Hermeneutik der neutestamentlichen Schriftsteller liefern; diese Aufgabe hat er auch in eminenter Weise gelöst; nun aber unsere innigste Bitte: es möge der hochgeehrte Verfasser denn auch dieser allerdings sehr mühevollen Arbeit sich unterziehen und vermöge seiner allbekannten Tüchtigkeit und Gründlichkeit uns bald mit einer schönen Darstellung der neutestamentlichen und mischnaischen Hermeneutik überraschen, wofür wir ihm jetzt schon den wärmsten Dank entgegenbringen.

Prag.

Dr. Leo Schneedorfer.

- 7) **Psalterium juxta Hebraeos Hieronymi** in seinem Verhältnis zu Masora, Septuaginta, Vulgata mit Berücksichtigung der übrigen alten Versionen untersucht von Jakob Ecker, Dr. Theol. Phil., Professor der Exegese Alten Testaments und der hebräischen Sprache am Priesterseminar zu Trier. Trier 1906. Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei. Gr. 8°. 108 S. M. 2. — = K 2.40.

Zum Bischofsjubiläum in Trier 1906 haben die Professoren des dortigen Priesterseminars eine Festschrift herausgegeben, aus welcher einzelne Abhandlungen, darunter auch oben angeführte von Prof. Ecker, einzeln erschienen und käuflich sind. Ecker, besonders durch sein umfangreiches und gediegenes Lexikon zum lateinischen Psalter „Porta Sion“ und durch die Herausgabe einer „Katholischen Hausbibel“ und einer „Katholischen Schulbibel“ rühmlichst bekannt, hat sich ein ebenso schwieriges als zeitraubendes Thema gewählt, das er in glänzender Weise behandelt. — Neben der doppelten Revision des Psalteriums, der einen nach der *novus* der LXX (Psalterium Romanum), der anderen nach der Hexapla Origenes' (Psalterium Gallicanum), hat der heilige Hieronymus im Jahre 392 auf Bitten seines Freundes Sophronius die Uebersetzung der Psalmen juxta hebraicam veritatem unternommen, eine Arbeit, die leider nicht genug gekannt und gewürdigt wird. Denn viele an sich dunkle Stellen des Vulgatatextes erhalten daraus Licht. Diese Psalmenübersetzung Hieronymus' unterzieht nun Ecker einer eingehenden kritischen Behandlung, indem er sie mit dem masoretischen Texte, der LXX und Vulgata, sowie verschiedenen anderen alten Versionen (Peschitto, Targum, Aquila, Symmachus, Theodotion, Quinta, Sexta, Aethiop., Arab. v.) vergleicht, um zu zeigen, wo Hieronymus in Uebereinstimmung ist mit den Masoreten und den Siebzig und wo er sich von diesen unterscheidet, oder wo er mit der jetzigen Auffassung von Psalmenstellen übereinstimmt gegen Septuaginta-Vulgata oder mit diesen harmoniert gegen die jetzige Erklärung oder endlich an welchen Stellen er gegen Septuaginta-Vulgata und die jetzige Auffassung übersetzt. Ecker zeigt ferner, wie der gelehrte Kirchenvater bildliche Ausdrücke, die Septuaginta-Vulgata erklärend umschrieben, wörtlich wiedergegeben hat, so daß auch hierin seine Uebersetzung vor LXX-Vulgata vorteilhaft absticht. Eine Reihe von Zusätzen, die in der griechisch-lateinischen Psalmenübersetzung sich finden und nicht genügend motiviert sind, hat Hieronymus mit Recht weggelassen. Auch in formaler Hinsicht steht seine Uebersetzung über den Vulgatapsalter. So hat er z. B. an Stelle mancher griechischen Fremdwörter lateinische Ausdrücke gebraucht. Es findet sich verhältnismäßig wenig Gemeinsames in der neuen Uebersetzung des Hieronymus und seinem Vulgatatexte. Im II. Teile bringt Ecker 50 ausgewählte Psalmen des Psalterium juxta Hebraeos Hieronymi mit zahlreichen Verweisen auf textkritische Bemerkungen im I. Teile. — Eckers neueste Publikation wird für textkritische und exegetische Übungen am Psalterium hervorragende Dienste leisten. Zu wünschen wäre nur, wenn ein Stellenverzeichnis beigegeben wäre, in dem wenigstens die wichtigeren besprochenen Stellen angeführt werden.

Wien.

Univ.-Prof. Dr. J. Döllner.

8 **Casus conscientiae in praecipuas quaestiones Theologiae Moralis.** Von Dr. Karl Ejezeflik, Professor der Moralthologie im Seminar zu Tarnow. Tarnow 1906. IV. u. 384 S. Mit kirchlicher Druckerlaubnis.

Wie der hochw. Herr Verfasser in der Vorrede hervorhebt, haben ihn hauptsächlich zwei Gründe bestimmt, den schon bestehenden Büchern ähnlichen Inhaltes dieses hinzuzufügen, nämlich die neuauftauchenden Fragen im allgemeinen und die der polnischen Nation eigenen im besondern. Daraus darf man jedoch keineswegs folgern, diese Kasus-Lösungen verdieneten nicht einen weiteren Leserkreis; denn die hauptsächlich Polen berückichtigenden Kasus sind nicht so zahlreich, daß sie der allgemeinen Brauchbarkeit des Buches Eintrag täten. — Diese Kasus Consc. zeichnen sich bei dem geringen Umfange des Buches (384 S.) aus durch eine staunenswerte Reichhaltigkeit (705 Kasus) und Abwechslung, Klarheit und Kürze in der Darstellung, kurze und bündige Lösung. Bei der manchmal großen Meinungsverschiedenheit ist freilich nicht zu erwarten, daß letztere jeden Theologen befriedigen werden, was wohl keinem ähnlichen Buche gelingen wird. Uebrigens hat der hochwürdige Herr Verfasser stets solide Beweise und gewichtige, ältere und neuere Autoren ins Feld geführt. — Eine weite Verbreitung, welche das Buch verdient, ermöglicht ohne Zweifel dessen niedriger Preis (ist mir zwar unbekannt, wird aber in Anbetracht des geringen Umfanges nicht hoch sein können), der es auch den Theologiestudierenden leicht ermöglicht, sich dieses wirklich praktische Buch anzuschaffen. Bei einer Neuauflage des Buches wäre es wünschenswert, daß die ziemlich zahlreichen Druckfehler und einzelne lexikalische und stilistische Unebenheiten beseitigt, wohl auch manche sachliche Verbesserungen angebracht würden; es ist aber nicht der Mühe wert, dergleichen hier anzudeuten, weil dieselben numerisch und sachlich zu unbedeutend sind, um das gute Urtheil über das vorliegende Buch herabstimmen zu können. Einzelne Bemerkungen werden selbstverständlich auf Wunsch dem hochwürdigen Herrn Verfasser gerne zur Verfügung gestellt.

Klagenfurt.

W. Wetj S. J.

9 **Apologetische Vorträge.** Von Dr. Anton Feinz, Divisionsparrer. Freiburg i. Br. 1906. Herder. 12°. 234 S. M. 2.40 = K 2.88. (Geb. M. 3. — = K 3.60.)

Apologetischen Vorträgen begegnet man in der heutigen Literatur ziemlich oft, manche legt man aber enttäuscht beiseite. Das könnte ich nun von den vorliegenden nicht behaupten; im Gegenteil, je länger man den Ausführungen folgt, desto interessanter findet man sie. Der Verfasser hat kein gelehrtes Publikum vor sich, sondern den gewöhnlichen Durchschnittsmenschen. Auf packende Weise, mit trefflichen, markanten Vergleichen, kurzen, entsprechenden Beispielen weiß er seinen Zuhörern den oft schwer zu behandelnden Gegenstand überzeugend und klar darzulegen. Rhetorischen Schwung und tiefe Gedanken darf man bei ihm nicht suchen; er bewegt sich mehr im militärischen Commandoton. Dafür aber verrät jedes Wort praktischen Sinn und den Feind leeren Wortschwall. Logisch geordnet sind die Vorträge nicht, aber sie berühren die wichtigsten Fragen: über Gott, über den Menschen und seine Abstammung, über die Seele, über den Erlöser, ja auch über die Bibel, die Wunder und den Papst. Die Beweisführung ist nicht immer die glücklichste, so hätte bei den Beweisen für die Existenz Gottes mehr auf einen persönlichen Gott aufmerksam gemacht werden müssen, und daß die Apostel selbst Christus gesehen und gehört haben, beweist für die Reinheit der Lehre Christi, wie sie heute vorgetragen wird, nichts oder wenig. Aber das sind Ausnahmen, im allgemeinen ist die Beweisführung klar und packend und trotz ihrer Kürze nicht trocken. Bei



aller Originalität der Darstellung dürfte denn aber doch manchmal der Ausdruck etwas gar zu militärisch „schneidig“ sein. So zieht es z. B. der Verfasser vor, Säfels „eiveißhaltige, formlose Masse“ auf gut deutsch ein „Dr—ckklümpchen“ zu nennen, eine dünne „schwapplige“ Masse; auf S. 29 weiß er uns von „Reichstrüppeln“, „Entwicklerei“ und Hühnern zu erzählen, die nicht auf Eiern, sondern auf „Dampfnudeln oder Billardkugeln“ brüten und bergleichen mehr. Die Grenze zwischen Popularität und Trivialität ist eben schwer zu ziehen; wir dürfen aber nicht vergessen, daß der Verfasser in der Militärseelsorge tätig ist, wo man sich etwas kräftigerer Ausdruck bedient.

Zum Schluß hat der Herr Verfasser für seine Herren Konfratres noch einige Eides- und Kaiserpredigten hinzugefügt, große und bedeutungsvolle Worte in feierlicher Stunde, aber dabei schlicht und praktisch. Das Buch wird gewiß nicht nur in den Kreisen, für die es besonders geschrieben ist, Anklang finden, sondern auch manchem anderen eine willkommene, gesunde Lesung und kräftige Belehrung bieten.

Krafsau. P. Moiss Starke S. J., Prof. d. Kirchengeschichte.

10) **Manuale Theologiae fundamentalis**, usui scholarum et privato accommodatum, auctore P. Angelo Stummer, O. Capucc. Prov. Tirol. sept. Definitor et Lector Theologiae approbato. Cum approbatione ecclesiastica. Innsbruck 1907. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung. 8°. XXV und 563 S. K 6.—, M. 6.—, Fr. 7.50.

Wohl niemand ist mehr geeignet, ein gutes, zuverlässiges und praktisches Schul- und Lehrbuch zu schreiben, als der Mann der Schule und Erfahrung. Ein solches Werk liegt uns hier vor; es ist die schöne, reife Frucht einer vieljährigen Lehrtätigkeit, die der Verfasser als Lektor der Philosophie und Fundamentalthologie nacheinander ausübt. Das Werk präsentiert sich als Lehrbuch der Fundamentalthologie nach dem in den österreichischen theologischen Lehranstalten eingeführten Studienplan und zeichnet sich durch jene Vorzüge und Eigenschaften aus, die von einem mustergiltigen Lehrbuch gefordert werden: vollendete Klarheit, Genauigkeit und Bestimmtheit des Ausdruckes, übersichtliche, konsequente und wohlthuende Anordnung, schöne und würdevolle Diktion, vollständige und gründliche Behandlung des Stoffes bei relativer Kürze, sachliche und maßvolle Widerlegung der Gegner, streng kirchlicher Geist.

Schon der Prospekt imponiert durch seine klare und logische Gliederung, seinen natürlichen Gedankengang und die Präzision der Thesen und sticht hierin sehr vorteilhaft von vielen ähnlichen Werken ab. Es war ein glücklicher Gedanke, eine Synopsis oder Literaturangabe voranzustellen, die leider nahezu in allen diesbezüglichen Lehrbüchern vermisst wird. Tirol nimmt darin eine ehrenvolle Stelle ein; es scheinen auf Gabriel Rätisch von Graun 1755, P. Albert Knoll O. Cap. 1852 und öfter durch Morandi, Dr. Franz Egger, P. Norbert Stock O. Cap., Kardinal Franzelin S. J. (in Tirol erschienen gleichfalls Hurters und Stentrups Auflagen). Mit eigenem Geschick hebt der Verfasser die Fragepunkte, den status quaestionis, stets klar und bündig hervor, stellt die Behauptungen in Thesenform auf und erläutert den Sinn der Thesen nach ihren logischen Gliedern: alsdann werden ihre Teile mit logischer Schärfe begründet, entweder aus der Vernunft, oder je nach Beschaffenheit des Stoffes aus der Heiligen Schrift und Tradition; meist schließen sich daran zutreffende Scholien, oder aber eine sachgemäße Widerlegung der fraglichen Irrtümer; die gangbarsten Einwürfe der Gegner werden in syllogistischer Form kurz und schlagfertig zurückgewiesen. Die Zitate der Heiligen Schrift werden nach P. Heßenaus kritischer Ausgabe nicht mosaikartig, wie dies leider oft in dogmatischen

Werken geschieht, bloß angeführt, sondern es wird ihre Beweiskraft mit ergetischer Wissenschaftlichkeit dargelegt; die Väterstellen sind glücklich ausgewählt und kritisch genau nach Migné angegeben, jedoch die schönen Stellen vom heiligen Bonaventura nach der ausgezeichneten Ausgabe von Quaracchi. Das Vatikanum (nach der Collectio Lacensis) dient dem Verfasser stets als der sichere Wegweiser. Als besonders glanzvoll schienen uns die Abschnitte über die Natur der Religion, über die Wunder, über die Gottheit Jesu Christi, und vor allem der ganze Teil über die Kirche, einschließlich der Traktat über das Verhältnis zwischen Glauben und Wissen. Der Verfasser beherrscht vollkommen die ganze einschlägige Literatur und verwertet sie ab und zu in selbständiger Weise. Ein ausführliches und glücklich angelegtes Sachregister erhöht den praktischen Wert des Werkes. Dasselbe erscheint wie aus einem Guß. Manch brennenden Fragen gegenüber tritt der Verfasser eine nüchterne, gemäßig konservativ Richtung. Ausstattung und Druck sind vornehm, der Preis sehr mäßig.

Für eine zweite Auflage möchten wir wünschen, daß bei den Zitaten aus St. Bonaventura auch das fragliche Werk genau zitiert werde; nicht jeder hat die Ausgabe von Quaracchi zur Hand; durch die Anführung der Werke lernen die Alumnus auch die Titel der Bücher des Kirchenlehrers kennen. Das Christus-Kapitel bei Josephus Flavius dürfte auch kritisch begründet werden. Dann könnten die Zeugnisse der heidnischen Klassiker für Christus etwas ausführlicher behandelt und noch einige hinzugefügt werden. Zum Beweis für die Gottheit Christi aus den Weissagungen des Alten Testaments könnten wohl auch die Real- und Personaltypen als Scholien angereicht werden. Einige wenige Thesen schienen uns der Form nach fast zu lang; sie ließen sich etwa doch in zwei oder drei kurze selbständige Thesen auflösen.

Innsbruck.

Lektor P. Franz Tischler O. Cap.

# 11) **Naturwissenschaft und Glaube.** Angriff und Abwehr.

Von P. Martin Gander O. S. B. Einsiedeln 1906. Benziger. Kl. 8°.

164 S. In Feinwand gebd. M. 1.50 = K 1.80.

Glaubenslose Vertreter der modernen Naturwissenschaft verwerten die Erfolge, die in der Erkenntnis der materiellen Welt errungen worden sind, zur Verbreitung von Ideen, die das Christentum unterwühlen sollen. Gerade auf diesem Gebiete werden die meisten Einwürfe gegen unsere heilige Religion erhoben. Die vorliegende Schrift ist nun bereits das achte Bändchen der bei Benziger erscheinenden naturwissenschaftlichen Bibliothek, die eben den Zweck hat, dem gebildeten Laien in naturwissenschaftlichen Fragen das volle Beweismaterial für die christliche Naturanschauung kurz und klar und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit beizubringen. Gander, aus dessen Feder die sechs ersten Bändchen herrühren, behandelt in diesem Bändchen 50 Fragen, die alle von aktuellem Interesse und ausschließlich naturwissenschaftlichen Inhaltes sind, ganz im Geiste der früheren, die all-gemein gut aufgenommen worden sind. Solch apologetische Schriften sind in unserer sturmbelegten Zeit eine wahre Notwendigkeit, verschaffen auch den Nichtfachleuten die nötige Orientierung und beleuchten die Harmonie zwischen Glauben und Wissen.

Innsbruck.

Lektor P. Franz Tischler O. Cap.

# 12 **Marianum Moguntinum.** Geschichte der Marienverehrung

und der Immaculata Tradition im Bistum Mainz und am Mittelrhein.

Von Franz Falk. Mainz 1906. Druck und Verlag: Verlagsbuchhand-

lung. Gr. 8°. XII und 217 S. Geh. M. 2.50 = K 3.—, gebd.

M. 3.50 = K 4.20.

Der bereits durch eine Reihe von Jahren unermüdlich tätige Archivar der Mainzer Diözese hat in diesem neuesten Werke die Ergebnisse sorg-

fältiger Forschungen über die Marienverehrung seiner Gegend niedergelegt; er hat zugleich für die gesamte Geschichte derselben sehr wertvolle Aufschlüsse, und zwar durch die in unveränderter Form gegebenen Originaldokumente gebracht. Von dem ersten Dom und dem ersten Kloster in Mainz, welche Marien noch vor der karolingischen Zeit geweiht waren, beginnt der Forscher seine Wanderung und Mäurerung durch die Reihenfolge der Jahrhunderte, indem er Kirchen, Altäre, Feste, Predigten, Vitaneien, Lieder, Bilder, Glocken, Bruderschaften, Gebete, kurz alles, was auf Maria Bezug hat, bespricht. Uebrigens hat auch Mainz an Kirchen, an alten Druck-erzeugnissen, an Werken der Kunst und Frömmigkeit Hervorragendes aufzuweisen. Besonders interessiert uns die Marienpredigt des Rhabanus Maurus (S. 18, 19), die älteste Muttergotteslitanei aus der Marthause St. Michael vom 12. Jahrhundert, das Hohelied von Meister Heinrich, genannt Frauenlob (S. 58 ff.), Wimpfeling's Dreifacher Marienglanz (S. 81 ff.) und des Abtes Trithemius Verteidigung der Unbefleckten (S. 84 ff.). Für die Feier des Festes Conceptionis B. M. V. in Mainz werden aus dem 14. und 15. Jahrhunderte schätzenswerte Daten gebracht. Das erste in deutscher Sprache zu Mainz gedruckte Buch, das jetzt nur in drei Exemplaren zu finden ist, enthält einen schönen Beleg für den Glauben an die Unbefleckte Empfängnis; derselbe findet sich S. 72—73 abgedruckt; dieses Buch, betitelt: „Der sicher Jngang der Hymel“, erschien in den Sechziger-Jahren des 15. Jahrhunderts bei Peter Schöffer. Das Titelbild des Marianum, eine Phototypie, hat eine Elfenbeinschnitzerei des Mainzer Museums aus dem 10. Jahrhundert zum Original, die Marien auf dem Throne darstellt, mit dem Jesuskinde auf dem Schoße. Wenn wir einen Wunsch äußern dürften, beträfe er die weitere Nachforschung nach den Kenien der marianischen Kongregationen, welche in Mainz jährlich von den Jesuiten verausgabt wurden. In alten Klöstern und Bibliotheken könnten sich noch viele unbeschriebene vorfinden. Ist es ja dem Schreiber dieser Zeilen bisher gelungen, durch Nachforschung in den Stiftsbibliotheken des Bundes Oberösterreich die fast ununterbrochene Reihe der Kenien (mit Ausnahme 1680, 1689 und 1697) von der alten akademischen Kongregation zu Linz vom Jahre 1678 bis 1783 aufzufinden und zu verzeichnen; freilich wurden in den letzten Jahrzehnten von herumziehenden Bücherhändlern auf diese kleinen und oft niedlichen Objekte nicht selten Jagd gemacht und diese dann wieder zu hohem Preise veräußert.

Linz.

P. Georg Kolb S. J.

- 13) **Jugendlehre.** Ein Buch für Eltern, Lehrer und Geistliche von Dr. Fr. W. Förster. Berlin. Druck und Verlag von Georg Reimer. 724 S. M. 5.— = K 6.—.

Vor einiger Zeit war ich eingeladen, der feierlichen Entlassung von Gymnasial-Abiturienten beizuwohnen. Bei dieser Gelegenheit sagte ein neben mir sitzender Professor der betreffenden Anstalt folgendes mir ins Ohr: „Es ist doch merkwürdig, wie man immer wieder auf die alten Sachen zurückkommt. Zu unserer Zeit wurden die Abiturienten auch mit großer Feierlichkeit entlassen, dann hielt man lange Zeit hindurch so etwas für unnötigen Krimskras und man galt als höchst rückständig, wenn man den alten Gebrauch verteidigte; jetzt aber wird das Verworfenen wieder hervorgeholt.“ „Und“, sagte ein an meiner anderen Seite sitzender Professor, „sonst so ziemlich das diametrale Gegenstück zu dem zuerst erwähnten, ich halte es auch für ganz passend, daß man diese Feierlichkeit veranstaltet.“

An dieses Gespräch muß ich denken, je mehr ich mich mit dem schönen Buche Professor Försters bekannt mache und je mehr ich die Lobspüche höre, die demselben von den verschiedensten Seiten in reichlichem Maße und auch wohlverdienter Weise zuteil werden. Wie kommt man doch so häufig auf Früheres zurück, auf das, was man als längst überwundenen



Standpunkt bezeichnet hatte, was mit großem wissenschaftlichem Aplomb hinausbugliert worden war. Es ist in der That ein Hochgenuß, nach dem vielen überspannten Zeug, womit seit geraumer Zeit die wissenschaftliche Erziehungslehre hausieren ging und womit man praktisch so gar üble Erfahrungen machte, wieder einmal ein Buch zu lesen, in welchem die alte natürliche Erziehungsweisheit, die Theorie und Praxis, zusammen ist, auch als Wissenschaft uns entgegentritt. Gar nicht übel schneidet dabei die Religion und speziell die katholische Religion ab; es zeigt sich auch hier: *anima naturaliter christiana* — eine wirklich natürliche Erziehungsmethode wird auch immer der Religion gerecht werden und eben damit auch in vorzüglicher Weise der katholischen Kirche. Damit wollen wir keineswegs sagen, daß wir in allem und jedem dem Buche zustimmen könnten, noch sogleich dem verdienten Verfasser sozusagen zu den Unrigen rechnen. Es trennen uns wohl noch manche Tiefen, allein es ist doch höchst erfreulich, zu sehen, daß unsere Anschauungen hier nicht kurzer Hand als nicht mitzählend betrachtet werden, sondern daß so vieles von dem, was wir hochschätzen, da von einem ganz anderen Standpunkte als dem unsrigen aus volle Würdigung findet; daß sogar die Hoffnung geweckt werden kann, manche der oben erwähnten Klüfte würden sich mit der Zeit noch überbrücken lassen. Um zu dem zuletzt erwähnten Resultate zu gelangen, wird es aber auch gut sein, daran zu erinnern, daß nicht alle hergebrachten Erziehungsgrundsätze auch natürlich und vernünftig sind und daß in dieser Hinsicht selbst manches, was wir vielleicht bisher als eng verbunden mit unserer Religion betrachtet haben, was aber doch keineswegs zu dem Wesen derselben gehört, an der Hand des Försterischen Buches einer prüfenden Durchsicht wohl unterzogen werden sollte. Wenn der Herr Verfasser in sehr zurückhaltender Weise bemerkt — Vorwort S. IX —, die Bestimmung des Buches auch für Geistliche solle keine anmaßende Einmischung in die religiöse Seelsorge bedeuten, sondern er wolle nur speziell dem Seelsorger in den Großstädten einiges Material für die angewandte Sittenlehre zur Verfügung stellen, so glauben wir, daß der Geistliche viel, viel mehr Nutzen aus dem Werke ziehen kann.

Den Inhalt des Buches, wie es in manchen Referaten geschehen ist, ausführlicher zu charakterisieren, halten wir hier für zwecklos, wir verweisen auf den schönen Artikel von Prälaten Tremp im I. Hefte d. J. Möge das Buch selbst in die Hände möglichst vieler Leser gelangen. Auch sei noch darauf aufmerksam gemacht, daß auch die Form der Darstellung im Försterischen Werk äußerst anziehend und charakteristisch, und namentlich für praktische Verwendung desselben überaus zweckdienlich ist.

Friedberg in Hessen.

Dr. Praxmarer.

**14. Die christliche Frau und ihr Dienstmädchen.** Von Dr. P. Ueberdoerffer, Pfarrer von Gr. St. Martin in Köln. Köln 1906. F. Heissing. 8°. 79 S. M. 1.— = K 1.20.

Das Verhältnis zwischen Diensthöten und Herrschaft ist allmählich zum bloßen Arbeitsvertrag geworden, zur nicht geringen Schädigung der christlichen Sitte und des gesellschaftlichen Wohles. Man muß es dem Verfasser der vorliegenden Schrift zum großen Verdienst anrechnen, daß er es unternommen hat, lichtvoll und eingehend darzutun, daß trotz der genannten sich einschleichenden Gewohnheit eine christliche Hausfrau ihrer Pflicht keineswegs genüge, wenn sie ihre Sorge um die Diensthöten mit der Lohnzahlung abgeschlossen sein läßt. Er zeigt an der Hand der natürlichen Vernunft und der Glaubensquellen, daß, wenn sich auch das quasi-Kindesverhältnis des Diensthöten zur Herrschaft in etwas mag gelockert haben, dasselbe im weitentlichen dennoch bleiben muß und dementsprechend die Herrschaft nach Gerechtigkeit und christlicher Liebe zu einer weitgehenden Sorge für das leibliche und das geistige Wohl der Diensthöten ge-

halten ist. — Das Büchlein ist höchst empfehlenswert zuerst für christliche Hausfrauen, zumal für die der höheren Stände; dann aber auch für alle, die in der Seelsorge stehen, sowohl zur gedeihlicheren Privatseelsorge des Beichtvaters und Gewissensberaters, als auch zur Hilfe im öffentlichen Wirken, z. B. in der Leitung von Müttervereinen oder ähnlichen Verbänden. Die Darstellung ist einfach und edel; sie entspringt einer warmen priesterlichen Sorge gerade für den ärmeren und verlasseneren Teil der dem Seelsorger anvertrauten Herde.

Balkenburg (N. Holland.

Aug. Lehmkuhl S. J.

15) **Festschrift** zum 50jährigen Jubiläum des Kollegiums S. J. zu Kalksburg, von einem „Alten“ gewidmet den „Jungen“ und „Alten“. Wien 1906. Verlag des Kollegiums S. J. zu Kalksburg.

Wohl selten ist eine Korporation in der Lage, ihren Freunden und Verehrern eine Festgabe von so hochinteressantem und gebiegem Inhalte und in so eleganter Ausstattung darzubieten, wie die hochwürdige Jesuitenkongregation gelegentlich der Feier des 50jährigen Bestandes ihrer Lehr- und Erziehungsanstalt in Kalksburg. Großartig und vornehm, herzerfreuend und erbauend, wie sich das Institutsleben Kalksburgs bei der heurigen Jubelfeier am 30. September tausenden von Teilnehmern aus nah und fern gezeigt hat, spiegelt sich dasselbe in kleinem Rahmen in dieser Festschrift wieder, die uns durch Wort und Bild nach allen Richtungen hin einen klaren Einblick gewährt sowohl in die 50jährige unermüdbliche Schaffenskraft und die bewundernswerte Erziehungskunst der hochwürdigen Patres als auch in den Verneifer und die Berufsfreude ihrer Zöglinge.

Im ersten Abschnitt werden wir vom Verfasser mit der Vor- und Gründungsgeschichte der Anstalt bekannt gemacht. Der Name Kalksburg (Chalsperg, Kallensburg zc.) findet sich bereits im zwölften Jahrhundert. Ueber die rasch wechselnden Besitzer, die Sternberger, Eckartsauer, Landauer und andere, entnehmen wir erst der Geschichte des 14. Jahrhunderts verlässliche Daten. Bereits 1609 schenkte die Gräfin Margareta von Tribulitz mit Genehmigung des Kaisers die Herrschaften Kalksburg und Mauer den Jesuiten, welche diesen Besitz vorerst als Dekonomie- und Erholungsstätte benützten. Nach Aufhebung des Ordens im Jahre 1773 kam Kalksburg in den Besitz des Staates, von dem es der Hofsübelier Franz v. Mack, ein frommer und wohlthätiger Mann, im Jahre 1790 käuflich erwarb. Nach seinem Tode erbte den Landsitz unter dem Namen „Mon Péron“ seine Enkelin Maria Helene, verheiratete Godesfroy, und durch sie kam Kalksburg 1856 wieder in den Besitz des Jesuitenordens.

Nun wurde rasch zur Gründung einer Erziehungsanstalt für Söhne aus Familien höherer Stände geschritten. Das Unternehmen gewann an Sr. Majestät dem Kaiser und den übrigen Mitgliedern des Kaiserhauses, an Kardinal Othmar v. Raufcher und vielen anderen Wohltätern hohe Gönner, so daß schon im Herbst 1856 die neuerbaute Anstalt von den ersten Zöglingen bezogen werden konnte. Bald jedoch erwies sich das Haus zu klein, weshalb schon in den folgenden Jahren erhebliche Umbauten ausgeführt werden mußten. „In dieser Periode entfaltete sich das Leben Altkalksburgs mit all seinen Leiden und Freuden, mit seinem durch die geringe Zahl der Zöglinge ermöglichten noch trauteren Familienton, mit seiner alten, aber für die Zöglinge trefflich taugenden Form.“

Schon in den ersten Jahren des Bestandes der Anstalt wurde für die Zöglinge eine Uniform eingeführt, die im Laufe der Zeit mannigfache Wandlungen durchmachte. Die Erziehungsschule hatte in der ersten Periode noch nicht das Recht, staatsgiltige Zeugnisse auszustellen, da man aus verschiedenen Gründen zögerte, sich um die Vergünstigung zu bewerben. Im Jahre 1890 aber wurde das Öffentlichkeitsrecht angestrebt und im Jahre 1898 die erste Maturitätsprüfung in Kalksburg abgenommen. Damit

beginnt für die Anstalt eine neue Zeitfolge, und nun wurde mit allen Kräften an der inneren Ausgestaltung und Vervollkommnung derselben gearbeitet. Mit der Vergrößerung des Gebäudes ging auch das Wachstum der Zahl der Zöglinge Hand in Hand. Hatte Kalksburg anfänglich nur 68 und in den 80er Jahren ein Maximum von 189 Zöglingen, so stellt sich die Gesamtzahl derselben gegenwärtig auf mehr als 350. Auch im Konviktsleben traten durchgreifende Veränderungen ein. Charakteristisch für die Neuerungen in Kalksburg während der letzten Jahre ist das Bestreben, mit steter Berücksichtigung der Traditionen des Hauses und seiner ursprünglichen Anlage aufzubauen und es durch Erweiterung und Verbesserung den neuen Verhältnissen anzupassen. Es herrscht deshalb unter den jetzigen Zöglingen noch derselbe Geist, dieselbe wahre und warme Liebe, wie sie hier zu allen Zeiten gewaltet hat.

Anschließend an den historischen Teil bringt uns die Festschrift noch eine Reihe lebenswahrer Bilder aus dem Kalksburgener Leben von einst und jetzt. Es sind licht- und reizvolle Darstellungen aus dem Konvikt, welche durch den beigegebenen reichen Bilderschnitt ein noch erhöhteres Interesse gewinnen. Bald sind es ernste Schularbeit und fromme Uebungen, bald heiteres Spiel und Sport, die die Jugend beschäftigen und in geregelter Wechsel Tag für Tag derselben geistige und körperliche Kräftigung und Ermunterung verschaffen. Ueberall, bei Arbeit und Erholung, in Ernst und Scherz wird nach wohlbedachtem Plane geordnet und weise Maß gehalten, und solcherart im jugendlichen Herzen stets die rechte Lust am Gebotenen gewahrt. Deshalb pulsiert im Kalksburgener Konvikt noch immer jener frische, kräftige Jugendgeist, frei von jeder Kopfhängerei, Pedanterie und Prüderie, aber erfüllt von den reinsten, schönsten Idealen, welche Lust und Mut zur pflichtgemäßen Arbeit wecken und im späteren Leben jene herrlichen Taten reifen lassen, die wir an großen und edlen Männern bewundern. Es ist rührend, in dieser trefflichen Festschrift zu lesen, wie die „Alten Kalksburgener“, wenn auch schon ergraut und Jahrzehnte lang nicht mehr in Verbindung mit der Anstalt, noch mit kindlicher Liebe und Verehrung an derselben hängen und die dort aufgenommenen Anschauungen und Grundsätze hochhalten. So schreibt ein ehemaliger Kalksburgener Zögling in seinen Tagebuchblättern: „Zum Heiligen haben mich die Jesuiten nicht gemacht, nicht einmal zu einem halben, nicht zu einer Idee davon; aber ich glaube, ich schulde ihnen wahrhaft ewige Dankbarkeit, wenn sie mir nur jenes Licht gezeigt, in dem solche Heilige entstehen konnten, wie wir sie verehren, das bewirkt hat, daß ich das Konvikt als junger Mensch verließ, der den Frieden des Herzens besitzt, weil er jenes Prinzip kennt, das sein Leben leiten und durchtönen soll, das eine, wahre, katholische „Credo“.“

Ist dieses der Fall, daß in Kalksburg das Herz eines jungen Menschen in den gegenwärtigen Zeitläuften vor den Verderbnissen einer gottentfremdeten Weltichtung bewahrt wird, sittlich gefestigt und für seinen Gottesglauben erhalten bleibt; dann hat die Lehr- und Erziehungsanstalt der Gesellschaft Jesu ihre preiswürdigste Aufgabe erfüllt und nicht nur ihre Existenzberechtigung, sondern auch ihre Existenznotwendigkeit bewiesen, und wir wünschen, daß das Wirken dieser Anstalt in aller Zukunft ein so segensreiches sein möge wie im Jubeljahre 1906.

Wels.

S. Mayr.

- 16 **P. Peter Paul Nigler**, ein Lebensbild von P. Max Bader, Deutschordenspriester in Bozen. I. Teil. Innsbruck 1906. Druck und Verlag der Kinderfreund-Anstalt Innrain 29. Einleitung und 359 Z. in 8°. 9 Illustrationen. Broch. K 5. , gebd. K 6. . Der II. Teil befindet sich in Druck.)



Ein herrliches Lebensbild! Ein Österreicher, ein Tiroler, ein Priester, ein Ordensmann, ein Professor, ein Mann der Vorsehung war P. Nigler, der im stillen Pfarrfriedhofe von Lana ruht und ein Seliger wird er vielleicht werden. Hoffen wir, daß das vorliegende Lebensbild den Anstoß zu seiner Beatifikation gibt. Das 15. Kapitel ist wohl das schönste und lehrreichste: P. Nigler als Exerzitienmeister. Welche Arbeit hat der Selige dadurch geleistet. Wien, Graz und Olmütz sahen ihn die ersten Priesterexerzitien halten, am meisten wohl Trient und Lana in Tirol. Alle Stände versammelten sich um ihn, um die ewigen Wahrheiten zu hören, furchtbar oft in der Rede, mild im Beichtstuhl. „Zum Polizeimann tauge ich nicht“, sagte der Selige. Das Rektorat des Alumnates in Trient mußte er zurücklegen — Spiritual blieb er. Vor den „wilden Tauseln“ warnte er seine Kleriker und Beichtkinder. Einige Konvikte errichtete er für die Studenten, alle gehen vor seinen Augen zu Grunde. Er erträgt es mit Gleichmut. Als Zensor ist er feinsfülig im Glauben, ein Gegner der Katharina Emmerich. Der erste Band schließt mit seiner Wirksamkeit als Mitglied des Kosminischen Instituts. Eigentümlich berührt es, daß er froh war, daß die österreichische Regierung das Institut aufhob und daß er so desselben ledig wurde. Ihm wäre es doch frei gestanden zu jeder Zeit wieder auszutreten.

Das Lebensbild Niglers gewährt uns einen Einblick in die Geschichte der katholischen Kirche Österreichs nach Ueberwindung des Josefismus. Nigler hat echt kirchlichen Geist in den Klerus gebracht. Leider ist der Josefismus wiedergekehrt. Der Staat mischt sich immer mehr und mehr in die kirchliche Rechtssphäre. Wer getauft wird und Ehe schließen darf, bestimmt er. Wie viele Seelen hat die Kirche durch ihn verloren!

Angenehm berühren die vielen eingestreuten Bemerkungen über die Fürstbischöfe Tschiderer und Zwerger, den größten geistigen Sohn Niglers. Wir sind dem hochwürdigen Verfasser dankbar und erwarten mit Spannung den zweiten Band!

Der Verlag der Kinderfreundanstalt in Innsbruck (Innrain 29) hat das Werk — wenn wir nicht irren das erste größere auf den neuen Maschinen gedruckt — bestens ausgestattet.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Karl Kraja, Kooperator.

# 17) **Monsignore Dominikus Ringeisen**, Superior in Ursberg.

Eine Lebensskizze, verfaßt von Josef Kemmel, Anstaltsgeistlicher in Ursberg.

1904. Selbstverlag des Verfassers. 50 S. 80 h.

Am Feste der seligen Crescentia von Kaufbäumen, 4. Mai 1904, starb Dominikus Ringeisen, ein schlichter Priester der Diözese Augsburg, den man dort deutschen Don Bosco genannt, ein Mann der sozialen Tat, der Gründer der St. Josefschwestern, der Vater von armen Blinden, Tauben, Kretins, Epileptischen, kurz der Vater der höchsten Potenz des körperlichen und geistigen Glendes. 1900 arme Pflanzlinge sieben am Ende seines Lebens in seiner Vaterpflege. In einem Jahre kauft er um 1,200.000 Mark Grundbesitz und — bezahlt die Summe. An dieser Fierde des katholischen Klerus ragt besonders das Vertrauen zum heiligen Josef hervor.

In einer Zeit, in der der Klerus so verunreinigt wird, in der viel über die soziale Frage geredet wird, ist ein Lebensbild eines Priesters, eines Mannes der sozialen Tat doppelt freudig zu begrüßen.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Karl Kraja, Kooperator.

# 18) **Der gute Vater Tandler C. SS. R.** Lebensbild von P. Karl

Tilgskron C. SS. R. Verlag von Heinrich Kirch in Wien, I. Singerstraße 7. 176 S. 8°. Brosch. K 2.—.

Ein Stück Zeit-Ordensgeschichte, ein Geschichtsbild der Erzdiözese Wien, ein Blatt der Geschichte der ehrwürdigen Schulbrüder und des

f. f. Waisenhauses in Wien — ja das ist das Büchlein über den guten P. Tendler. Wer hat ihn nicht gekannt in Wien, den, der regelmäßig, wie die bestgehende Uhr 40 Jahre lang ins f. f. Waisenhaus wanderte — ihn, den Seelsorger der Knaben, Jünglinge und Männer. Männer wie Spiritual Nasimir, Sebastian Brunner, Dominik Mayer, Felbischhof, erscheinen am Blane bei Fektüre des Büchleins, auch der fromme Tiroler P. Kassensalder. Alles ist lieb und schön im Büchlein! Wie tragisch die Stelle über das Benehmen P. Tendler, als die Unterschrift des Monarchen unter das ungarische Zivilehegesetz geschrieben ward.

Ja, ein lieber Heiliger war er! Möge bald jener Bischof als Zeuge im Beatifikationsprozeß tätig werden, von dem das Büchlein sagt, er habe sich als Zeuge angeboten.

Vielleicht erfüllt sich auch der Wunsch des Rezensenten im „Waterland“, daß P. Tendler in das leere Hofbauergrab in Maria Enzersdorf kommt.

Wien, Pfarre Altlerchenfeld.

Karl Krafa, Kooperator.

**19) Der gottesdienstliche Volksgesang im jüdischen und christlichen Altertum.** Von Dr. Franz Leitner. Freiburg i. Br. Herder. 8°. (XI. u. 283 S.) M. 5.60 = K 6.72.

Der Verfasser, in dem sich seines Verständnis für den Gesang mit einer tiefgehenden Kenntnis der Geschichte der Liturgien des Morgen- und Abendlandes auf das glücklichste zu einer harmonischen Einheit verbindet, hat sich durch diese Schrift alle Freunde kirchlicher Musik, wie auch der Liturgiker zu großem Danke verpflichtet. Nachdem der heilige Vater eine Neubelebung des liturgischen Volksgesanges wünscht, „handelt es sich hier nicht um eine musikalisch-archäologische Frage, . . . sondern soll das stete Fortleben des Volksgesanges im öffentlichen und korporativen Kult des jüdischen und christlichen Altertums und seiner innigen Verbindung mit den liturgischen Formen in ihrer geschichtlichen Entfaltung zur Darstellung kommen.“ (Vorwort.)

Da Verfasser bloß dem liturgischen Volksgesange nachforscht, so kommt naturgemäß der Volksgesang für ihn nicht in Frage, „soweit er lediglich . . . ein Produkt des schaffenden Volksgeistes ist, sondern bezeichnet (derselbe) . . . den Inbegriff alles dessen, was vom Volke, zum Unterschiede von den eigens bestellten . . . Sängern, bei den verschiedenen Erscheinungen des öffentlichen Kultes nach bestimmten gottesdienstlichen Regeln gesungen wird.“ (pag. 7.)

In chronologischer Ordnung bespricht Verfasser sodann im I. Teile der eigentlichen Abhandlung die Anteilnahme des jüdischen Volkes am liturgischen Gesange, und zwar in den 3 Perioden: der vordavidschen, der Zeit des Tempelgottesdienstes und der Zeit der Synagoge, im II. Teile die Beteiligung des christlichen Volkes, vorab in der Katakombenperiode 1. Abschnitt) und dann in der Blütezeit des liturgischen Volksgesanges von der 2. Hälfte des IV. bis zum VI. Jahrhundert (2. Abschnitt). Unter der Ueberschrift „Die technische Ausführung des gottesdienstlichen Volksgesanges“ wird im 3. Abschnitte dieses II. Teiles die Anwendung des responsorischen und des Wechselgesanges näher besprochen, und im 4. und letzten die Ansicht der Väter über die sittliche und künstlerische Bedeutung des liturgischen Volksgesanges erörtert.

Als Resultat der ganzen von großer Erudition zeugenden Studie seien folgende Punkte hervorgehoben:

1. Es hat in den vom Verfasser untersuchten Zeitepochen das Volk sich tatsächlich am liturgischen Gesange beteiligt.

2. Der liturgische Volksgesang umfaßte zunächst nur responsorische Gesänge, lehrversartige Wiederholung ganzer Psalmverse oder gewisser Verseile, das Amen, das einfache Meluja u. dgl.), denen sich später (IV. Jahrhundert) Wechselgesänge angeschlossen.

3. Dieser Gesang forderte und fand auf Seiten des Klerus (Ephräm, Basilus, Chrysostomus, Hilarius, Ambrosius, Augustinus, Casarius von Arles) eine opferfreudige Hingabe in der Unterweisung der Gläubigen im Psalmen- und Hymnengesange, und eine ebenso freudige Aufnahme dieser Belehrung von Seiten des Volkes.

4. Was diesen Gesang ermöglichte und zu so hoher Blüte brachte, war neben dem Eifer bei Klerus und Volk der Umstand, daß die Kultsprache auch mehr oder weniger Volkssprache war, und lag neben anderen in der wesentlichen Verschiebung dieses Verhältnisses ein Hauptgrund für den Verfall des liturgischen Volksgesanges.

Das Buch stellt einen äußerst wertvollen Beitrag zu der Beantwortung der Frage nach der Neueinführung respektive Belebung des gottesdienstlichen Volksgesanges. Die Mittel, deren sich die heiligen Väter bedient, werden auch in unseren veränderten Zeitverhältnissen dem Volke wieder jenen Platz in der Kirche und jene Stellung in der Liturgie erobern helfen, die es durch die Ungunst der Jahrhunderte verloren. Freilich ist da noch viel, mancherorts alles zu tun. „Unser modernes, an den Werken der Polyphonie großgezogenes Gefühl ist für das Erfassen der Eigentümlichkeiten einer reinen Volksmelodie ganz ungeeignet, muß zuerst von der musikalischen Ausdrucksweise mit den harmonischen und rhythmischen Mitteln der Gegenwart absehen und sich an die auf Melodik und Rhythmus beschränkte Kantilene gewöhnen.“ (pag. 234.) Das ist wohl schwer. Allein „wenn sich die Gläubigen . . . wieder mehr bewußt werden ihres Priestercharakters und der damit verbundenen Aufgabe, durch den heiligen Geist befruchtete Opfer, wozu doch auch die liturgischen Gesänge zählen, als Gott wohlgefällige darzubringen, dann . . . erhält der Volksgesang seine tiefste und festeste Grundlage. . . . Insofern gerade das christliche Altertum auf solche praktische Bestrebungen vorüberblicken kann“ (Vorwort), verdient diese Arbeit die vollste Beachtung und wärmste Empfehlung.

St. Gabriel, Mödling.

P. Rohr S. V. D.

## B) Neue Auflagen.

- 1) **Geschichte des Alten Testaments** mit besonderer Rücksicht auf das Verhältnis von Bibel und Wissenschaft. Von Dr. Emilian Schoepfer, Professor an der fürstbischöflichen theologischen Diözesan-Lehranstalt in Brixen. Vierte, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochwürdigsten Fürstbischofs von Brixen. Brixen 1906. Verlag der Pressevereins-Buchhandlung. VIII, 617 S. K 8. — = M. 8. —.

Schoepfers Geschichte des Alten Testaments ist vor kurzem in vierter Auflage erschienen, ein Beweis, welch starken Anklang dieses streng wissenschaftliche Werk von seiner ersten 1894 erfolgten Herausgabe an gefunden. In der vorliegenden Auflage begegnet man durchweg der ergänzenden oder verbessernden Hand des Verfassers. Vor allem war die durch Fr. Delitzsch in lebhaftesten Fluß gebrachte Bibel-Babel-Frage eingehend zu behandeln (§ 11). Hingegen wurde Schlägls Darstellung des metrischen Systems (in § 44) gestrichen. Die Visionstheorie S. 36 ff. erscheint im Gegensatz zur dritten Auflage klein gedruckt. Der Autor ließ diesmal noch mehr als früher in kontroversen Fragen sein eigenes Urteil zurücktreten.

Im Vorwort zur vierten Auflage, S. 6, bemerkt Schoepfer: „Manche Werke neuesten Datums konnte ich leider nicht mehr benützen, weil der Druck schon zu weit vorgeschritten war.“ Aber man vermißt hier und da auch die Ausgabe von bedeutenderen Schriften nicht gerade allerneuesten



Datums. In manchen Paragraphen nämlich, wie 5 n. 1, 6 n. 3, 16 C, 21 C (Ephod, Choschen, Urim und Thummim) und 29 n. 11 und 12 (das Gelübde Jephthes) wäre hinzuweisen gewesen auf Apuleius, Alttestamentliches. Freiburg (Schweiz) 1903. Es würden ferner noch anzuführen sein: S. 6 (Literatur) Einführung in die Heilige Schrift<sup>5</sup>. Regensburg 1904; S. 46 Wasmann, Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie<sup>2</sup>. Freiburg i. Br. 1904; S. 85, Anm. 1 Guntel, Genesis übersetzt und erklärt<sup>2</sup>. Göttingen 1902; S. 87, Anm. 1 Winkler, Keilinschriftliches Textbuch zum Alten Testament<sup>2</sup>. Leipzig 1903; S. 120 (Abraham und Melchisedech) Nittel, Genesis und Keilschriftforschung. Freiburg i. Br. 1903; S. 221 ff., S. 150 (Literatur über Aegypten) Heyes, Bibel und Aegypten. Münster i. W. 1904. (Dieses Werk wäre auch anzuziehen gewesen S. 117, Anm.: Apurim-ibrim und S. 140: Der ägyptische Charakter der Geschichte Joses). Außerdem: S. 163, Anm. 2 Spiegelberg, Der Aufenthalt Israels in Aegypten im Lichte der ägyptischen Monumente. Straßburg 1904; S. 311 neben Ruhland und Walter — Nowack, Die sozialen Probleme in Israel und deren Bedeutung für die religiöse Entwicklung dieses Volkes. Straßburg 1892 und Buhl, Die sozialen Verhältnisse der Israeliten. Berlin 1899; S. 322, Anm. 1 Neteler, Die Bücher Samuel der Vulgata und des hebräischen Textes. Münster i. W. 1903; S. 358, Anm. 2 Laur, Die Prophetennamen des Alten Testaments. Freiburg (Schweiz) 1903; S. 388, Anm. 1 (Kommentare zu den kleinen Propheten) Marti, Dodekapropheten. Tübingen 1904; S. 477, Anm. 1 Scholz, Kommentar über das Hohelied und Psalm 45. Leipzig 1904; S. 502, Anm. 1 Nittel, Die Lehre des Alten Testaments über die Cherubim und Seraphim. Breslau 1890; S. 512 (Kommentare zu Ezechiel) Cornill, Das Buch des Propheten Ezechiel. Leipzig 1886; S. 529 (Kommentare zu Daniel) Zahn, Das Buch Daniel. Leipzig 1904; S. 556, Anm. Knabenbauer, Commentarius in Ecclesiasticum cum appendice: Textus Ecclesiastici Hebraeus... cum notis et versione litterali latina. Parisii 1902 und Strack, Die Sprüche Jesus, des Sohnes Sirachs. Der jüngst gefundene hebräische Text mit Anmerkungen und Wörterbuch. Leipzig 1903; S. 566 Herkenne, Die Briefe zu Beginn des zweiten Makkabäerbuches (Bibl. Stud. VIII, 4) Freiburg i. Br. 1903; S. 583, Anm. 1 Stauss, Die Apokryphen und Pseudepigraphen des Alten Testaments. Tübingen 1900.

Niebuhr, Die Amarna-Zeit (S. 112) ist 1903 in 2. Auflage erschienen, Thalhoffer, Erklärung der Psalmen (S. 471, Anm. 1) 1904 in 7., Wolter, Psallite sapienter (S. 472, Anm.) 1904 in 3., Baethgen, Die Psalmen (ebenda) 1903 gleichfalls in 3., Niglutsch, Brevis explicatio Psalmorum erlebte auch schon die 3. Auflage.

Schließlich erlauben wir uns, auf folgendes noch aufmerksam zu machen. Im letzten Absatz des § 10 findet sich ein längeres Zitat ohne Angabe der Quelle. Bei Besprechung der Lage des Paradieses S. 44 f. hätte auch die Ansicht Masers und Hommels Erwähnung verdient. Das S. 156 f. über den Gebrauch des Namens Jabwe in der Genesis Gesagte paßte vielleicht besser in den Paragraph „Die Pentateuchkritik.“ S. 466 hätte nicht verschwiegen werden sollen, daß Hieronymus im Prologus galeatus die richtige Ansicht bezüglich des Inhaltes der Magerlieder vorbringt. S. 555 wäre zu bemerken gewesen, daß nahezu der ganze hebräische Text des Buches Ecclesiasticus aufgefunden wurde. Ob sich Aquilas (S. 589) sagen läßt? Die Vorlage der Peshitta war nicht der masorethische Text (S. 596), sondern es wurde ein hebräischer Text benützt, der im Wesentlichen mit dem masorethischen übereinstimmte.

Den Wert des eben besprochenen Buches würde ein sorgfältigerer Real-Index noch steigern.

Möge Schoepfers ganz vortreffliche Geschichte des Alten Testaments viele neue Leser gewinnen!

Hohenzell Oberösterreich.

Dr. Fruhstorfer.

## 2 Lehrbuch der Pädagogik, Geschichte und Theorie.

Von Dr. Kornelius Krieg, Universitätsprofessor und erzbischöflicher geistl. Rat, Freiburg i. Br. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn 1905. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Gr. 8°. XVI und 588 S. M. 7.60 = K 9.12, gbd. M. 8.80 = K 10.56.

Hatte der Verfasser schon die zweite Auflage gegenüber der ersten in der Weise wesentlich verbessert, daß er, statt einen kurzen Anhang der Geschichte der Erziehung der Theorie der Erziehung beizufügen, eine Geschichte der Erziehung als ersten Teil seines Werkes gab, so ist er in der dritten Auflage den Wünschen seiner Kritiker bezüglich dieses Punktes noch weiter nachgekommen. Die Geschichte ist um mehr als 100 Seiten vermehrt, so daß sie statt 141 Seiten jetzt 254 Seiten umfaßt, also beinahe die Hälfte des ganzen Werkes. Bei dieser Vermehrung ist besonders das Volksschulwesen berücksichtigt worden. Die Theorie der Erziehung hat fast den gleichen Umfang behalten wie in der zweiten Auflage. Aber auch in diesem Teile sieht man fast überall die bessernde Hand. Durch Einfügung neuer Paragraphen sind einige Materien besser zerlegt worden; die Anordnung in den einzelnen Paragraphen ist übersichtlicher gestaltet, die den einzelnen Absätzen vorgelegten Nummern erleichtern sehr den Ueberblick über das ganze. Da das vorliegende Werk bereits zum dritten Male den Weg durch die Welt antritt, bedarf es kaum noch einer besonderen Empfehlung. Es ist durchweht von echt christlichem Geiste und auf der Grundlage gesunder philosophischer Prinzipien aufgebaut. Wegen seines durch und durch wissenschaftlichen Charakters will das Buch aber nicht nur gelesen, sondern studiert werden; diese Arbeit wird sich reichlich lohnen.

Paderborn.

B. Rasche.

## 3. Der beichtende Christ. Moralisch-aszetische Anleitung zur Lösung der Zweifel im christlichen Leben. Von P. Fructuosus Hochenmaier, Priester der bayerischen Franziskanerordensprovinz. Nebst Anhang der täglichen Gebete. Zweite Auflage. Steyl, Missionsdruckerei 1904. Kl. 8°. 559 S. Gbd. M. 2.— = K 2.40.

Der Form nach bietet der hochwürdige Verfasser in obigem Büchlein einen Beichtunterricht, anlehnend an die Mahnung: „Beichte oft; beichte gut“. Der Teil „Beichte oft“ setzt die Wirkungen des Bußsakramentes, den Nutzen seines oftmaligen Gebrauches auseinander, und zerstreut die Einwände gegen das öftere Beichten. Der zweite Teil „Beichte gut“ bildet den Hauptinhalt des Werkes (S. 57–453). Und hier gibt der Verfasser nicht nur einen trefflichen, sehr gebiegenen Unterricht über die Beichte und überhaupt über den Empfang des Bußsakramentes, sondern eine ebenso gebiegene christliche Pflichtenlehre. Jeder Stand der Laienwelt, gebildeter und ungebildeter, findet eine gemeinverständliche, blinde Forderung der Pflichten, die er zu erfüllen, der Sünden, die er zu meiden hat, mit ziemlich genauer Berücksichtigung des Unterschiedes zwischen schwerer und leichter Pflichtverletzung.

Nur ein paar Stellen hat sich Rezensent gemerkt, die mißverständlich sein können und daher eine genauere Erklärung erwünscht machen. So was S. 128 über „das Aussprechen heiliger Namen im Zorn“, S. 227 über die Erlaubtheit „eines kleinen Frühstückes“ an Fasttagen, S. 281 über „Kinder, welche vom Haushater gezwungen werden an Abstinenztagen Fleischspeisen zu essen“, gesagt wird. Auch S. 448 Z. 1 würde statt „wenn du das nicht tun willst“ richtiger gesagt: „nicht gut tun kannst“.

Im übrigen aber sind durchgängig die Ausdrücke so abgemessen und so gewählt gesagt, daß das Büchlein einer großen Zahl von Lesern eine große Wohltat erweisen wird, indem es ihnen bei Gewissenszweifeln eine gute und klare Lösung gibt.

Aug. Lehmkuhl S. J.

- 4) **Ansprachen in der marianischen Kongregation der Jungfrauen.** Von P. Georg Patiß S. J. Zweite vielfach verbesserte Auflage, besorgt von P. Rupert Vottenmoser S. J. Regensburg 1907. Manz. Gr. 8°. 433 S. M. 4.— = K 4.80.

Dieses verdienstvolle Werk, welches mit den zwei ähnlich betitelten desselben Autors: „Die Nachfolge der jungfräulichen Gottesmutter in ihren Tugenden“ und „Die Jungfrau in der marianischen Kongregation“ nicht verwechselt werden darf, wird auch in der neuen Auflage, die mit größerem Druck ausgestattet ist, vielen Nutzen bringen. Je mehr die marianischen Kongregationen sich ausbreiten, desto mehr sehnen sich die Vorsteher um neue, passende und mannigfaltige Hilfsmittel für segensreiche Vorträge. Ueber die klare und begeisterte Sprache des einfluss so geschätzten Kanzelredners, dessen Predigtwerke noch allerorts gebraucht werden, brauche ich hier nicht weiteres zu erwähnen. Sein Wunsch, den er in der Vorrede zur ersten Auflage auspricht, geht fortwährend in Erfüllung: „Wenn mein Mund nicht mehr zu euch reden wird, sollen doch die Worte in euren Herzen noch fortklängen.“ Der Verfasser ist bereits am 10. Juni 1902 im Alter von 88 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen. Die Ansprachen, welche „ohne nennenswerte Abänderungen“ in zweiter Auflage vorliegen, lassen sich in drei Teile bringen: S. 1—10: Ueber Wesen, Vorteile und Einrichtung der Kongregation. S. 11—17: Ueber die geistlichen Hilfsmittel für die Tugend überhaupt. S. 18—40: Ueber die Nachfolge Mariens in den besonderen Tugenden einer jungfräulichen Kongregantin. In diesem Teile sind auch die Marienfeste bezeichnet, bei welchen die betreffende Ansprache als Predigt benützt werden kann.

Kinz, Freinberg.

P. Georg Kolb S. J.

- 5) **Die römischen Katakomben.** Von Dr. G. Anton Weber, o. Lyzeal-Professor. Dritte Auflage. Regensburg 1906, Verlag von Pustet. Gr. 8°. VII und 200 Seiten. Brosch. M. 2.— = K 2.40. In Leinwandband M. 3.— = K 3.60.

Als die Religionsneuerungen des XVI. Jahrhunderts die Kontinuität der Kirche mit der Papstkirche zu zerreißen suchten, haben die neu entdeckten Katakomben dieselbe bekräftigt, so daß, wie de Waal sagt, sich der Katakombismus aus den Funden rekonstruieren ließe, wenn er verloren gegangen wäre. Seitdem sind die Forschungen, besonders unter Papst Pius IX., durch de Rossi fortgeschritten und haben staunenswerte Resultate erzielt. Diese Kunde führt uns in wissenschaftlicher Darstellung Professor Weber zur Erbauung, aber mehr noch zur Belehrung vor. Die Katakombenbücher von Ott und Cassio behalten ihren Wert für die Erbauung; das hier angezeigte Buch gehört in die Bibliothek jedes Priesters — zu den Dogmatikern gestellt als Illustration des Glaubens und Lebens der altchristlichen Zeit. Geistlicher Rat Weber macht aufmerksam auf Anlage und Geschichte der Katakomben, behandelt Inschriften, Erzeugnisse der Malerei und Plastik und vergißt auch nicht des Kunsthandwerkes (der Gläser, Lampen, Gemmen). Die Bilder werden gedeutet und ihre Beweiskraft für den christlichen Glauben und das christliche Leben betont. Mit der altchristlichen Symbolik wie Gewandung (auch der liturgischen) wird der Leser vertraut. Dr. Weber schreibt einen glatten, gut verständlichen Stil, wie Dettinger, und die Verlagshandlung hat dem Buche ein schönes Äußeres und einen billigen Preis gegeben.

Esselbach.

Krönert.

- 6) **Der beste und kürzeste Weg zur Vollkommenheit.** Von P. Johann Eusebius Nieremberg S. J. Aus dem Spanischen übersetzt, teils bearbeitet und vermehrt von P. Josef Jansen, Priester der Gesellschaft Jesu. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Approbation des



hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Freiburg i. Br. 1906, Herder. Brosch. M. 2.80 = K 3.30, geb. M. 3.50 = K 4.20.

In der Tat ist dieser „kürzeste“ Weg zur Vollkommenheit des rühmlichst bekannten P. Mieremberg in der vorliegenden zweiten Auflage etwas länger geworden; sie ist nämlich um vier Kapitel vermehrt; doch kann sie mit Recht eine verbesserte genannt werden. Denn P. Janßen hat der Abhandlung über die Beweggründe für unsere Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes, die als bester und kürzester Weg zur Vollkommenheit bezeichnet ist, zwei bisher vermischte Kapitel als allgemeine Grundlage vorausgeschickt, worin über die Vollkommenheit des göttlichen und die Unvollkommenheit des menschlichen Willens sehr überzeugend und klar gehandelt wird. Ebenso sind zu den Mitteln, um durch die Gleichförmigkeit mit dem Willen Gottes in kurzem zur Vollkommenheit zu gelangen, ganz passend zwei weitere hinzugefügt worden, nämlich das kindliche Vertrauen auf Gottes väterliche Vorkehrung und der Gehorsam. — Auch insofern ist die neue Auflage verbessert, als manches Ungeegnete fortgelassen, das zu Ausführliche gekürzt und manche Härte des Ausdruckes gemildert worden ist, wie es in der Vorrede heißt; doch hätte da noch etwas mehr geschehen dürfen. Endlich wurde der Inhalt der einzelnen Teile, Abteilungen und Kapitel genauer und übersichtlicher dargestellt und das Ganze einheitlicher geordnet. Für eine folgende Auflage ist aber zu wünschen, daß viele sehr mangelhafte und schwer verständliche Zitate genauer und vollständiger gegeben würden.

Rom.

J. Beringer.

- 7) **Leben und Leiden Jesu Christi.** Von P. Martin von Cochem. Neu herausgegeben und um das öffentliche Leben Jesu ergänzt von Johannes Nhotert, Dombikar.<sup>1)</sup> Zweite Auflage. Mit Bildern. 2 Bände. Tsnabrück (Wehberg) 1906. 8°. 504 und 448 S. Wbd. in einen Band M. 3.— = K 3.60.

Diese äußerst billige Ausgabe hat gegenüber der Aschendorffschen zwei Vorzüge: 1. Es ist die Darstellung der vorchristlichen Zeit ebenso wie bei Busingen aus dem Werke des P. Martin beibehalten, und zwar sowohl inhaltlich wie stilistisch geschickt modernisiert (170 S.); 2. es ist eine in der innigen, populären Weise des P. Martin gehaltene Schilderung des öffentlichen Lebens Jesu nach den besten Autoren selbständig hinzugefügt (200 S.). Die Ausstattung ist allerdings nicht so hervorragend wie die bei Aschendorff, aber bei dem ungewöhnlich geringen Preis höchst anerkennenswert. Wir begrüßen dieses Buch als eine sehr zeitgemäße Bereicherung der katholischen Volksliteratur.

St. Florian.

Dr. Vinzenz Hartl.

- 8) **Der Rosenkranz.** Von Dr. Philipp Hammer. Zweite Auflage, 4. Band. Paderborn 1906. Bonifazius-Druckerei. M. 3.60 = K 4.32.

Längst erwartet, erscheint endlich die zweite Auflage der so bald vergriffenen ersten Auflage des 4. Bandes. Was der Verfasser in der Vorrede zur ersten Auflage hofft, daß die Leser mit dem, was der 4. Band bietet, zufrieden sein werden, hat sich vollständig erfüllt. Dr. Hammers Rosenkranz bedarf wahrlich keiner weiteren Anpreisung! Die Vortrefflichkeit desselben ist allgemein anerkannt. Es ist Dr. Hammer eigentümlich, Lehre, Geschichte und Anwendung so schön zu verbinden. Der Wunsch, auch der 4. Band möge, wie die vorausgegangenen, viele Auflagen erleben, wird sicher sich erfüllen.

Lin.

P. J.

<sup>1)</sup> Der Herausgeber ist leider im vorigen Jahre im schönsten Mannesalter gestorben. D. Reb.

- 9 **Cultus SS. Cordis Jesu et Purissimi Cordis B. V. Mariae**, sacerdotibus praecipue et theologiae studiosis propositus ab Hermanno Jos. Nix S. J.; editio tertia emendata et inultum aucta. XI, 235 pg. Friburgi Brigoriae. 1905 Herder. M. 2. — = K 2.40, gbd. M. 2.60 = K 3.12.

Das vorliegende Buch behandelt die Herz Jesu-Andacht, ihre Entstehung, ihre dogmatische Begründung und ihre Übung. Das Erscheinen einer dritten Auflage bezeugt seine Brauchbarkeit. Da Predigten und Bruderschaftsvorträge den Seelsorger oft auf die Herz Jesu-Andacht hinweisen, wird ihm das Werk mit seiner klaren, auf den Quellen fußenden Entwicklung des Gegenstandes sehr zuStatten kommen. Das letzte Kapitel ist der Andacht zum Herzen Mariä gewidmet und stellt die Grundgedanken dieser Andacht dar. L.

- 10) **Das große Diebesmahl heiliger Seelen**. 31 Erwägungen und Gebete vor und nach der heiligen Kommunion für Welt- und Ordensleute. Von P. Lorenz Zeitgeb C. Ss. R. Zweite Auflage. Innsbruck, Rauch. 573 Z. Brosch. K 2.80 M. 2.80; gbd. Leinwand (Notschnitt) K 3.50 (M. 3.50).

Seitdem unser heiliger Vater Pius X. die echt katholischen Grundsätze über die oftmalige heilige Kommunion nachdrücklich betont hat, scheint uns auch die Zahl der Kommunikanten zusehends zu wachsen. Möge nur die Disposition immer möglichst gut sein! Ein vortreffliches Mittel, um die Augenblicke vor und nach der heiligen Kommunion gut auszunützen, ist das angezeigte Buch, das wir dem eifrigen Innsbrucker Redemptoristen verdanken. Nach unserer Ueberzeugung wird es auch Priestern für die Anbetungsstunde sowohl, als auch für Predigten über das hochheilige Geheimnis sehr gut passen. Wir wünschen ihm weiteste Verbreitung.

Brixen, Südtirol.

P. Thomas Villanova O. Cap.

## C) Ausländische Literatur.

### Ueber die französische Literatur im Jahre 1906.

L.

Picard. (l'abbé Louis). La transcendance de Jésus Christ. (Das Uebernatürliche an Jesus Christus. Paris, Plon. 8°. 2 Bände. 566 und 508 Z.)

Diese große, vorzügliche Arbeit wird eingeleitet durch einen schönen, empfehlenden Brief des Cardinals Coullié und eine begeisterte Vorrede des berühmten Schriftstellers Brunetière. Das Werk ist beider würdig.

Da die Evangelien die Grundlage zur ganzen Abhandlung bilden, mußte der Verfasser in einer längeren Einleitung über die Authentizität, Autorität, Integrität, Anordnung u. s. w. derselben sich aussprechen. Bei der Schilderung des Lebens des göttlichen Heilandes müssen Geographie, Geschichte, alle Wissenschaften zur Erklärung und Erläuterung beitragen. Nachdem auf diese Weise ein fester Grund gelegt ist, folgt die eigentliche Abhandlung, und wird das Uebernatürliche an Jesus Christus besprochen, Christus als Lehrer, Prophet, mit der Gabe Wunder zu wirken und göttliche Geheimnisse zu offenbaren ausgerüstet, dargestellt. Endlich wird Christus als Stifter und Organisator der Kirche, welcher er die Vollmacht, sein Werk fortzuführen, erteilt hat, vorgeführt.

Man mag hie und da einer Ansicht des Verfassers nicht Beifall zollen; jeder Theologe wird den Scharfsinn, die Belesenheit, den Reichtum an neuen Gedanken mit Freuden begrüßen.

Déchonille (Chanoine). *Les sacrements expliqués aux chrétiens de nos jours.* (Die Sakramente erklärt den jetzt lebenden Christen.) Paris, Hatem. 8°. 2 Bände XIX. 400 und 370 S.

Die Sakramente den jetzt lebenden Christen erklärt, was soll das heißen? Bedarf man heutzutage einer anderen Erklärung als bisher? Der Verfasser, Kanonikus Déchonille, ist der Ansicht, heutzutage wolle man alles leicht, wo möglich heiter haben. Ernste Darstellungen lesen viele gar nicht mehr. Daher hat er die für die Gläubigen so notwendige Lehre von den Sakramenten auf diese mehr heitere Weise auseinandergelegt. Es ist ihm gelungen, bei seiner mehr unterhaltenden, heitern, geistreichen Schreibweise, doch immer die Würde, welche dem Gegenstande entspricht, zu wahren. Da der Verfasser ein grundgelehrter Mann ist, läßt die Arbeit an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. — Der Rezensent in den „*Etudes*“ (20. November 1906), der sonst so ernste Sempé, ist voll des Lobes über das Werk. Er vergleicht es mit dem guten, täglichen Hausbrot, das im Grunde immer das schmackhafteste und gesündeste ist.

Trémot (Georges). *Les principes ou essai sur le problème des destinées de l'homme. T. VII. Sur la divinité du Christ (suite), de l'Institution de l'Eglise par le Christ lui-même* (Die Prinzipien oder Versuch über das Problem der Bestimmung des Menschen. Band VII. Ueber die Gottheit Christi [Fortsetzung] von der Stiftung der Kirche durch Christus selbst.) Paris, Blond. 8°. 446 S.

Die früheren Bände dieses großen Werkes haben wir jeweilen bei ihrem Erscheinen besprochen. Dieselben haben dem Verfasser großes Lob eingetragen. Dasselbe wird auch bei vorliegendem Bande der Fall sein. In dem 7. Bande wird die Beweisführung für die Gottheit Christi fortgesetzt und zu Ende geführt. Sodann beginnt die Abhandlung über die Kirche. In diesem Bande wird die Gründung der Kirche besprochen. Wer die bisherige Arbeit überblickt, wird gestehen: Wir haben da ein bedeutendes theologisches Werk vor uns.

Marin (abbé). *Saint Théodore 767—826.* (Der heilige Theodor 767—826.) Paris, Lecoffre. 8°. 197 S.

Diese Schrift, wenn auch nicht groß an Umfang, verdient alle Beachtung, sowohl durch ihren Inhalt als durch dessen Behandlung. Der heilige Theodor ist eine höchst erbauliche Erscheinung am Ende des 8. und am Anfang des 9. Jahrhunderts, wo im Orient alles drunter und drüber ging. Man nennt ihn den letzten, echt katholischen Schriftsteller von Byzanz. Er war ein so hervorragender Kanzelredner, daß er von seinen Zeitgenossen dem heiligen Chrysostomus an die Seite gestellt wurde. Eben so fest wie dieser trat er für Recht und Wahrheit ein. Sein Kloster war eine Pflanzschule von Heiligen und Gelehrten. An der Spitze von 1000 Mönchen widerstand er allen Lockungen und Drohungen von Seite des Hofes. Die edlen Mönche wurden all ihrer Habe beraubt, aus ihrem Heim vertrieben, aber sie blieben unerschütterlich. Zwanzig Jahre lang kämpfte der heilige Theodor gegen die Uebergriiffe des Staates, sowie gegen die neuen Lehren, und verteidigte in Wort und Schrift die Vorrechte des Papstes und der Bischöfe, die Rechte der Klöster. Er starb dafür in der Verbannung, fern von den Seinigen, fern von der Heimat.

Da der Verfasser schon früher die Geschichte der Mönche von Konstantinopel geschrieben hatte, welche von der Akademie mit einem Preise gekrönt wurde, war er zur Abfassung dieser Schrift gut vorbereitet. In



der That läßt sie auch an Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. Die vorzügliche Darstellung gewinnt auch dadurch an Reiz, daß der heilige Theodor oft selbst sprechend vorgeführt wird.

Debout (Henri). Jeanne d'Arc. (Johanna von Arc.) Paris. Maison de la bonne presse. 8°. 2 Bände. XVII. 1066 S.

Die freundlichen Leser werden sich erinnern, daß von diesem epochemachenden Werke schon beim Erscheinen des ersten Bandes die Rede war. Der zweite Band schließt sich dem ersten ebenbürtig an. Wir finden da den gleichen Reichtum von Illustrationen, die gleiche schwungvolle Sprache. Dieser Band gewinnt noch viel an Interesse durch Widerlegung irriger Ansichten. Die Geschichte nach der Krönungsfeier in Rheims ist vielfach gänzlich gefälscht worden, und zwar durch übertriebenen Cäsarismus und durch die anspruchsvolle Universität von Paris. Die Sorbonne wollte damals die höchste theologische Autorität in theologicis sein, als solche angesehen sein und daher verlangend, daß wichtige Streitfragen ihr unterbreitet werden. Wohl geschah das oft; aber viele waren doch anderer Ansicht, unter diesen Johanna von Arc; sie appellierte stets an den Papst, als den obersten Lehrer der Kirche. *Hinc illae irae.*<sup>1)</sup>

Im Jahre 1889 sagte der erste Postulant (zur Seligsprechung) M. Captier: Die Jungfrau von Orleans ist zu wenig bekannt; ja nicht selten verkannt. Da gab und gibt es Vorurtheile, Irrthümer, boshafte Entstellungen und Verleumdungen in Hülle und Fülle. Jeder unparteiische Leser wird daher mit Genugthuung sehen, wie ein Irrthum nach dem andern schwindet, ein Verleumder nach dem andern zum Schweigen, zum Widerruf verurtheilt wird.

An der Spitze dieses Bandes ist ein Schreiben des Cardinals Touchet von Lyon, vielfährigen Bischof von Orleans, wie nur er bei seiner gründlichen Sachkenntnis und seiner edlen Begeisterung für die Ehrwürdige es schreiben konnte. Der Verfasser hat übrigens schon von Leo XIII. und Pius X. huldvolle Schreiben der Anerkennung und des Lobes erhalten. Pius X. ist besonders darüber erfreut, daß die von Gott gesendete Jungfrau immer und überall das Reich Christi (*instaurare omnia in Christo*) herzustellen bemüht war.

Baraud (A.). *Le clergé vendéen victime de la Révolution française.* Der Klerus der Vender, Opfer der französischen Revolution.) Leçon, Rideaux. 8°. 2 Bände. IX. 477 S. Vier Porträts.

Der erste Band (wurde hier angezeigt) dieses Werkes war denjenigen Priestern gewidmet, welche unter der Schreckensherrschaft ihr Leben einbüßten, sei es im Kriege, sei es durch Richterspruch. Der zweite Band befaßt sich mit denjenigen, welche den schrecklichen Sturm überlebten, entweder indem sie sich ins Ausland, Amerika, England, Spanien, Italien u. s. w. begaben oder im Lande blieben und unter tausend Schwierigkeiten die reli-

<sup>1)</sup> Die Professoren der Sorbonne vergaßen nämlich, wie die im 19. Jahrhundert in München versammelten Gelehrten, daß sie bei all ihrer Gelehrsamkeit doch noch zur hörenden und nicht zur lehrenden Kirche gehören. Zur lehrenden Kirche gehören *ex officio* nur die Bischöfe; sie sind eigentlich die einzigen Dozenten, *Doctores theologiae*, in ihren Diözesen, und auch sie nur unter der Leitung des obersten Lehrers, des Papstes. Wenn daher ein Bischof den Titel *Doctor theologiae* erhält, kann das nicht den Sinn haben, er sei fähig in der Theologie Unterricht zu erteilen, in theologicis mitzusprechen, sondern nur den Sinn, die Fakultät sei von der wissenschaftlichen, theologischen Bildung in Anbetracht seiner Schriften, Neben u. so überzeugt, daß sie es sich zur Ehre anrechnen, ihn in ihrem Kreise zu sehen. Die Aggregation gereicht mehr der Fakultät als dem Bischof zur Ehre.

giößen Bedürfnisse der Gläubigen befriedigten. M. Baraud schildert ergreifende Szenen der größten Gefahr, des größten Heldennutes und Opfergeistes von Seite der Geistlichen und den Laien. Nicht weniger zu leiden hatten die zahlreich nach Guyano Deportierten. Die Leiden und Entbehrungen während der Ueberfahrt und im Lande selbst vermag keine Feder zu schildern.

Geoffier (Valérien). *Héros trop oubliés de notre époque coloniale.* (Helden, welche in der Kolonial-Epoece zu sehr übersehen werden.) Paris, Desclée. Fol. XVI. 400 S. Illustriert.

Der Verfasser dieses schönen Werkes (B. Geoffier) ist Sekretär des Journals für katholische Missionen und Professor der Geographie an der höhern Handelsschule in Lyon. Er war daher sehr geeignet, diese Arbeit zu übernehmen. Nach seiner Ansicht beläuft sich die Zahl aller, welche sich dem Missionswerke in allen Erdtheilen widmen, auf etwa 14.000! Es ist bewundernswürdig, welche Opfer von ihnen gebracht werden, wie viel Gutes sie wirken, und wie sie auch in wirtschaftlicher Beziehung Pioniere für die Nationen sind, denen sie entstammen. Ihre Verdienste werden aber gerade heutzutage zu wenig erkannt, und am meisten geschieht das von denjenigen Nationen, welche den Missionären den größten Dank schuldig wären.

Au Congo et aux Indes. *Les Jésuites belges aux missions.* Le Congo par Jean Pierpont S. J., Ceylon par Victor de Lelong S. J., Bengale occidentale par Grégoire Van Austen S. J. (Im Kongo und in Indien. Die belgischen Jesuiten auf ihren Missionen: Kongo von Johann Pierpont, Ceylon von Viktor de Lelong, Bengalen von Gregor van Austen. Tours, Cottier. 8°. 345 S. Mit Karten und zahlreichen Illustrationen.

Die belgische Jesuitenprovinz, die wie überhaupt Belgien blühend ist, hat drei Länder zur Ausübung ihrer Missionstätigkeit vom heiligen Vater angewiesen erhalten. Ueber das Wirken und die Erfolge der Missionäre geben drei Patres aus diesen Ländern ausführlichen Bericht. Das Buch ist daher sowohl lehrreich als erbaulich. Die beigegebenen Karten, Illustrationen sind nicht bloß eine Zierde des Buches, sondern sie tragen zum Verständnis des Textes viel bei.

Goyau (Georges). *L'Allemagne religieuse. Le Catholicisme 1800—1848.* (Deutschland in religiöser Beziehung. Der Katholizismus 1800—1848.) Paris, Perrin. 8°. 2 Bände. XVI. 424 und 426 S.

Es ist immer verdienstvoll, die religiösen Zustände eines Volkes einem andern, welches darüber bis anhin so ziemlich im Unklaren war, mitzuteilen. Leider geschieht in dieser Beziehung zu wenig. So ist man auch im allgemeinen in Deutschland über die Verhältnisse Frankreichs wenig unterrichtet. Es wird in Deutschland wohl viel über Frankreich geschrieben und gesprochen, aber meistens von Leuten, welche die Franzosen mit ihrem Charakter, den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes zu wenig kennen, sonst könnte man nicht den edlen, so opferwilligen Geist so lieblos mit Schmähungen und Verleumdungen überhäufen. Ein zehnjähriger Aufenthalt unter ihnen hat mich dieselben lieben und achten gelehrt. — G. Goyau hat sich wirklich große Mühe gegeben, die religiösen Verhältnisse Deutschlands kennen zu lernen. Dafür spricht schon die Anzahl von Büchern und Schriften, die er verwertet und auf welche er in den Anmerkungen hinweist. Interessant ist schon die Einleitung, in welcher der Verfasser die traurigen religiösen Verhältnisse schildert, in denen sich Deutschland schon vor der französischen Revolution befand. Zwei große und mächtige Feinde bedrohten damals die Kirche. Von Seite der Regierungen war es der Josephinismus

und von Seite des Alerus der Hebronianismus. Beide erlitten durch die französische Revolution schwere Niederlagen. Der Hebronianismus verschwand mit den reichen Stiften und Bistümern. Der Josephinismus erholte sich von seinem Schlage und blüht eigentlich bis zur Stunde noch. Wohl mußten die Regierungen, um bei dem allgemeinen Wirrwarr einige Ordnung für ihre Länder zu erhalten, ihre Zuflucht zum Papste nehmen. Allein die „bona mater“ war immer zu nachgiebig, so daß der Staat immer im Vorteile war, und durch die Ausföhrung der Konfordinale es noch mehr wurde.

Sehr schön wird der Einfluß des Romantismus mit den bedeutenden Nonversionen, dem berühmten Cerele in Münster bei der Fürstin Gallizin mit Stolberg, Oberberg, Fürstenberg, Katerkamp u. s. w. geschildert, sodann die Wirksamkeit des Bischofs Sailer, die der großen Publizisten Schlegel, Haller, A. Müller und vor allem die des großen Görres. Auch die großen Theologen Möhler, Döllinger, Klee, Hirscher, Hefele u. s. w. werden entsprechend gewürdigt. Ferner werden uns Kämpfe und Siege vorgeführt, der edle Kirchenfürst Droste-Bischering, der nicht erbauliche Handel der Lola Montez. Die Darstellung verdient eine objektive genannt zu werden. Doch merkt man ihr vielfach an, unter welchen Zeitverhältnissen das Werk geschrieben wurde, — ähnlich wie die Germania des Tacitus.

Champaull (Philippe). Phéniciens et Grecs en Italie d'après d'Odyssée. Etudes géographiques, historiques et sociales. Phönizier und Griechen in Italien nach der Odyssee. Geographische, historische und soziale Studien. Paris, Lerouay 8°. 602 S.

Für Gelehrte, welche sich um die alte Geographie, um die Urgeschichte, um die ältesten Sitten und Gebräuche, sowie um die sozialen Zustände zu Homers Zeiten kümmern. Für diese ist vorliegendes Werk von großer Bedeutung. M. Champaull ist ein Fachmann von außerordentlicher Veleienseit, von seltenem Scharfsinn in all diesen Zweigen des menschlichen Wissens. Es wird in der Tat viel Zweifelhafte entschieden, viel Dunkle aufgeheilt. Das Werk wird von den französischen Rezensenten warm empfohlen.

Thédenot (Henri). Pompéji etc. Histoire, Vie privée. Avec 123 gravures et I plan. II Vie publique avec 77 gravures et I plan. (Pompéji u. Geschichte und häusliches Leben. Mit 123 Stichen und 1 Plan. II Öffentliches Leben. Mit 77 Stichen und 1 Plan.) Paris, Laurens. 8°. 2 Bände. 156 und 140 S.

Der Verfasser ist schon durch sein Forum Romanum bekannt. Hier bietet er uns alles, was Geschichtschreiber, Künstler jeder Art über Pompéji gesagt und geschrieben haben, — somit einen vollständigen Führer für die Besucher und ein schönes Andenken für jene, welche bereits dort gewesen sind.

Dahault (J. E.). Napoléon en Italie (1800—1812). Napoleon in Italien (1800—1812. Paris, Alcan. 8°. IV. 687 S.

Wenn man in Rußland den Kindern Furcht einflößen will, pflegt man ihnen zu sagen: Napoleon kommt! Napoleon kommt! — so sehr war Napoleon ein Baumaß, und hatte alles Furcht vor ihm. Ich fürchte, es sei das auch bei meinen freundlichen Lesern der Fall: den immer und immer wird er uns wieder vorgeführt. Doch nur Geduld! Angezeigtes Werk ist wirklich ein neues Werk, keine Zusammenschreiberei von zwölf andern. Der Verfasser hat in der Tat fleißige und gründliche Archivstudien gemacht und ist schon dadurch imstande, viel Neues zu bieten. So recht neu und eigenartig wird das Werk aber vorzüglich dadurch, daß das Psychologische besonders hervorgehoben wird, was von den andern Historikern entweder ganz unterlassen oder nur flüchtig gechehen ist. M. Dahault gibt sich alle



Mühe uns mitzuteilen, welche Wirkung die Erfolge auf Napoleon selbst, auf seine Freunde, seine Feinde, das Publikum ausübte. Die Erfolge waren wirklich großartig, unerhört. Alexander, Cäsar hatten gut geschulte, mit allem wohl versehene Armeen zur Verfügung. Napoleon schätzte sich im Jahre 1795 glücklich, als Madame Tallien ihm ein ganzes Paar Schuhe und die notwendigsten Kleider verschaffte. Den ersten Feldzug in Italien unternahm er sozusagen ohne Soldaten und ohne Geld. Sogar bei seinem Einzug in Mailand hatten noch viele Offiziere ihre Füße schwarz angestrichen, um den Mangel an Schuhen zu verheimlichen. Und nun diese Erfolge! Sieg auf Sieg über gute Truppen und gute Führer! Welches Selbstbewußtsein mußte das dem noch nicht Dreißigjährigen verleihen! Die Zeitungen aller Länder begannen einen wahren Wettlauf in Lobeserhebungen. Es ist unglaublich, ja fabelhaft, welche Bewunderung und Begeisterung schon dem ersten Konsul von allen Seiten dargebracht wurde. Kaiser Franz war einer der ersten und größten Bewunderer Napoleons. Schon im Jahre 1802 sagte Kaiser Franz wiederholt bei Tisch (bei einem Familienfrühstück in Schönbrunn), wenn Napoleon sich um seine Tochter bewerben würde, würde er sie ihm geben. Es ist bekannt, welche Mühe sich die Bourbonen wiederholt gaben, um Napoleon durch die schönsten Versprechen auf ihre Seite zu ziehen. Napoleon, sein ganzes Auftreten, sein Reden und Handeln, hatte etwas Bezauberndes. Darüber stimmen die englischen Historiker überein. Man hatte daher auch nie den Mut, ihm eine Audienz beim König Georg zu gewähren. Daß die Begeisterung des Publikums nach den großen Erfolgen von 1805, 1806, 1807, 1809 noch ins Ungemessene stieg, ist selbstverständlich. Napoleon stand wirklich vor der Welt da wie ein Uebermensch! Wenn man das Benehmen der deutschen Fürsten zu Erfurt und später zu Dresden bedenkt, kann man es auch Johann von Müller, Goethe und andern nicht zu hoch anrechnen, wenn sie von dieser Lust, welche in ganz Europa wehte, etwas einatmeten, und daß sie sich momentan vom Roi Soleil blenden ließen.

Interessant ist noch, wie Napoleon selbst anfänglich ganz bescheidene Anforderungen für seine Person an die Erfolge stellte, dann aber immer größere und größere. Zuletzt war Europa ihm nicht groß genug. Er wollte das römische Reich, das Imperium Romanum, wie es zu Zeiten Augustus, Trajans, Konstantins war, wieder herstellen, Asien bis Indien, einen großen Teil von Afrika erobern. Nach seinem Wunsche hatte der Senat beschlossen, daß der Kaiser künftig in St. Peter in Rom zum „römischen“ Kaiser gekrönt werde. Der Verfasser läßt Napoleon in Krenl in einer schlaflosen Stunde diese Pläne ausspinnen. Da entsteht plötzlich Lärm, schon steigen Flammen vor den Fenstern des Kaisers empor. Der Kaiser wird genötigt sich ins Freie zu begeben. Da sieht der Unglückliche, wie alle seine Schätze, seine Pläne hier verbrennen, in Rauch aufgehen! — Und nun, wie er unbegreiflich gestiegen, fällt er unbegreiflich von Stufe zu Stufe; er hält sich wohl krampfhaft bei jeder Rampe, aber umsonst, bis er in Longwood auf St. Helena das Grab für sich und seine Pläne findet.

Gruyer (Paul). Napoléon roi de l'Isle d'Elbe. (Napoleon, König der Insel Elba.) Paris, Hachette. 4°. 288 S. Mit 24 Illustrationen.

Man ist gewohnt, von der Firma Hachette nur Vorzügliches zu erhalten. So ist auch vorliegendes Buch ein Prachtwerk nach Ausstattung, Illustration und Inhalt! In schwungvoller Sprache wird geschildert: 1. Die Insel Elba; 2. die Installierung Napoleons; 3. die letzte Idylle; 4. das Fell des Fuchses und die Haut des Löwen; 5. Elba von der Abfahrt Napoleons bis zur Jetztzeit. Meisterhaft schildert der Verfasser den gestürzten, aber noch nicht entmutigten Helden. Die beigelegten Illustrationen werden allgemein gelobt.

Billard (Max). Un interrègne de quelques heures. Ein Interregnum von einigen Stunden. In der Nacht vom 23. Oktober 1812.) Paris, Mareteux. Gr. 8°. 100 S.

Eine kleine, aber interessante Schrift! Die Verschwörung und der Putsch des Hauptmanns Molet (Vorbild des „Hauptmanns von Köpenick“) war im allgemeinen schon bekannt, sowie sein Mißerfolg; aber nicht in ihren Einzelheiten, wie sie uns H. Billard in anmutiger Sprache vorführt.

Von der großen Armee und ihrem Führer Napoleon war seit mehreren Tagen keine Nachricht mehr nach Paris gekommen. Sogleich wurden einige ungünstige Nachrichten herumgehoben, so, der Kaiser sei tot, die Armee aufgelöst. Der vorsichtige Senat, welcher wußte, daß in Paris viele Unzufriedene seien, hatte schon den Entwurf zu einer Verfassungsänderung gemacht. Da warf sich Molet zum General und Kommandanten von Paris auf. Er sollte nun die Regierungsmaschine aufhalten. In Eile sammelte er eine Schar Unbekannter um sich, die sich ihm blindlings anschlossen, ohne eigentlich zu wissen, um was es sich handelte. So sollte in der gleichen Nacht, in welcher der Brand in Moskau ausbrach, der Kaiser in Paris gestürzt werden. In der That bemächtigten sich die Verschwörer des Rathhauses. Der Chef der öffentlichen Sicherheit, Herzog Labori, wird in seinem Bett überrumpelt und gefangen genommen. Der Seine-Präsident, Baron Pasquier, schenkt den Verschwörern Glauben. Jetzt handelte es sich um den Generalstab. General Fulin wird im Bette überrascht. Seine Frau mahnt ihn noch die Schriften zu verlangen. Da er dies tut, schießt ihn ein Pistolenschuß tot nieder. Der General Laboré machte jedoch dem Spiel bald ein Ende. Er wurde zwar auch überrumpelt, aber statt sich gefangen nehmen zu lassen, ließ er Molet fesseln und mit seinen Gefährten ins Gefängnis abführen. Nach vier Tagen erscheinen die 23 Verschwörer mit Molet vor dem Kriegsgerichte; zwölf davon erlitten mit ihm auf dem Marsfelde die Todesstrafe.

Lebay (A.). Les Trois coups d'Etat de Louis Napoléon Bonaparte. (Die drei Staatsstreich von Ludwig Napoleon Bonaparte.) Paris, Perrin. T. I. 8°. XI. 519 S.

Das Werk ist eine Fortsetzung von dem des Dr. Thirrie „Napoleon III. vor dem Kaiserreich“. Es ist auf drei Bände berechnet. Der erste (der vorliegender) erzählt den Staatsstreich von Straßburg und den von Boulogne. Der Verfasser bekennt sich offen als Bonapartist, ohne jedoch alles zu loben oder zu billigen, und daher Andersdenkende abzustößen. Gerade viel Neues bietet das Buch nicht. Das Hauptverdienst des Verfassers besteht darin, in manchen Fällen das Gewisse von dem Ungewissen, auf zuverlässige Quellen gestützt, ausgeschieden zu haben. Als eifriger Bonapartist geht er auch in die einzelsten Details; denn ihm ist alles wichtig, was mit der Familie in irgend einer Beziehung steht. Darstellung und Sprache lassen nichts zu wünschen übrig. Da die Werke Napoleons zahlreich sind, wird es dem Buche an Räubern und an Lesern nicht fehlen.

Blanc (Elie). Dictionnaire de philosophie ancienne, moderne et contemporaine. (Dictionär der alten, neuen und neuesten Philosophie.) Paris, Lethielleux. 8°. XVI. 624 S. zu zwei Kolonnen.

Das Werk wird außerordentlich gelobt. Es enthält 4000 Artikel in alphabetischer Reihenfolge. Alle Philosophen von irgend einer Bedeutung erhalten eine kurze, aber hinreichende Biographie; sodann wird ihr System (Lehre) auseinandergelegt und besprochen. Die Biographien finden allgemeine Anerkennung. Ein anderer Vorzug des Werkes besteht darin, daß es auch die neueste Zeit umfaßt, und sogar die bedeutenden Philosophen der Gegenwart ihre Besprechung finden.

Lechat (Henri). Les maitres art. Phidias et les Sculptures grecques au cinquième siècle. (Die Meister der Kunst. Phidias und die Skulpturen im 5. Jahrhundert vor Christi.) Paris, librairie de l'art ancien et moderne. 8°. 176 S. Mit 17 Photographien.

Die Rezensenten der französischen Zeitschriften finden die Arbeit des gelehrten Rhoner Professors in jeder Beziehung vorzüglich. Sachkenntnis, Scharfsinn, Gelehrsamkeit, gute Anordnung, klare Darstellung sind unbestreitbare Vorzüge. Ins Einzelne einzugehen, ist hier wohl nicht der Ort. J. R äf, Professor.

Essai d'un Système de philosophie catholique (1830 — 31) par F. de la Mennais. — Ouvrage inedit publié par Ch. Maréchal. Bloud.

Es ist gewiß von Interesse, die Religionsphilosophie des berühmten de la Mennais aus jener Zeit kennen zu lernen, die seinem traurigen Abfall von der Kirche vorherging. Im Jahre 1832 erfolgte die Reise nach Rom; dort fand auch statt die Beurteilung der revolutionären Auffassung des Prinzips der Freiheit, die de la Mennais zur Geltung brachte, und der unglückliche Forscher wurde am christlichen Glauben irre. In früherer Zeit verfolgte der Philosoph eine positiv-katholische Richtung, wie aus der Veröffentlichung seiner theologischen Vorlesungen hervorgeht. Jedoch auch schon hier zeigen sich die Keime des Irrtums, der später auf so verhängnisvolle Weise sich kundgeben sollte. Er spricht über die Tradition (die Ueberslieferung), die nebst der Heiligen Schrift eine Erkenntnisquelle der Offenbarung ist, in befriedigender Weise. Aber manches Mal tritt schon jetzt jener demokratische Drang hervor, der die Wahrheit nicht aus dem Munde der lehrenden Kirche vernehmen will, sondern dem die Volksstimme, die demokratische Volkskundgebung, als Organ der Wahrheit gilt.

Soeur Marie Joséphe Kumi, religieuse dominicaine par A. Masson. Lyon, libr. Vitte.

Masson hatte schon früher die fromme Lebenswelt mit einer Lebensbeschreibung der heiligen Rosa von Lima beschenkt, wodurch er dem bußfertigen, strengen Leben der Heiligen einen neuen Reiz verlieh. Das Leben der Dominikanerin Maria Josefa Kumi aus der Schweiz (St. Gallen), welche im Jahre 1817 starb, vergegenwärtigt uns die Sühnungsleiden einer Stigmatisierten des 19. Jahrhunderts. Der erste Grundsatz, der in dieser Biographie zur Geltung gelangt, ist: Gott erwählt uns, und nicht wir erwählen Gott. — Außerdem wird besonders die Bedeutung des Sühnungsleidens hervorgehoben.

Alle Schmerzen, die Maria Josefa erlitt, leisteten Genugtuung für die Sünden der Menschen, für die armen Seelen, besonders für die Gefährdeten.

Boniface VIII. et le premier conflit entre la France et le Saint-Siège par Graziani. Bloud, Paris.

Bonifaz VIII., gleichsam der letzte Papst des Mittelalters, wird von vielen angeklagt, besonders weil sie dessen Machtbewußtsein unzeitgemäß finden. Dem Autor gelingt es, alle diese Anschuldigungen zurückzuweisen. Das Verfahren dieses Papstes mit Celestin V., sein Verhalten Philipp dem Schönen gegenüber, findet volle Rechtfertigung. Durch seine Bulle: „Unam san tam“ hat er nur den katholischen Gedanken zum Ausdruck gebracht, daß dem Reiche Gottes alle Erdenreiche untertänig sind und daß man Gott mehr gehorchen muß als den Menschen.



**La Divinité de Jesus, La Catechèse apostolique par H. Couget. Bloud, Paris.**

Die Gottheit Christi war gewiß der Hauptgegenstand der apostolischen Katechese, besonders inwiefern sie durch die Auferstehung bekräftigt wird. Die etwas oberflächliche Skizzierung der Autors in bezug auf die katechetische Tätigkeit der Apostel könnte auf folgende Weise ergänzt werden: Matthäus, der palästiniſchen Katechese entsprechend, hebt den Welttheiland besonders hervor als Sohn Abrahams, als Sohn Davids; Markus, der uns die petrinische Katechese in Rom mittheilt, betont den Menschensohn als Gottessohn; Lukas, der uns mit der hellenistischen Katechese vertraut macht, führt den Stammbaum des Erlösers von Abraham bis zum göttlichen Vater hinauf, der auch unser Vater ist; Johannes, der Hauptvertreter der kleinasiatischen Katechese, erweist vor allem den Welttheiland als Logos, als Wort der Wahrheit, als Vorseger der Lüge.

**Organisation religieuse de la Hongrie par Emil Horn. (Science et Religion.) Bloud, Paris.**

Der Autor ist bestrebt, außer allen Zweifel zu setzen, daß die katholische Religion in Ungarn die herrschende sei. Er ist besonders darauf bedacht, die religiösen Streitigkeiten in Ungarn als solche darzustellen, die aus politischen Gegensätzen entstehen und deshalb der Religion weniger Gefahr bringen, als die Anfeindungen der Kirche in Frankreich, die aus purem Religionshaß hervorgehen. Infolge dessen wird in Ungarn die Unterrichtsfreiheit wenig oder gar nicht bedroht (?) und der konfessionelle Charakter der Schulen bleibt aufrecht. Das Ergebnis der sehr belehrenden Abhandlung ist, daß Ungarn seinen Platz in der Völkerverfamilie immer einnehmen wird, solange es an seiner Verfassung und an seiner Religion festhält.

**Epicure et l'Epicurisme par H. Langrand. (Science et Religion.) Bloud, Paris.**

Dem Autor gelingt es, vortrefflich nachzuweisen, daß jener Mensch zur Glückseligkeit nicht gelangen kann, der jeden Gedanken an Pflicht, an Vergeltung, an zukünftiges Leben beiseite setzt. Jene Genußphilosophie, die vielfach die gebildeten Klassen Frankreichs beherrscht, ist nur ein Deckmantel der Gedankenlosigkeit und ein Schleier der Bosheit.

**Formation de l'Orateur sacré par le P. Fr. Bouchage. Lyon. Librairie Emmanuel Vite.**

Der Verfasser gibt aus eigener Erfahrung eine Unterweisung für junge Geistliche, die sich für die Kanzel vorbereiten. Die Verkündigung der frohen Botschaft des Heiles, die Belehrung, die Begeisterung und die Befehung der Zuhörer ist die Aufgabe des Predigers. Vor allem aber soll der Prediger Gotteswort verkünden, nicht Menschenwort. Mit großem Geschick gelingt es dem Autor, nachzuweisen, wie er seine Zuhörer belehren, interessieren und bessern kann, wofür er nur jene Methode befolgt, die zuerst den Verstand überzeugt, dann den Willen bewegt, und endlich die Wahrheit liebenswürdig macht.

**„Ce que fut la cabale des dévots“ par Jues de la Brière. Bloud.**

Eine religiöse Inquisition, die zugleich als Kompanie (Gesellschaft) des heiligen Sakramentes ihre Andachtsübungen mit der strengsten Ueberwachung der Ketzer verbindet, ist in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in Frankreich gewiß eine seltsame Erscheinung. Unter der Regierung Ludwig XIII. hatte dieser geheime Kampf, der gewiß von den besten Absichten ausging, gute Erfolge. Sogar der heilige Vinzenz von Paula beteiligte sich daran. Es gelang den eifrigen Mitgliedern dieser geheimen Gesellschaft, viele Freigeister und Protestanten von öffentlichen Ämtern

auszuschließen. Der König und Richelieu erschienen mit dieser eigentümlichen Prozedur einverstanden. Mazarin bereitete dieser Genossenschaft ein rasches Ende. Erst jetzt ist das ganze Altenmaterial über diese Gesellschaft veröffentlicht worden. Man wollte früher die aufrichtig fromme Verbindung in einem minder gehässigen Lichte erscheinen lassen. Jedoch die Wahrheit auch über diesen Gegenstand kann nicht schaden. Die geheimen Umtriebe der Häretiker waren in jener Zeit für Frankreich so bedrohlich, daß man eifrigen Katholiken die Anwendung aller erlaubten, wenn auch gehässigen Mittel zur Abwehr in der damaligen Zeit nicht verübeln kann. Die Geheimhaltung war besonders deshalb erforderlich, weil es nur so den Mitgliedern dieser Kompanie gelang, manche Volksverderber nach Erkenntnis ihrer schlimmen Gesinnung von den öffentlichen Ämtern auszuschließen.

Vie et doctrine du „Sillon“ par Louis Cousin. Vite 3. place Bellecour.

Durch diese Schrift werden wir bekannt mit einer Genossenschaft geistreicher, junger Franzosen, die, entflammt für den Katholizismus, aber zugleich auch für die Demokratie, auf dem erschöpften Boden Frankreichs eine „Kirche“ (sillon) ziehen wollen; in dieser Kirche soll das reichlich ausgestreute Samenkorn der religiösen und nationalen Wiedergeburt Frankreichs zur erprießlichen Frucht emporgebeihen. Daß sich auch in katholischen Kreisen gegen eine solche Tendenz lebhafter Widerspruch erhob, ist begreiflich. Geisteskräftig und wirksam ergibt sich aus der ganzen Bewegung nur der Gedanke, daß Anhänger der Kirche auch gute Demokraten sein können, und daß aus guten, französischen Demokraten die Kirche sehr viele und treue Anhänger zu gewinnen imstande sei.

Bossuet, pensées chrétiennes et morales par Victor Giraud.

Eine Auslese der schönsten Aussprüche von Bossuet versetzt uns in die Lage, ihn mit Pascal zu vergleichen. Pascal ist geistreicher, Bossuet ist pathetischer; Pascal greift scharf ein, Bossuet ist salbungsvoll; Pascal sucht den Zweifel zu überwinden, Bossuet freut sich seines Glaubens; Pascal ist ein strenger Menschenbeobachter, Bossuet findet an seinen Lieblingen und Helden zunächst nur die guten Seiten heraus, während er ihre Schwächen gar gut mit dem Mantel der Nächstenliebe und der Courtoisie zu bedecken versteht. Vorzüglich versteht es Bossuet, die Aussprüche des Seneca zu verwerten. Unter diesen steht oben der Ausspruch: „Id ago, ut mihi instar totius vitae sit dies.“ Die Aufgabe eines Weisen ist, daß er jeden Tag so zubringe, daß mit diesem Tage, wenn er der letzte wäre, die Lebensaufgabe des Weisen gut abgeschlossen wäre.

La Divinité de Jesus-Christ. L'enseignement de saint Paul par Couget. Bloud, Paris.

Die Lehre des heiligen Paulus über die Gottheit Christi wird sorgfältig nachgewiesen. Die Apostelgeschichte, das Evangelium des heiligen Lukas und die Briefe des Apostels bieten hiefür die reichlichsten Belege. Jedoch das Zeugnis des Hebräerbriefes wird einigermaßen abgeschwächt, wenn nach der Meinung des Autors Paulus nicht der Verfasser des Briefes ist; diese Meinung erscheint uns aber unannehmbar und verwerflich.

Newman, Essai de biographie psychologique par H. Bermond. Bloud, Paris.

Um Newman zu verstehen, ist es nötig, sein innerstes Leben zu kennen. Die innere Ausgestaltung, das Seelenleben des Kindes, die inneren Kämpfe des Knaben, das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, die große Achtsamkeit auf die Stimme der Gnade, das Leben im Gebete, die Erlangung des inneren Friedens treten uns in dieser psychologischen Bio-

graphie auf ergreifende Weise vor Augen. In Newman tritt deutlich zutage die Verinnerlichung, die Loslösung und der energische Aufschwung der Seele zu Gott, die endlich nur in der Vereinigung mit ihm den vollkommenen Frieden findet.

Maine de Bizan par Michelet. Bloud, Paris.

In Maine erblicken wir einen Philosophen, der anfangs vom Sensualismus befangen war. Jedoch indem er durch ernste Selbstbetrachtung sich der Selbstsucht immer mehr entäußerte, gelangte er zur wahren Selbsterkenntnis; und hiedurch wurde ihm angebahnt die Erkenntnis Gottes und die Einsicht in das Wesen des Christentums. Die Geschichte der Seelenkämpfe dieses redlichen Forschers ist ergreifend. Die Seele des Autors, von Natur aus christlich, wie Tertullian sagt, strebt empor aus dem Meere des Zweifels und gelangt, vom Glauben gekräftigt, zu jener Ueberzeugung, die der gläubigen Seele den Frieden spendet. Maine erhält die Einsicht, daß der Blick in sich, in das Innere, nicht genügt, um die Seele zu beglücken; er wendet den Blick nach oben; von hier ergießt sich Licht in das verdunkelte Seelenleben und dem überraschten Geist eröffnet sich segensreich das Itinerarium mentis ad Deum.

Saint Jérôme par J. Turmel. Bloud, Paris.

Der heilige Hieronymus, von der Kirche als Doctor maximus gefeiert, hat durch die Uebersetzung der Bibel des Alten Testaments aus dem hebräischen Urtext allen Lesern der Heiligen Schrift einen unschätzbaren Dienst geleistet. Auch durch die Revision der alten lateinischen Uebersetzung des Neuen Testaments hat er der Itala jenes Ansehen gewahrt, das ihr gebührt. Freilich gelang es ihm nicht, seine Palmenübersetzung für den allgemeinen kirchlichen Gebrauch zur Geltung zu bringen. Jedoch seine Revision des vorheraplarischen Italatextes fand Aufnahme in der römischen Kirche. Die Revision des nachheraplarischen Italatextes fand als Vulgarium Gallicanum Aufnahme in Gallien und ist jetzt zum allgemeinen Gebrauch in der Kirche gelangt, wie das Brevier bezeugt. — Die Autorität des heiligen Papstes Damasus hat dem gewaltigen Forscher die Verwirklichung dieses Riesenwerkes ermöglicht, welches anfangs auch unter den ausgezeichnetsten Männern Gegner fand, die, der griechischen Uebersetzung der Septuaginta blindlings ergeben, eine Uebersetzung aus dem hebräischen Urtext für überflüssig hielten. — Dem Autor gelingt es, den Asketen, den Eregeten, den Historiker, aber vor allem den gewaltigen Kontroversisten zur Darstellung zu bringen, welcher die Gegner der Kirche mit der Herkuleskeule zu Boden schmettert. Auf wunderbare Weise vertrat sich mit dieser Schärfe die liebliche Salbung, mit welcher Hieronymus die fromme römische Frauenwelt (Paula, Eustochium) unterwies.

Vinz, Freinberg.

Franz Hübner S. J.

La Dévotion au Sacré Cœur de Jesus. Doctrine. Histoire. Par J. V. Bainvell, professeur de théologie à l'Institut Catholique de Paris. (G. Beauchesne, Paris 1906, 8°, 373 p.)

Der Verfasser hat schon durch Veröffentlichung anderer theologischer Werke in Frankreich sich einen Namen erworben, der durch die gründliche und allseitige Behandlung des vorliegenden Gegenstandes vollständig bewährt erscheint. Nachdem er anfangs hingewiesen, daß die Kirche bei der liturgischen Einführung der Herz-Jesu-Andacht deren Rechtmäßigkeit so vor Augen hielt, daß sie von den Offenbarungen an die selige Margareta Alacoque abhah, geht er im 1. Teile an die Prüfung von deren Schriften. Im 2. Teile erörtert er eingehend den eigentlichen Gegenstand nach den geschichtlichen Daten, den kirchlichen Dokumenten und der praktischen Uebung. Im 3. Teile gibt er die Geschichte der Andacht in ihrer Entwicklung durch



den Lauf der Jahrhunderte, wobei er manche weniger bekannte Tatsachen und Texte an die Öffentlichkeit bringt. So erwähnt er, daß der ungarische Jesuit Hajnal bereits im Jahre 1629 ein Bild des göttlichen Herzens mit Flammen darstellte, das er mit Betrachtungen und Gebeten zu Wien in einer Schrift verausgabte. Bei der Beschreibung der Weltweihe an das göttliche Herz durch Leo XIII. bringt er auch den bedeutsamen Brief zur Kenntnis, den die fromme Klosterfrau, Schwester Maria vom göttlichen Herzen, Droste zu Fischening, aus Portugal an den Papst im Jänner 1899 richtete; die Geschichte der Herz Jesu-Kirche auf dem Montmartre ist wegen der neuesten Ereignisse von Interesse.

Linz, Freinberg.

P. Georg Kolb S. J.

## Erlässe und Bestimmungen römischer Kongregationen.

Zusammengestellt von D. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

**(Krankenkommunion.)** Im letzten Hefte wurde mitgeteilt, daß hinsichtlich der öfteren Kommunion für die Kranken eine Bestimmung demnächst getroffen werde, welche die öftere heilige Kommunion derselben erleichtern werde. Die Bestimmung ist nun erfolgt und hat der heilige Vater am 7. Dezember 1906 folgendes genehmigt:

Kranke, welche schon einen Monat krank darniederliegen, ohne sichere Hoffnung bald gesund zu werden, können nach dem Rat des Beichtvaters ein- oder zweimal in der Woche die heilige Kommunion empfangen, wenn es sich um Kranke handelt, welche in Kranken-Anstalten (piis domibus) sind, wo das heilige Sakrament aufbewahrt wird, oder welche das Privilegium genießen, in Privatoratorien zu zelebrieren; alle übrigen aber ein- oder zweimal im Monat, auch wenn sie vorher etwas flüssiges genossen haben. Im übrigen sind die von dem Rituale Romanum und der Ritenkongregation vorgeschriebenen Regeln zu beobachten. (S. Congr. Concil. d. d. 7. Decembr. 1906.)

**(Requiem am Aschermittwoch.)** Die Acta S. Sedis veröffentlichten in Nr. 12 vom 15. Dezember 1906) ein Dekret der Ritenkongregation vom 5. Juli 1901, welches erst heute weiter bekannt wird. Es wird bei der Ritenkongregation angefragt:

1. Ob bei Festen, die geringeren Rang haben als festa dupl. II classis, die Lektionen der ersten Nocturn, die im Brevier beim Proprium allein angegeben stehen, wie zum Beispiel am 4. August, beim heiligen Dominikus, Beatus vir de Com. Conf. non Pontif. genommen werden sollen, anstatt der Lektionen der Scriptura occurrens, und

2. ob in den Pfarrkirchen, in welchen nur eine Messe am Aschermittwoch gelesen wird, diese eine Requiemsmesse sein darf. Auf beide Fragen gab die Kongregation eine bejahende Antwort.

**(Requiemsmesse in Privat- oder halböffentlichen Dratorien.)** Aus einer an den Franziskaner-Provinzial von Niederdeutschland ergangenen Antwort heben wir die folgende wegen ihrer allgemeinen Bedeutung heraus:

Dürfen 1. in Privat- oder halböffentlichen Dratorien Requiemsmessen an allen Tagen, mit Ausnahme der Tage auf die festa de praecepto oder

solche duplicia primae classis fallen, oder solcher Tage, welche die festa dupl. Iae class. ausschließen, vom Sterbetage bis zum Begräbnistage, so lange nämlich der Leichnam im Hause ist, gelesen werden? Und wenn Ja,

2. ob dieses Privileg auch für öffentliche Dratorien und Kirchen der Seminarien, Kollegien oder religiöser Genossenschaften gültig ist, so daß vom Sterbe- bis zum Begräbnistage, mit Ausnahme der sub 1. angeführten Tage, erlaubt ist Requiemsmessen, so lange der Leichnam im Hause ist, welches an Kirchen oder vorgenannten öffentlichen Dratorien anstößt, zu lesen? Auf die erste Anfrage lautete die Antwort: Ja, wenn es sich um Privatoratorien handelt, wofern der Leichnam tatsächlich (physice) gegenwärtig ist: Nein für halböffentliche Dratorien, welche die Stelle der Kirche vertreten. Auf die zweite Anfrage gab die Kongregation folgende Antwort: Nein, sondern nur einmal an einem einzigen der drei Tage (sed semel tantum in una ex tribus diebus), welche vom Sterbe- bis zum Begräbnistage laufen.

(**Kredo in der heiligen Messe.**) In derselben Anfrage des Franziskaner-Provinzial heißt es an einer anderen Stelle:

Da nicht überall dieselbe Ansicht herrscht, wo auch an den sekundären Festen der Heiligen und deren Oktaven das Kredo in der Messe zu beten ist, während an den Hauptfesten oder an dem Festtage das Kredo gebetet wird, so fragt sich:

1. ist an den Festen der Diözesan-Patrone, der Ordensstifter, wenn sie wenigstens als Feste duplicia gefeiert werden, bei der Messe das Kredo zu beten wie an dem Hauptfeste, so daß zum Beispiel im Franziskanerorden das Kredo gebetet werden muß an den Sekundärfesten des heiligen Franziskus, und bei den Schwestern des zweiten Ordens an denjenigen der heiligen Klara von Assisi als Stifterin desselben? und

2. gilt dasselbe auch für die Sekundärfeste des Haupt- oder Titularpatrones der Kirche, wenn es wenigstens als festum duplex gefeiert wird, so daß zum Beispiel, wo der heilige Johannes der Täufer Hauptpatron ist, auch an den Nebenfesten, zum Beispiel dem Feste seiner Enthauptung das Kredo in der Messe seinen Platz hat? Auf die erste wie die zweite Frage gab die Kongregation eine bejahende Antwort, und zwar führt die Kongregation für die Bejahung der ersten Frage die Dekrete no. 2484 (I. M. S. Fr. Capucci. 27 Aug. 1768 und no. 3249 Ratisbon. 22 April. 1871 ad 1<sup>um</sup> an.

(**Mensa und Titel des Altars.**) 1. Sind Altäre, deren Mensa aus zwei, aber mit Zement festverbundenen Steinplatten besteht, als gültig konsekriert anzusehen oder nicht?

2. Kann ein Altar als gültig konsekriert angesehen werden, wenn sein Mittelfstück aus Marmor, die beiden fest mit ihm durch Zement verbundenen Seitenstücke aus Sandstein bestehen? Und wenn „Nein“, gilt dann das Mittelfstück als Altare portatile?

3. Kann ohne Erlaubnis des päpstlichen Stuhles durch den Ordinarius der Titel eines konsekrierten Altars mit einem anderen umgetauscht werden, zum Beispiel der Titel des heiligen Sebastian mit dem der Mutter von der immerwährenden Hilfe? Und wenn „Nein“, darf dann wenigstens das Bild des heiligen Sebastian mit dem der Mutter Gottes vertauscht werden?

4. Genügt es, wenn das Titelbild des Altars hinter dem Altare als Glasgemälde im Fenster angebracht ist?

Auf alle diese vier Fragen und auch die drei gestellten Unterfragen bei 2. und 3. gab die Kongregation eine verneinende Antwort und berief sich für 1. und 3. noch auf die Dekrete no. 2862 Fanen. 17 Junii 1843 ad 1. no. 3725 Melit. 27 April. 1890 und no. 3750 Salamantina 14 Nov. 1891 respektive no. 2752 Congreg. Mission. 27 Aug. 1836 ad 5 und 7. (S. Rit. Congreg. 10 Nov. 1906.)

**(Kniebeugungen und Ceremonien bei der heiligen Messe und der Krankencommunion.)** Auf eine von Seiten der Kamaldulenser-Kongregation gestellte Anfrage gab die Ritenkongregation folgende Bescheide:

1. Der Messdiener hat vor dem Kreuzfixe des Altars, wo das Sanctissimum nicht aufbewahrt wird, mit einem Knie zu knien beim Ankommen und Weggehen vom Altar, sowie jedesmal, wenn er die Mitte des Altars passiert.

2. Die Ampullen Pöschchen küßt der Ministrant beim Darreichen und beim Anempfangnehmen derselben, ohne jedoch die Hand des Priesters zu küßen.

3. Dieses Küßen hat zu unterbleiben in den Totenmessen und am Karfreitag; gleichfalls küßt auch der Diakon in genannten Fällen nicht Kelch und Patene nach der Rubrik des Missale part. II. tit. 13 no. 2 und Caeremoniale Episc. lib. I. cap. 18 § 16 und lib. II. cap. II. § 5.

4. Der Priester sagt bei Erteilung der Krankencommunion immer Misereatur tui u. s. w., sei es, daß der Kranke das Viaticum empfängt, sei es, daß er aus Andacht oder in Erfüllung der Sterbpflicht kommuniziert.

5. Kommuniziert der Kranke innerhalb der Messe des Priesters, dieser also in der Nähe des Kranken zelebriert, so sagt er stets Misereatur vestri.

6. Der Messdiener spricht in diesem Falle das Confiteor, ebenso wie der Zelebrans das Misereatur, in gewohnter Weise am Altare und nicht beim Kranken. (S. Rit. Congreg. 16 Nov. 1906.)

**(Liturgische Zweifel.)** 1. Dürfen Mönche, welche nur die Tonirer empfangen haben, nach dem Sinne des Dekretes vom 14 Mart. 1906 die heiligen Gefäße und die sacra lintea (Purifikatorien etc.) berühren und den Kelch in der Sakristei vorbereiten ohne spezielle Erlaubnis? Antwort: Ja.

2. Müssen alle diejenigen, welche einen Talar anziehen, seien sie Mönche oder nicht, beim Messdiener auch einen Chorrock anhaben? Antwort: Ja, es sei denn, daß für die Laienbrüder einer religiösen Genossenschaft besondere Vorschriften, welche jedoch approbiert sein müssen, diesem entgegenstünden.

3. Kann der Diakon infolge seiner Weihe, auch wenn andere Priester da sind und außer dem Notfalle, das Sanctissimum von einem Altare zum anderen übertragen? Antwort: Ja.

4. Nach dem Caeremoniale Episcoporum (lib. II. cap. 3 no. 5) setzt sich der Zelebrans beim Anfang dieses Offiziums, wenn er an seinen Platz gekommen ist, auf kurze Zeit, ohne die Ministranten; müssen alle im Chöre sich zur gleichen Zeit auch setzen, und wenn „Ja“, darf dann auch die entgegenstehende Gewohnheit beobachtet werden? Ja, diese Gewohnheit kann beobachtet werden.



5. Muß der Priester bei ausgesetztem Allerheiligsten, wenn er im Anfang des Oramus te und zum Effertorium das *Veni Sanctificator* gebetet hat, mit den Ministri wieder knien, bevor er sich ein wenig auf die Evangelienseite stellt, um Weihrauch einzulegen? Antwort: Nein.

6. In derselben Messe kniet der Subdiakon, nachdem er die Patene an sich genommen, auf der obersten Altarstufe zur Rechten des Diakons nieder, muß er unten am Altar angekommen, noch einmal niederknien? Antwort: Nein, nach dem Dekret no. 4027 d. d. 9 Juni 1899 ad 11 und der Rubrik des Missale. *Ritus servandus in celebratione Missae tit. X. no. 8.*)

7. Nach Verordnung der Ritenkongregation ist bei der Ordination an den Samstag der Quatuor tempora die Feriamesse zu nehmen. Fällt ein festum simplex oder simplicatum ein, ist dann dessen Kommemoration notwendig? Ja, am Pfingstsonntag, Nein an den anderen, es sei denn, daß das Offizium de feria ist; alsdann darf die Kommemoration nicht unterlassen werden.

8. Sind die Seminaristen eines Seminars, dessen Leitung Religiosen obliegt, und welche die Erlaubnis haben, sich nach dem Kalendarium der Religiosen zu richten, gehalten, auch wenn sie außerhalb des Seminars Messe lesen, an das Kalendarium des Seminares gebunden? Antwort: Ja, es sei denn, daß es sich um Benefiziaten handle, diese müssen das Kalendarium ihrer Kirche einhalten.

9. Muß ein Priester bei der Oratio *A cunctis* den Patronus loci nennen, wenn diese Gewohnheit in Gebrauch ist in einer Kirche, welche einem Geheimnis der drei göttlichen Personen geweiht ist oder das Tratorium seinen Patron hat? Antwort: Ja, wenn diese Gewohnheit vorherrscht.

10. Können beim sakramentalen Segen außer der Tration vom heiligen Altarsakrament noch andere Trationen angefügt werden? Antwort: Ja, aber vor dem *Tantum ergo*, wenn andere Gebete vorher gesagt werden; Nein im anderen Falle und am Fronleichnamsfeste und in dessen Oktav. (*S. Rit. Congr. d. d. 23 Nov. 1906.*)

**(Erkardination und Infardination.)** In Ergänzung der im vorigen Hefte mitgeteilten Entscheidungen über die Erkardination teilen wir folgende neue Entscheidungen mit:

Ein Vaie, der von seinem Bischofe die *Litterae dimissoriales* und damit die Erlaubnis erhält, sich von einem fremden Bischofe weihen zu lassen, darf vom fremden Bischofe geweiht werden:

1°. Wenn er aus gutem Grunde *iusta ex causa* vom eigenen Bischof entlassen wird, die Entlassung schriftlich und für eine bestimmte Diözese erhält.

2°. Die Annahme soll unter den früher gemachten Voraussetzungen geschehen und unter Beobachtung des Dekretes „*Vetus*“ d. d. 22 Nov. 1905 hinsichtlich der aus Seminarien entlassenen Minderen.

3°. Der in der *Constitutio „Speculatores“* von Innozenz XI. vorgeschriebene Eid, ist vor Empfang der Tonsur zu leisten. Da jedoch dieser Eid in der fremden Diözese zu bleiben und ihr für immer zu dienen, vor Eintritt eines reiferen Alters *ante maiorem aetatem* kaum ohne Schwierigkeiten

und Gefahren abgelegt werden könne, soll bis zum Eintritt dieses der Empfang der Tonsur verschoben werden.

Diese Bestimmungen hat der heilige Vater genehmigt und Befehl zu deren Veröffentlichung gegeben. (S. Congreg. Concil. d. d. 24 Nov. 1906.)

### **(Beichtsakultät für Priester, welche auf Schiffen reisen.)**

Ein Entscheid der Inquisition vom 23. August 1906 wird im letzten Heft der Acta S. Sedis (15 Jan. 1907) bekanntgegeben, der weitere Beachtung verdient. Derselbe lautet:

Priester, welche eine Seereise antreten, dürfen, falls sie vom eigenen Ordinarius oder vom Ordinarius, in dessen Diözese der Hafen liegt, wo sie das Schiff besteigen, oder vom Ordinarius eines der Zwischenhäfen, wo das Schiff anlegt, die Beichtsakultät erlangt haben, während der ganzen Reise, aber nur auf dem Schiffe, die Beichte aller Gläubigen, welche mit ihnen zusammen reisen, entgegennehmen, wenn auch das Schiff die verschiedensten Diözesen auf seiner Reise berührt. In Ergänzung dieses Dekretes wurde der heilige Vater gebeten, daß er die Sakultät der genannten Priester dahin erweitern möge, daß dieselben auch die Beichte derjenigen Gläubigen entgegennehmen könnten, welche aus irgend einem Grunde das Schiff betreten, ja selbst derjenigen, die bei ihnen, falls sie aus irgend einem Grunde ans Land gingen, zu beichten wünschten, und dieselben auch von den dem Ordinarius reservierten Fällen lossprechen könnten, wofern, und dies gilt für den zweiten Fall, daß nämlich die Priester zufällig ans Land gestiegen seien, kein anderer Priester oder nur ein einziger approbierter Priester am Orte vorhanden sei und der Ordinarius nicht leicht im Falle angegangen werden könne. Am 13. Dezember 1906 gab Papst Pius X. auch diese Sakultät.

**(Irregularität und Dispens.)** Am 16. Dezember 1906 approbierte Papst Pius X. den Entscheid der Inquisition, daß derjenige, welcher die Dispens ab irregularitate ex defectu natalium ob haeresim parentum für die Tonsur und niederen Weihen erhalten habe, ohne weiteres auch zu den höheren Weihen zugelassen werden könne.

**(Beobachtung der Feste in den Missionen.)** Wenn eine Mission eine Dispens hinsichtlich der Beobachtung der Feste erhalten hat, ist dann diese Dispens auch gültig, wenn Missionen von der ersten abgetrennt werden? Die Inquisition beantwortete die Frage mit Ja und der heilige Vater approbierte am 13. Dezember 1906 den Entscheid.

---

## **Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.**

Von P. Franz Beringer S. J., Konsultor der heiligen Kongregation der Ablässe in Rom.

Ein Eucharistisches Priesterbündnis hat sich zu Rom in der St. Claudiuskirche, dem Sitz der Väter vom allerheiligsten Sakrament, gebildet und wurde dasselbst am 27. Juli 1906 vom Kardinalvikar kanonisch errichtet. Sein Zweck ist, die Übung der häufigen und täglichen Kommunion

im Sinne des Dekretes der Konzilskongregation vom 20. Dezember 1905 zu fördern. Alle Priester, welche die Absicht haben, diese Übung unter dem christlichen Volke auszubreiten, können in das Bündnis eintreten. Zur Erreichung des genannten Zieles sollen die Priester eifrig dem Apostolat des Gebetes, der Predigt und der Presse sich widmen; eine kurze Anleitung dazu wird ihnen vom Vereine zugestellt. Als Organ wird die monatliche Zeitschrift der Väter vom allerheiligsten Sakrament benützt, welche den Titel führt: „Annalen der Priester der Anbetung“; sie erscheint in verschiedenen Sprachen.

Se. Heiligkeit Papst Pius X. hat den Priestern dieses eucharistischen Vereines durch Breve vom 10. August 1906 die folgenden Ablässe und Privilegien bewilligt (Acta S. Sed. XXXIX, 531):

1. Dreimal in jeder Woche erfreuen sie sich des persönlichen Altarsprivilegs, wenn sie dasselbe nicht sonst schon besitzen.

2. Sie können eine Stunde vor der Morgenröte und noch um ein Uhr nach Mittag die heilige Messe lesen; ebenso können sie die heilige Kommunion den Gläubigen zu jeder Stunde des Tages spenden, von einer Stunde vor der Morgenröte an bis zum Untergang der Sonne.

3. Mit Erfüllung der üblichen Bedingungen können sie einen vollkommenen Ablass, den Verstorbenen zuwendbar, gewinnen an den Hauptfesten der Geheimnisse unseres Glaubens, der Mutter Gottes und der Apostel.

4. Bei der dreitägigen Andacht, welche nach der Anweisung des Vereines abgehalten wird, können sie nach der Generalkommunion den anwesenden Gläubigen den Segen mit vollkommenem Ablass spenden und zwar mit dem Kreuzifix und einem einzigen Kreuzzeichen und mit Beobachtung des vorgeschriebenen Ritus und der Formel.

5. Für jedes Werk der Frömmigkeit oder der Liebe, das sie dem Vereinszwecke entsprechend verrichten, gewinnen sie 300 Tage Ablass.

6. Die Priester dieses Vereines, welche zum Beicht hören approbiert sind, können ihren Beichtkindern, welche täglich oder fast täglich zu kommunizieren pflegen, einmal in jeder Woche einen vollkommenen Ablass mitteilen.

Durch das nämliche Breve hat endlich Se. Heiligkeit diesen Verein unter dem Titel: „eucharistisches Priesterbündnis“, welches in der St. Claudinskirche zu Rom kanonisch errichtet ist, zum Rang einer Erzsozialität mit den üblichen Privilegien erhoben. Dieselbe kann demgemäß andere Vereine des gleichen Titels und Zweckes in der ganzen Welt sich einverleiben und ihnen ihre eigenen Ablässe mitteilen, jedoch mit Beobachtung der von Clemens VIII. und den anderen apostolischen Erlassen gegebenen Verordnungen. Acta S. Sed. XXXIX, 531.

Um die Ablässe der Rosenkranzbruderschaft zu gewinnen, sind die Mitglieder gehalten, den ganzen Rosenkranz von 15 Gesegen, wenn auch mit beliebiger Unterbrechung, allwöchentlich zu beten. Das galt aber bisher nur von diesem vorchriftsmäßigen Wochenrosenkranz; denn um die sonst noch für das Rosenkranzgebet verliehenen Ablässe zu gewinnen, mußten auch die Mitglieder dieser Bruderschaft die Rosenkränze in einem Zug ohne moralische Unterbrechung beten.



Seine Heiligkeit Papst Pius X. hat nun in der Audienz des Dominkanergenerals vom 13. Oktober 1906 gewährt, daß auch diese übrigen Ablässe alle gewonnen werden können, wenn auch die einzelnen Defaden von einander getrennt gebetet werden.

Analecta Ord. Praedic. 1906; 748.

**Gebet zum heiligen Johann Baptist de la Salle.** — O glorreicher Johann Baptist de la Salle, Apostel der Kindheit und der Jugend, sei doch vom Himmel herab unser Führer und Beschützer. Gehe Fürsprache für uns ein, stehe uns bei, damit wir vor jeglichen Mafel des Irrtums und der Verderbnis bewahrt und stets unserem Heiland Jesus Christus und dem unfehlbaren Oberhaupt seiner Kirche tren bleiben. Erwirke uns, daß wir durch Uebung jener Tugenden, in denen du selbst ein so wunderbares Vorbild warst, dereinst auch an deiner Herrlichkeit in der himmlischen Heimat teilhaben. Amen.

Ablässe: 1. 300 Tage, einmal täglich; — 2. vollkommener Ablass einmal jeden Monat an einem beliebigen Tag, wenn man dieses Gebet einen Monat hindurch täglich spricht; Bedingungen: Beicht, Kommunion, Kirchenbesuch und dabei Gebet nach den Meinungen des Papstes. Die Ablässe sind den Seelen der Abgestorbenen zuwendbar. Pius X., Reskript der heiligen Ablasskongregation vom 28. November 1906.

**Ablassegebet zum heiligen Joachim** aus der Festmesse dieses Heiligen.

Der heilige Vater Papst Pius X. hat für das Stoßgebet:

O Joachim Sancte, conjux Annae, pater almae Virginis, hic famulis confer salutis opem

O heiliger Joachim, Gemahl der heiligen Anna und Vater der Allerheiligsten Jungfrau, bring deinen Dienern hier Hilfe des Heiles.

einen Ablass von 300 Tagen gewährt, der einmal am Tage gewonnen werden kann.

Eigenhändiges Reskript vom 28. Mai (16. Juni) 1906.

**Vollmacht zur Weihe von Kreuzherren-Rosenkränze.** Seine Heiligkeit Papst Pius X. hat der Ablass- und Reliquienkongregation die Vollmacht erteilt, einzelnen Priestern, die darum bitten, die Gewalt zu übertragen, Rosenkränze zu segnen und mit den sogenannten Kreuzherrenablässen zu versehen. Zur Weihe genügt das Kreuzzeichen, doch ist die Erlaubnis des Ordinarius aus der Diözese, in welcher man von der Vollmacht Gebrauch macht, erforderlich. Die Vollmacht selbst wird auf 5 Jahre erteilt.

Bittgesuche sind an das Sekretariat der Ablasskongregation zu richten. Als Formel dafür kann dienen: „Beatissime Pater“.

NN. (nomen, cognomen, dioecesis vel Ordo) ad pedes Sanctitatis Vestrae provolutus, humillime petit benedicendi coronas a Ssmo Rosario B. Mariae Virg. eisque applicandi Indulgentias, quae a Patribus Crucigeris vulgo nuncupantur.

Et Deus etc.

Ephemer. liturg. Nov. 1906, 704.

## Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Joh. G. Huber, Dechant und Stadtpfarrer in Schwanenstadt.

Dem Berichterstatter stießen noch in seinen alten Tagen manche Kenntnisse zu. So kam er unversehens zur Kenntniss eines Baumes, der heißt: *Diabetes maleficus*. Er steht nicht in einer Botanik beschrieben, ist aber sein Holz, Rinde, Blattwerk und Frucht von den Aerzten als officinell anerkannt. Sein Herkommen ist in Dunkel gehüllt. Nach alten Urkunden stand er nicht im Paradiese, sondern ward erst nach dem Sündenfalle außerhalb gepflanzt am Rande des Feldes, das, im Schweisse des Angesichtes bebaut, Dornen und Disteln trug. Er steht noch und trieb seine Wurzeln durch alle Länder der Welt und ebensoweit seine tiefschattigen Aeste und sein Blütenstaub und Rauch dringt unvermerkt vielen Sterblichen ins Geblüt und nach allen Richtungen des Leibes und zeitigt seine Früchte und bringt sie dazu, daß sie so und so viel Prozent Zucker abwerfen!

Die Zuckerkrankheit wird modern, sie gibt den Aerzten viel zu schaffen. Sie analysieren und konstatieren eifrigst, nur wissen sie nicht das Woher? Ueber die Heilmittel sind sie noch nicht in Klarheit, das Wohin ergibt sich den zuckerhäftigen Nachleuten schon ziemlich klar aus den Erfahrungen ihrer Nachgenossen.

Der Berichterstatter ist auch seit längerer Zeit hierin Fachmann, hatte auch seit Neujahr durch einen vollen Monat ein Lagerleben zu führen, belagert von einem üblen Fußgeschwür. Es gab da viel strenge Nachwacht-Stunden: bei Tage hieß es steif auf dem Sofa liegen und nach dem Feinde spähen und die Waffen nie aus der Hand lassen! Stetig mußte das Lagerfeuer hergehalten werden, es war ja strenger Winter, stetig wirbelte darum der Rauch aus der Pfeife, damit der Feind nicht etwa betäubte Miene sehe und selten kam die Feder aus der Hand, sie knipelte in ungefügten Zügen über das Muster aller Geduld, das Papier. In diesem Lagerleben ist dieser Bericht vom Anfange bis zum Ende entstanden.

Auch diese Verrlichkeit nahm ein Ende. Die Wunde ist verheilt. Für diesesmal bin ich dem Andränge des Feindes entschlüpft, wie ein Urlauber gehe ich wieder frei meiner Wege, bis wieder Krieg wird.

Wenn es einmal Ernst und dann Ruhe wird und die Feder der Hand entfällt und es heißen wird, wie der Dichter vom nadowessischen Häuptlinge sagt: „Seht! da sitzt er auf der Matte, aufrecht sitzt er da mit dem Anstand, den er hatte, als er's Licht noch sah“; dann kommt von mir kein Bericht mehr, — und es wird gut sein, sonst schreibe ich noch in ein zweites Vierteljahrhundert hinein, dann wissen die vielgeprüften Leser doch, was mich zur Ruhe gebracht habe: die süße Frucht von dem berücktigten Baume.

Das wird durchaus kein weltbewegendes Ereignis, aber der *Diabetes maleficus* ist in einem anderen Sinne weltbewegend. Er ist die geistige Krankheit unserer Zeit und ist schon epidemisch geworden. Das Salz der Erde, Unseres Herrn Lehre und Gnade, gerinnt der Menschheit unserer Tage zu jedem Zucker des Unglaubens und der Gottentfremdung. Es ist nicht schwer, den Gedanken auszuspiinnen, der klar vor unseren Augen liegt.

Wir haben ein Wissen von diesem süßen Giftbaume. Er ist so alt wie Teufel und Sünde, und treibt Jahrtausende her seine Aeste durch alle Länder und seine Wurzeln, die aus dem Boden dringen und sich einkrallen in die Seelen und sie verderben.

Er hat Zeiten gehabt, wo er an Blut und Leichen der Gemarterten sich labte und wieder Zeiten, wo seine Blätter und Früchte aufleuchteten im gleißenden Lichte der Humanität, des Wissens und der Aufklärung, und wieder, wo er vor dem Lichte des Glaubens und stramm kirchlichen Lebens sich scheute und nur im Dunkel sein Werk fortsetzen konnte und jetzt ist für ihn wieder neue Blütezeit gekommen, er ist modern geworden und kann wieder groß tun. Jetzt senkt sein Blütenstaub von den Kathedern der Voraussetzungslosen sich herab in die breiten Massen, findet Aufnahme bei allen Unzufriedenen, denen dabei so wohlthut, daß jeder Geistesknirps sich hochgewachsen fühlt. Zugleich steigen massenhaft aus dem Boden die Wurzeln und Schößlinge empor und krallen sich in den Organismus der Menschheit: eine glaubens- und sittenlose Presse, eine Vorbell-Literatur, Sinnenkugel in Theater und Musik, die Schmierwerke pornographischer Kunst und alles denkbare Verschleiß, das von unten auf durch die niedrigsten Leidenschaften eindringt in Jung und Alt.

So wissen wir das Woher des geistigen Diabetes und sehen das Wohin?, sehen, wie die giftigen Blasen aufsteigen und der Reihe nach zu häßlichen Geschwülen auseinanderfahren: die Los von Rom-Hege, Massenhaß, Ehereform, Freie Schule, öffentliche Schand-Skandale und der Kirchensturm in Frankreich, der wie Fiebertaserei ein ganzes Volk durchtobt und nach allen Seiten ausschlägt. So breitet sich das vor unseren Augen aus, wie eine unübersehbare Fläche, eitertriefend und unaufhaltsam vorrührend. Und, daß der Infektion kein Einhalt geschehe, dafür sorgen: Israel und die Freimauerei, die alten Diabetes-Träger der Menschheit.

So steht das Woher und Wohin! Gibt es kein Mittel dagegen?

In unserer Gewalt nicht, und für die davon Ergriffenen schwerlich und selten. Wir stehen da, wie die Aerzte gegenüber dem leiblichen Diabetes.

Aber sollen wir nun zage sein und meinen: Alles ist verloren? (War nicht!)

Der Herr über Leben und Tod ist auch der Herr der Seelen, ist der Herr über Seine heilige Kirche, die Er Alles überstehen läßt. Er ist und bleibt der einzige, ewige Arzt. Für Ihn gibt es kein unheilbares Uebel, Seinem Eingriffe ist noch nichts widerstanden: mußte Sein ärztliches Eingreifen oft streng und langdauernd sein, Heilung hat es noch immer gebracht.

Er hat auch für den geistigen Diabetes unserer Zeit das Mittel zur Hand, es mag wohl ein scharfes sein.

Uns aber wählte der ewige Seelenarzt zu Seinen Gehilfen, wir sind die Sekundärärzte des ewigen Primars.

Anerkenne dich des Leibes Arzt, wenn ihre Kunst Erfolg bringt, heimisen sie ihren Lohn ein und werden als Wohltäter der Menschheit gepriesen, wenn sie viel und großes geleistet haben, so werden doch wir Seelenärzte an Berufsfreude und Schaffenslust nicht hinter ihnen zurückstehen! Honorar und Ruhm liegt bei Gott bereit.

Die Arznei haben wir aus Unseres Herrn Apotheke, Kunst und Kraft von Seiner Hochschule und, wo unser Können und Arbeiten nicht ausreicht, da greift Seine Heilkraft ein. Dafür ist die Erfahrung Lehrmeisterin und Erfahrung gibt die beste Praxis.



Jetzt ist gerade wieder die Zeit, wo Osterbeicht und Kommunion so viele Arbeit bietet, wo wir in Seinem Auftrage so viele Wunder Seiner Erbarmung tun dürfen. Jetzt ist die Zeit, wo wir so viele auf die erste heilige Beicht und erste heilige Kommunion vorbereiten und freudig Zeuge sein dürfen von der Wirkung Seiner Rezepte. „Denen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen . . .“ „Wer Mein Fleisch ißt und Mein Blut trinkt, der wird das ewige Leben haben . . .“

Kann es denn anders sein, als mit Freude ans Werk gehen und tun, was in der Kraft liegt, die wir vom Herrn haben! Das Uebrige wird Er tun! Haben wir zu arbeiten in dem Spital, wo die alten Seuchenherde zutage treten oder an wunden Seelen, die noch frisch lebenskräftig sind, überall ist fruchtbares Feld für seelenärztliche Praxis.

Darum den Herren Berufskollegen von der seelenärztlichen Branche und allen, die ihnen zur Seite stehen, ein Prosit! Prosit den Brüdern und Schwestern in aller Welt und noch ein spezielles denen in der Ambulanz in den Missionen aller Weltteile!

## I. Sien.

Vorderindien. Apostolische Präfektur Assam. Der apostolische Präsekt Hochwürden Becker gibt in einem Jahresberichte über seine Mission Einblick in die ganz eigenartigen Schwierigkeiten, die dort obwalten. Das Volk in Assam ist sehr für Bildung und Kultur eingenommen, vorab die Vornehmeren unter den Heiden sind ungemein bildungsbewußt und zeigen, wie ihre abendländischen Vormänner, diese Bildung im Hasse und Hohn gegen alles Christliche und haben hiefür schon zwei Zeitungen in Khaji-Sprache, in denen das Christentum der Lächerlichkeit preisgegeben wird: Hand in Hand hiemit geht eine Zeitung der Methodisten, welche die Vorurteile gegen alles Katholische als tägliche Kost bringt.

Zur Abwehr dagegen muß die katholische Mission auch den Zeitungsboden betreten. Seit September hat sie eine Druckerei in Shillong, freilich noch eine sehr dürftige, aber es betritt schon eine Missions-Zeitung in der Khaji-Sprache „Kaiing Khristan“ christliche Familie den Kampfplatz.

Tatkräftige Hilfe tut diesem Unternehmen not. Ebenso dringend notwendig ist auch die Errichtung einer Lehrer- und Katechisten-Bildungsanstalt, sonst wird die Mission von den Gegnern ganz überflügelt; die Methodisten haben schon 774 Schulen mit 897 Lehrern, die katholische Mission besitzt erst 21 Schulen mit 22 Lehrern. Das Heidenvolk ruft aber von allen Seiten um katholische Missionäre und Lehrer.

Das Missionswerk wird fleißig gepflegt.

Es arbeiten 11 Priester, 8 Schwestern und die erwähnten 22 Katechisten in 7 Haupt- und 32 Nebenstationen und 6 Waisenhäusern, auch in Vereinen und Bruderschaften; die Zahl der Katholiken ist nahezu 1500, der Katechumenen 300 und geschah auch viel an notwendigen Bauwerken.

In der Diözese Buna ist die Mission Sanganmer noch immer unter Leitung unseres altbekannten P. Weishaupt S. J. und gab es üble Zeit zu verkosten. Neuerdings herrscht die Pest. Die Hälfte der Bewohner ist entflohen, die andere Hälfte hat dem Tode täglich 12—15 zu liefern. Die Missionare mochten gerne an allen diesen die ernste Arbeit tun, leider

aber sind die meisten Mohamedaner oder Heiden; sie erzielten aber im letzten Jahre bis September doch 260 Tausen, 108 christliche Begräbnisse und 40 Familiengründungen durch christliche Ehe. Der gute Missionär bittet die Missionsfreunde um Memento. (Fr. L. M.)

Aus Tritzchinopoli kommt von P. Lacombe S. J. ein Hilferuf: Er hat in etlichen Jahren 160 Leute aus der Paria-Kaste und 50 aus der vornehmen Sudra-Kaste unterrichtet und getauft, mußte sie in einer Art Reduktion sammeln, um sie vor dem Hasse der heidnischen Mitbürger möglichst zu sichern.

Das ging leidlich gut, die Leute konnten sich mit Arbeit fortbringen, bis die Hungersnot einbrach und dieses arme Volk in die ärgste Notlage drängte. Nun muß der Missionär seinen Leuten beispringen, besonders den Kindern und Greisen; kann er es nicht mehr tun, so verfallen sie den Anlockungen der Gegner und sind verloren. Er tut, was nur möglich, aber bei dem Aufhören der Almojen aus Frankreich geht es mit seinen Mitteln zu Ende: er bittet flehentlich die Missionsfreunde aller Länder um Hilfe. (Fr. L. M.)

Hinterindien. In Siam hat die Mission unter 4<sup>1,2</sup> Millionen Bewohnern 22.500 Christen, 42 europäische und 15 einheimische Priester, 12 Schulbrüder, 96 Schwestern und 38 Katechisten. In 44 Schulen und 15 Waisenhäusern sind über 3000 Kinder.

Im Verhältnisse zur Zahl der Missionsträfte möchte man sich die Zahl der Bekehrten größer vorstellen, jedoch obwalten auch dort eigenartige Schwierigkeiten. Abgesehen von dem Sprachengemenge, welches an die Missionäre enorme Forderungen stellt, ist der Charakter des Volkes der Mission wenig zuträglich. Es ist ein träges, aller Anstrengung abholdes Volk, schlafft in körperlicher und ebenso in geistiger Arbeit, dem auch die christliche Sittenlehre gar nicht nach dem Sinne ist. Dennoch ergaben sich in den letzten Jahren bessere Erfolge, jährlich gegen 500 Bekehrungen.

Viel bessere Ergebnisse zeigen sich bei den dortigen chinesischen Einwanderern und Ansiedlern. Dieses regsame Volk ist weit empfänglicher für christlichen Unterricht und die Getauften erweisen sich als treue und eifrige Christen. Die Missionäre erfreuen sich alljährlich großen Zuwachses und sind voll Lobes über ihre Leute. (Fr. L. M.)

China. Apostolisches Vikariat Kiangnan. Dieses an Katholikenzahl größte Missionsgebiet der Jesuiten hatte im letzten Jahre wieder reichliche Seelenernte zu verzeichnen. 7000 Neubefehrte, womit die Gesamtzahl auf 152.000 gestiegen ist. Mit Recht spricht der apost. Vikar Msgr. Paris S. J. im Berichte seine Freude aus, aber ebenso auch ernste Besorgnis über die gegenwärtige Lage im ganzen Reiche.

Wie in einem brodelnden Kessel ist alles in Siedhize und steigen die Blasen empor, die das gesamte Leben neu und anders gestalten wollen, das Unterrichtswesen, Verfassung, Entwicklung der Presse, den militärischen Drill nach fremden Mustern, Revolutionsgelüste u. s. w. Alles das überstürzt sich gegenseitig. Kein Mensch kann sagen, wohin diese Dinge führen werden. Man befürchtet mit Grund, daß die Mission neuen Stürmen entgegengehe. (Fr. L. M.)

Süd-Schantung. Aus der Statistik des Jahresberichtes von Ostern 1905 bis Ostern 1906 ist ein gutes Fortschreiten der Mission ersichtlich. Im Bezirke Töng-Chien wurden 11 Christengemeinden gegründet, wodurch

die Zahl solcher schon über 100 steigt; im Bezirke Schien entstanden 13 neue Gemeinden, womit die Zahl 52 erreicht ist; in beiden Bezirken zusammen sind über 7000 Katedumenen. Auch wurden 25 Schulen errichtet. Die Mission Sintichöng, in deren Umgebung 20 Christengemeinden liegen, soll eine neue Kirche erhalten; im Bezirke Kwantschöng sind in 11 Dörfern über 600 Getaufte, in Tschantschöng gegen 200, in Nan 53, in diesen 3 Bezirken 500 Katedumenen.

Der Gouverneur der Provinz machte bei einer Inspektionsreise auch Besuche in den katholischen Missionen, deren Kirchen und Schulen, äußerte große Anerkennung, hielt Ansprachen an die Schülerenschaft, munterte auf, daß Missionschüler auch in die höheren staatlichen Lehranstalten eintreten sollen, verbieth ihnen Unterstützung und Beförderung zu guten Stellungen u. s. w. Gebe Gott, daß sich alles bewahrheite.

Von wirklich großer Bedeutung ist das Erscheinen des von Msgr. Bischof Henninghaus verfaßten deutsch-chinesischen Wörterbuches, dessen erster Band die Missionsdruckerei in Tientsin verlassen hat. Es wurde mit Sehnsucht erwartet und allseits mit Freude begrüßt, ist eine Ehre für die deutsche Nation und wird ein großer Behelf für die Missionsarbeit. (St. M. B.)

Apostolische Präfektur Kaschmir und Kasiristan, Missionsgebiet der Millhiller, hat unter 15 Millionen Bewohnern, davon 13 Millionen Mohamedaner, 2 Millionen Buddhisten, verstreut 4000 Katholiken. Es läßt sich denken, welche Arbeit und Sorge dort die Missionäre treffen. Es sind ihrer 13 Priester, 18 Schwestern, verteilt auf 18 Stationen mit 3 Schulen und 2 Waisenhäusern. (St. J. M. B.)

Kurdistan. Die Mission unter den sogenannten Berg-Nestorianern hebt sich trotz aller Anstrengung der Wideriacher. Der chaldäisch-katholische Bischof Manna ist offenbar der rechte Mann dazu, wie ein Apostel zu wirken. Seiner Tatkraft gelang es, durch Unterstützung vonseite des „Werkes der orientalischen Schulen“, eine große Zahl Schulen zu erbauen, die an Wochentagen dem Unterrichte, an Sonn und Feiertagen dem Gottesdienste dienen; sie werden unter Beihilfe der Leute billig gebaut. Schon bestehen in 6 Distrikten in 47 Ortschaften solche katholische Schulen mit 64 Lehrern, davon 30 zu Diakonen und 1 zum Priester geweiht sind.

Auch an Heranbildung von einheimischen Priestern und Lehrern wird fleißig gearbeitet, so im Pensionate der Dominikaner in Mar Jacob und im Seminare zu Mosul. Das Volk, seit uralter Zeit vom Schisma festgehalten, zeigt großes Vertrauen und Andrang zur katholischen Mission. (Fr. L. M.)

Porneo. Die Mission Sandakan betrauert den Tod des P. Devette gest. 6. Sept. 1906 im 33. Lebensjahre. Er war Mitglied der Millhiller-Kongregation und wirkt seit 1900 in der Mission, erbaute eine Kirche, leistete in kurzer Zeit ungemein viel und erlag der Ueberanstrengung. (St. J. M. B.)

Ceylon. Die rührige Mission der Obl. M. J. setzt seit Jahren alle Mühe daran, auch die Presse in den Dienst der Mission zu stellen, was dort ebenso notwendig ist, da die Ceylonesen sehr für Lektüre eingenommen sind.

So erscheinen in Colombo 2, in Kassa 1 Zeitung, hier auch ein großes Werk „Vehrgang des katholischen Glaubens“, auf 4 Bände berechnet, welches in leicht faßlicher Weise in der Familien-Sprache die religiösen Wahrheiten zum Verständnisse bringt. Neuensien werden auch



über streitige Punkte vielfach Traktate unter dem Volke verbreitet und bestehen schon mehrere Leihbibliotheken. Die Schulen lassen sich gut an. Beweis dafür ist, daß bei den staatlichen Prüfungen die Missionschüler und -Schülerinnen durchwegs die besten Erfolge errangen. In Colombo wurde für die der Schule entwichenen jungen Leute eine Sonntag-Fortbildungsschule eröffnet, wo gebildete Laien den Knaben und Schwestern den Mädchen Unterricht erteilen. (S. B. d. M. S.)

Philippinen. Die Millhiller Missionäre bringen im St. Jof. M. V. nach und nach Berichte über das ihnen übertragene Gebiet Antique. Es gehört zur Diözese Zaro, welche 40 Inseln umfaßt mit  $1\frac{1}{2}$  Millionen Bewohnern zumeist Katholiken, die aber lange Zeit ohne Priester waren. Wo Priester überhaupt angestellt sind, trifft auf einen Priester eine Seelenzahl von 16.000.

Der größte Teil des Volkes ist in völliger Unwissenheit, zudem noch den Anfechtungen des Aglipaya-Schismas ausgesetzt. Da sind die Missionäre nicht auf Rosen gebettet. Noch sind sie kaum ein Jahr dort und ist schon einer aus ihrer Mitte entrißen: P. Smale, der eben nach Erlernung der Sprache kräftig an die Arbeit treten konnte, ist durch den Tod dahin gerafft. — Bis jetzt wurden 3 Stationen errichtet.

## II. Afrika.

Apostolisches Vikariat Zentral-Afrika. Der apostolische Vikar Msgr. Geher veröffentlicht im „Stern der Neger“ eine Schilderung seiner Vereisung des Landes der Njam-Njam und spricht sich dahin aus, daß er dieses Volk aller Mühen und Opfer für wert halte, die darauf verwendet werden müßten; aber die Schwierigkeit, die besonders in dem ungesunden Klima und dem Mangel an Verkehrsmitteln liege, sei derartig groß, daß es nur bei Aufwendung außerordentlicher Mittel und großer andauernder Unterstützung möglich würde, dieses Werk durchzuführen.

Unter den Schilluk-Negern arbeiten die Söhne des heiligsten Herzens nun 5 Jahre. P. Vanholzer schreibt in derselben Zeitschrift: Die Arbeit ist eine harte. Abgesehen von der körperlichen Anstrengung im Ziegelschlagen, Brennen, Brunnengraben, Häuserbauen, Straßen- und Gärten-Anlegen, was alles die Missionäre und Brüder leisten, ist die geistige Arbeit nicht minder hart.

Das Volk, zwar geistig sehr begabt, ist wild bis ins Mark hinein, mißtrauisch gegen die Fremden, seine Religion ist ein wüstes Gemengsel von Aberglaube und Zauberei, daher sind die Erwachsenen der öffentlichen Belehrung schwer zugänglich. Es kann nur durch den Anblick des von den Missionären Geschaffenen nach und nach ihr Mißtrauen überwunden werden. Der Unterricht in den Schulen der Missionäre und Schwestern wird mehr und mehr als nützlich anerkannt, auch wird der Krankendienst der Schwestern gerne gesehen.

Dieses alles muß erst Grundlegung sein, diese wird offenbar gut; von Massenbelehrung kann noch keine Rede sein, es geht alles vorsichtig langsam. Der Missionär sagt: Wir arbeiten wahrlich nicht im Galopp, — wir wollen auch keine Galopp-Christen, sondern überzeugte vollchristliche Leute!

Apostolisches Vikariat Ober-Nil. Die Uganda-Mission der Millhiller hat wieder neue Erfolge aufzuweisen. Die beiden neuen Stationen Iganga und Kamuli sind schon kräftige Christengemeinden. In einer Reihe von Orten wurden der Mission Baupläze zur Verfügung gestellt

zur Errichtung von Katechumenaten, in welchen die Katechumenen ihre letzte Vorbereitung zur heiligen Taufe finden und außerdem Katechisten herangebildet werden. In der Station Kamuli finden sich z. B. 400 eifrige Katholiken und 1000 Katechumenen. In der neuen Station Kairondo wird nun Grund gelegt. (St. J. M. B.)

Leider setzt die grauenhafte Schlafkrankheit ihre Verheerungen fort. Die weißen Väter errichteten bis jetzt 5 Spitäler, in denen die von der Seuche Ergriffenen, von allen ausgestoßen und verlassen, Pfllege finden. Rettung vor der leiblichen Krankheit gibt es auch dort nicht, aber reichliche Rettung der Seelen.

Auch mehrere Missionäre sind davon ergriffen; es wurden 1 Priester und 2 Brüder in das Institut Pasteur in Paris gebracht, wo die Behandlung anscheinend Erfolg brachte. (St. d. N.)

Apostolisches Vikariat Unjanjembe. Die weißen Väter eröffneten zu Beginn 1905 eine neue Mission unter dem Namen Mariensee nordöstlich vom Tanganjika-See). Nach einem Jahre hatten sie schon den Bau der Kirche weit vorwärts gebracht, dazu Priesterwohnung, Feld und Garten angelegt, alles eigenhändig.

Bis jetzt zeigt sich eine wahre Missions-Iddle. Das Volk zutraulich, die Kinder sind schon gut Freund mit den Missionären, alles Gute ist zu hoffen. (E. a. N.)

Ost-Afrika. Apostolisches Vikariat Bagamoyo. Nach dem Stürme des Aufstandes geht nun wieder alles in Ruhe vor sich. Die Station Longa hatte im letzten Jahre 372 Tausen, eine Zahl, welche seit der Gründung nie erreicht wurde; günstiger Anlaß war, daß viele Flüchtlinge dort Zuflucht fanden und bei längerem Aufenthalte Vertrauen faßten und Katechumenen wurden. Auch wurden mehrere Anstalten für Katechumenen und Katechisten eröffnet. Bedauerlich ist, daß wieder materieller Schaden eingetreten ist. Der ganze Viehstand, 60 Kinder, viele Esel und Schweine, sind an einer Seuche eingegangen und ist damit der Lebensunterhalt wieder dahin.

Ein Abgeordneter, Teilnehmer an der „parlamentarischen Studienreise nach Deutsch-Ostafrika“, schildert in der Augsburger Postzeitung die Stadt Bagamoyo und bespricht mit Begeisterung die Mission der Väter vom heiligen Geiste und hebt hervor, wie diese vor 34 Jahren dieses Sumpfgebiet zur materiellen und geistigen Bearbeitung übernahmen, wie seither 100 Priester und Brüder dort in übergroßen Mühen ihr Leben hinopferten, wie aber diese heldenmütigen Pioniere der Kultur nach und nach an Stelle der giftigen Sümpfe wahrhaft paradiesische Anlagen in Garten-, Wiesen- und Feldwirtschaft mit prächtiger Viehzucht herstellten und das geistige Arbeitsfeld ebenso zu herrlicher Entwicklung brachten. (E. a. Nn.)

Apostolisches Vikariat Süd-Tansibar. Sämtliche Meldungen sind noch immer ein Spiegelbild der Verheerungen durch den Aufstand. Ueber dem, was unverdrossener Kleiß neu herstellt, leuchtet das Morgenlicht einer besseren Zukunft, mit neuem Vertrauen wendet sich das Volk der Mission zu.

In Pemahlo hielten die Christen am Jahrestag der Ermordung ihres Missionärs P. Franz eine würdige Sühnungsfeier, kamen in Menge zum Empfange der heiligen Sakramente und zum Seelengottesdienste. Die Mission konnte noch nicht überall wieder aufgenommen werden, wohl aber ist der Schulunterricht wieder allweg eröffnet, obwohl noch viele Bauten

erst neu errichtet werden müssen. Neues Unglück ist eingezogen: Bittere Hungersnot und als Folge viel Krankheit. (M. St. Dtt.)

Süd-Afrika. Namaqua-Land. Aus der Station Pella meldet P. Anner Obl. S. J. S. mehrfache Leiden und Mühen, die der Mission hart zusetzen. Hunger infolge langer Trockenheit treibt viele Leute zur Landflucht, so daß die Stationen entvölkert werden. Zu den nötigsten Bauten mangelt es an Holz, welches von weit herbeigeschleppt werden muß; die Missionäre leiden Mangel an Geld und Nahrungsmitteln.

Der Station Heiragabis und der ganzen Mission hat das Christkind ein schönes Geschenk gebracht. Zu Weihnachten wurde dort der Friede zwischen Deutschen und den aufständischen Bondelzwarts geschlossen. Alles ist deßhalb froh; gewiß haben auch die Missionäre ehrlich ihren Teil dazu beigetragen.

Diese Station, für welche ein größerer Grundbesitz erworben wurde, ist der Mittelpunkt für die auf dem ungeheueren Gebiete verstreuten Katholiken. Regenmangel dauert schon 18 Monate, alles Gewächs ist zugrunde gegangen, Hunger und Krankheit greifen erbarmungslos um sich; Erdensschmerzern vom heiligen Franz v. Sales aus Linz haben nun unter diesem armen Volke übergenug Arbeit, nachdem sie von dem schweren Spital- und Ambulanzdienste im Kriege sich noch kaum erholt haben. (Dicht.)

Apostolisches Vikariat Natal. Dort gab es auch jüngst eine Episode der „schwarzen Gefahr“. Auch die englische Regierung ist nicht frei von den Fehlern, welche anderswo die Eingeborenen zum Aufstande reizten. Willkürliches Auftreten der Beamten, zu strenge Strafen, das harte Ausheben der Leute zu langwierigen öffentlichen Arbeiten, stets neue Steuern u. i. w. brachten auch dort zuerst die Zulus und dann andere Stämme in Aufruhr. Die Leute waren zum Glück nicht organisiert und schlecht bewaffnet, hatten keinen tüchtigen Führer. Dadurch gelang es, die Sache kurzerhand in Pulver und Blei abzutun! Auf wie lange? Die Mine ist und bleibt geladen, kommt sie zum Sprengen, dann wehe!

Die Mission der Obl. M. J. leidet hart unter diesen Verhältnissen. So arbeitet sie seit 9 Jahren in der Station Emoyeni unter den Zulu und hat erst 300 Bekehrte und etwa ebensoviele Katechumenen. Sie kann nur auf Unterricht und Erziehung der Jugend aufbauen; da tut sie freilich, was bei äußerst beschränkten Mitteln möglich ist. Almosen hätte da gute Verwendung. (M. J.)

In der Trappisten-Mission sind wie bisher ständige Erfolge.

In Marianhill taufte der neue Abt P. Edmund Brecht zu Pfingsten über 100 Erwachsene, während der frühere Abt P. Gerard, der nun wieder als Missionär in Genstochau arbeitet, deren 67 selber vorbereitet und getauft hat.

In beiden Fällen wohnte eine große Volksmenge der Feierlichkeit bei, auch Leiden und zeigten ein Benehmen, aus dem sich schließen läßt, daß das Missionswerk sich allgemeine Achtung erworben habe. (Berg.)

Apostolisches Vikariat Transvaal. In der Goldstadt Johannesburg errichtete P. Volk Obl. M. J. 1901 unter ganz trostlosen Verhältnissen eine Mission unter den Kaffern-Arbeitern. Mit 3 derselben begann er eine Abendchule, sie wuchs bald auf 40 an, er gewann sie auch



für die christliche Lehre. Heute hat er eine nach Hunderten zählende katholische Gemeinde, die sich musterhaft hält.

Für Kinderschule und den Gottesdienst mußte jahrelang eine häßliche alte Scheune dienen, jetzt hat die Kafferngemeinde ein schönes Gotteshaus, zum großen Teil aus den Beiträgen des armen Arbeitervolkes erbaut. (M. J.)

Dentsch=Südwestafrika. Der Herero-Aufstand scheint nun doch zu Ende zu kommen, die Missionen, die dadurch zu großem Schaden kamen, können wieder ihre Tätigkeit aufnehmen, Zerstörtes wieder aufbauen, Neues errichten.

So erhielt Swakopmund Neubauten, Omeruru eine Missionsniederlassung für die weiße Bevölkerung, Usakos und Ombaba für die Schwarzen; die zerstörte Station Epukiro ist von P. Watterott wieder bezogen und mit Betschuanen besetzt, mit deren Hilfe ein neues Kirchlein erricht. (F. W. a. S.)

Apostolisches Vikariat Ubanghi. Der apostolische Vikar Msgr. Augouard ist schwer am Fieber erkrankt. In der Mission ergeben sich gute Erfolge, besonders das Bateke-Volk drängt sich zur Mission. Im ganzen Vikariate sind in 24 Schulen 1500 Kinder; Ordensschwestern arbeiten segensreich am Unterrichte und Erziehung des weiblichen Geschlechtes und im Krankendienste. (Fr. t. M.)

Von dort kommt an das „Echo Knechtsteden“ ein Notschrei, der innigstes Mitleid erregen muß.

St. Nadeqund am Allina-Flusse, 1899 vom apostolischen Vikar Augouard gegründet für die Mission unter den Mbuchi-Negern, den wildesten der wilden Kannibalen, hat den Missionären lange Widerstand entgegengezeigt; wiederholt wurden die Missionäre überfallen und übel traktiert. 10 „Vater vom heiligen Geist“ wirkten bisher dort, 5 derselben sind den Strapazen erlegen, 3 mußten mit zerrütteter Gesundheit zurück, 2 sind noch dort und teilen sich in der Arbeit bei den Kindern und den 80 Bekehrten in der Station St. Nadeqund und bei den in weiter Umgebung verstreuten Christen.

Gefahren von wilden Tieren, besonders Leoparden, sind an der Tagesordnung, Fieberanfälle häufig; alles scheint ihnen erträglich; aber am 13. September 1906 schlug der Blitz ein und die Kirche und das Missionshaus brannten vollständig nieder, alles ging zugrunde, auch die Lebensmittelvorräte und die Hausapotheke, deren sie so sehr bedurften!

Der Hilferuf bedarf wohl keiner näheren Begründung. — Helfet!

Das apostolische Vikariat St. Paul in Loando hat einen neuen Oberhirten Don Anton Yeao. Er ist Portugiese, 1860 geboren, seit 1886 Priester, zuerst Professor, dann Pfarrer, resignierte auf seine Pfarre Vustoja, um der afrikanischen Mission seine Tätigkeit zu widmen. Auf ihn wird große Hoffnung gesetzt. Gott sei mit ihm! (E. a. S.)

Die Scheutvelder-Missionäre bringen es gut vorwärts. Zu den 5846 Christen, die sie im vorigen Jahre ausweisen konnten, sind im letzten Jahre noch 4226 durch die heilige Taufe gekommen und die Zahl der Katechumenen beträgt 19.700!

In der apostolischen Präfektur Ober-Kassai sind auch 4750 Getaufte und 5300 Katechumenen. Leider sind innerhalb Jahresfrist 1585 Todes-

fälle vorgekommen, die meisten an Schlafkrankheit, in Folge dessen die Waisenhäuser überfüllt sind, derzeit mit 700 Pfleglingen. (E. a. A.)

Apostolisches Vikariat Sierra-Leone. Die Missionsleitung der Väter vom heiligen Geist schickte in das Landes-Innere zur Gründung der Mission bei den Mende-Negern die PP. Künemann und Sinner, die an ihr Ziel gelangten und im Dorfe des Königs Makame ihr Werk begannen. Das Volk ist noch im nackten Urzustande und sah noch nie Weiße unter sich, staunt die Fremdlinge an, die Kinder fürchten sie; — hoffentlich werden sie diese bald lieben lernen. (E. a. A.)

### III. Amerika.

Nordamerika. Apostolisches Vikariat Saskatchewan. Die Missionäre Obl. M. J. werden außer ihrer Arbeit bei den Indianern immer mehr in Anspruch genommen durch die Einwanderermassen, für welche die Seelsorge geleistet werden muß.

So schreibt P. Brück aus Prinz-Albert: „Alles ist hier in Gährung, ein fieberhaftes Hin- und Herlaufen, das ganze Land wimmelt von Einwanderern, Agenten und Spekulant. Die Zahl der Missionäre müßte sich verzehnfachen und müßte ungeheure Geldsummen zur Verfügung haben, um den Bedürfnissen so vieler zu entsprechen, all die Leute nach ihren Sprachen zu sammeln, ihnen Kirchen zu bauen“ u. s. w.

Das bereits Angefangene darf doch nicht vernachlässigt werden, besonders auch die Heidenmission, die Sorge um die vielen Waisenkinder, wofür inständig um Almosen gebeten wird. (S. B. aus Sinf.)

Vereinigte Staaten. Apostolisches Vikariat Arizona. Dort errichteten 1898 die deutschen Franziskaner aus Cincinnati bei den Navajos-Indianern die Mission. Diese sind ein Bauern- und Hirtenvolk, 20.000 an Zahl, deren volles Zutrauen die Missionäre sich erworben haben, indem sie ihnen behilflich sind, ihr Gebiet von Fremden rein zu halten, wodurch auch das Missionswerk ohne Störung gelingt.

Außer der Hauptstation St. Michael ist eine Außenstation im Tale Chinlee und geht man nun an die Gründung einer neuen Station am S. Juan-Flusse auf dem Gebiete von Neu-Mexiko. Auch Schwestern sind dort thätig und leiten eine angesehenere Schule in St. Michael. (St. M. B.)

Texas. Die Obl. M. J. haben in diesem Gebiete stets eine eigentümliche Art der Missionsarbeit. Das Hirtenvolk haust auf seinen Ranchos, teils einzeln, teils in Ortschaften 45 Meilen längs des Rio-Grande, 60 Meilen im Breite-Durchmesser. Die Missionäre müssen ihre Leute das Jahr hindurch regelmäßig aufsuchen.

Die Leute, früher ohne Priester und ohne allen Unterricht, hatten auch von den Grundwahrheiten weder Kenntnis noch Glauben, kamen nie zur Beichte und Kommunion u. dgl. Da gibt es für die Mission Arbeit übergenug; doch mehren sich von Jahr zu Jahr die Erfolge. (M. J.)

Süd-Amerika. Die Steyler-Mission gewinnt immer größere Ausdehnung und Erfolge. In Argentinien sind seit 1889 schon 16 Missionen besetzt, derzeit mit 34 PP., 29 Brüdern, 59 Schwestern. Es gehören zu diesen Stationen 160.000 Katholiken, davon 66.000 Einheimische, bei 33.000 Ansiedler deutscher Sprache, die übrigen aus allerlei Nationen. In 30 Missionschulen sind 3472 Kinder und außerdem in 19 Schulen mit deutscher Unterrichtssprache 1770 Kinder.

In Brasilien hat sie seit 1895 auch 15 Stationen besetzt, derzeit mit 37 Priestern, 13 Brüdern und 20 Schwestern. Dort zählen sie 163.700 Katholiken, davon 109.950 Einheimische, 6900 Deutschsprechende, viele Ansiedler aus europäischen Völkern und 23.700 Neger und Mulatten.

Dort sind 19 Schulen mit 1330 Kindern und 7 deutsche Schulen mit 238 Kindern.

Bei den Einheimischen ist eigentliche Missionsarbeit, da sie zwar größtenteils schon getauft sind, aber, früher ohne Unterricht, vom Christentume nichts wußten. Große Schwierigkeit bieten die 150 Außenstationen in beiden Gebieten, da sie auf ungeheuerer Entfernungen verstreut liegen und nur zeitweise versorgt werden können. (St. M. B.)

Enador. Die barmherzigen Schwestern haben in Luito und anderen Orten Spitäler und Armenapotheken. Man sollte meinen, daß alles froh wäre, sie zu haben. Nun kam vom Unterrichtsministerium die Verfügung, daß Apotheken nur von solchen gehalten werden dürfen, die sich durch Staatsprüfung die akademischen Grade erworben haben.

Daraufhin mußten, damit die Armen auch ferner ihre Hilfe genießen dürfen, die Schwestern sich dieser strengen Forderung unterziehen und sind 7 Schwestern durch einen Universitäts-Professor vorbereitet worden, 3 einheimische und 4 französische, und haben das theoretische und praktische Examen glücklich bestanden, den Doktorgrad erworben und dürfen nun wieder das arme Volk behandeln. (F. L. M.)

Chile. Es kommen nun mehr und mehr Meldungen über die Verwüstungen durch das Erdbeben im August 1906. So meldet die Piepus-Missionsgesellschaft die Zerstörung der Kirche, des Provinzialhauses, des Noviziates und eines Kolleges, einer Kinderschule, und einer Schule für Erwachsene, einer Wohltätigkeits-Anstalt und endlich der freien katholischen Universität, deren prächtiger Neubau eben vollendet war.

Ebenso verloren die Schwestern vom heiligsten Herzen, die dort 60 Jahre wirken, Kirche und Kloster, ein Pensionat und mehrere Freischulen. Damit sind Arbeit und Opfer so vieler Jahre vernichtet. (Fr. L. M.)

Bolivia. Aus der Mission der deutschen Franziskaner, die seit Jahren so Schönes und Großes dort geleistet haben, kommt sehr üble Nachricht.

Die Regierung hat ein neues Missions-Reglement 1906 zum Gesetz gemacht, dessen einzelne Bestimmungen den Zweck haben, der Mission den Todesstoß zu versetzen. Es ist darauf abgesehen, daß die weißen Ansiedler und Industriellen nach Willkür die Guarayo-Indianer den Missions-Reduktionen entziehen und sie nach Belieben zur Arbeitsleistung ausbeuten dürfen. Daran müßte das mühsam ins Leben gebrachte Missionswerk sich schnell verbluten; es würde genau so gehen, wie mit der Mojos- und Chiquitos-Mission, welche einst die Jesuiten zu herrlicher Blüte gebracht hatten, und welcher man auch seinerzeit so mitgespielt hat, daß heute nur mehr die Spuren der Ruinen zu sehen sind. Vorgearbeitet wird für diesen Zweck dadurch, daß man dem Indianer-Volke das gefährliche Gift Alkohol verabreicht und es zu übermäßigem Genuß verleitet.

Es wird gemeldet, daß P. Wolfgang Priewasser, der Missionspräfekt und eigentliche Gründer von 5 Indianer-Reduktionen, der sie auch in rastloser Tätigkeit zu hohem Aufschwunge brachte, angesichts dieser



Teufel sei im Begriffe stehe, die Mission zu verlassen und sich in sein Heimatskloster Maria-Schmolln zurückzuziehen.

Wäge Gottes Walten eingreifen, daß er doch der Mission erhalten bleibe! (Fr. L. M.)

#### IV. Australien und Ozeanien.

Australien. Die australischen Katholiken fügten eine neue kostbare Perle in die Krone ihrer Tätigkeit ein durch die Gründung eines katholischen Zentralseminars für Lehrerinnen in Melbourne.

Die Anstalt ist den Lorettoschwestern zur Leitung übertragen, der Lehrplan nach den besten europäischen und amerikanischen Mustern ausgearbeitet mit Berücksichtigung der dortigen Verhältnisse und sind schon Böglinge da aus den Staaten Viktoria, Tasmanien, Queensland, Westaustralien und Neuseeland. (Fr. L. M.)

Molokai. Die Aussäyigen-Station erlitt einen bitteren schweren Verlust. Es ist die schöne Kirche, erst vor 6 Jahren durch P. Wendelin Möllers vollendet, ein Raub der Flammen geworden, alle Einrichtung ist zerstört, unter großem Wehklagen der Aussäyigen um die heilige Stätte, an der sie ihren einzigen Trost fanden. Da werden doch wohl alle zusammenhelfen müssen, um den ärmsten der Kranken wieder eine Kirche zu bauen. (Fr. L. M.)

Apostolisches Vikariat Neu-Pommern. Für die Eingeborenen, die sich von den Ansiedlern mehr und mehr in das Landes-Innere zurückziehen und dadurch dem Einflusse der Mission allmählich entrückt werden, wurden eigens seinerzeit Bujchstationen errichtet; die bedeutendsten sind Bunapaka und Bunavavar.

Aus der letztgenannten berichtet P. Baumann über sein und seiner Schäflein Leben und Wirken.

Die Station ist in gesunder Hochlage, die anfangs elende Wohnung durch eine bessere ersetzt. Missionär und Bruder Hapig, ein ferner Schreiner, stellten auch das alte Kirchlein wieder sauber her, die Leute kommen gern zur Kirche und sind der Mehrzahl nach gesüßig, in der Schule sind 90 Kinder; außerdem bestehen in 3 Nebenstationen noch Schulen unter Leitung von eingeborenen Katechisten; also ist gut Grund gelegt, der freilich noch mit mancherlei Geßtrüpp durchsetzt ist und mit Schwierigkeit zu kämpfen hat. Unter den Eingeborenen kraucht noch der berüchtigte Iniet-Bund im Busche herum, eine Brutstätte widernatürlicher Unzucht, Zauberei und Aufsehnung gegen alles, was Obrikeit heißt. Vonseite der Regierung werden auch die Leute vielfach zu harten unbezahlten Robott-Arbeiten gezwungen, was sicher wieder einmal böse Früchte zeitigen wird. M. S.)

Britisch-Neuguinea. Dort wirken die Herz Jesu-Missionäre von Issoudun schon seit 1885. In den ersten 13 Jahren starben schon 28 derselben; doch wichen sie nicht. Nach und nach kamen Erfolge und stetige Fortschritte. So ist z. B. der Bezirk Moro schon zur Hälfte katholisch und stehen die meisten Dörfer schon unter dem Einflusse der Mission.

In der protestantischen Waima-Gruppe von 22 Dörfern ist es auch schon gelungen, 250 für die katholische Mission zu gewinnen. Im fruchtbaren Mekeo-Distrikte hat man es auf 1800 Katholiken gebracht, im Bezirke Pokao sind von 12 Dörfern noch 8 protestantisch, eines ganz katholisch, 3 bereiten sich zum Uebertritte in die katholische Kirche vor.

Im Kuni-Bezirk wurde durch Bischof Navarre 1900 die Station Madiu-Dilava errichtet, über 3000 Fuß hoch oben im Gebirge. Dort gab es durch fast ungangbare Wege und den Kannibalismus der Bewohner viel Gefahr und Schwierigkeit. 1903 wurden die ersten Erwachsenen getauft, jetzt sind sehr viele Katechumenen.

Ähnlich schwer und gefährlich erging es bei Gründung der Mission unter den Masulu, dem gefürchtetsten Stamme, wo man allgemein glaubte, es werde schon beim ersten Versuche zum Erschlagen der Missionäre kommen. Es kam nicht dazu. Der Häuptling Baiba wurde durch das unerwartete Auftreten der Missionäre gewonnen und hat später selbst den Bischof um ständige Missionäre, die ihnen auch belassen wurden und es geht gut voran. Die ältere Station Thursday-Inseln zählt jetzt 600 Katholiken. (Fr. I. M.)

Apostolisches Vikariat Vitji-Inseln. Die Mission der Maristen ist zu einem ansehnlichen Stande herangediehen. Gegenüber der Umduldsamkeit der Wesleyaner konnte sie anfangs schwer aufkommen, zählt aber jetzt schon 10.000 Katholiken, hat Kirchen und Schulen in genügender Anzahl darunter einige sehr schön und gut gebaute.

Auf Insel Obalau besitzt die Mission 1 Pensionat und Waisenhaus für Europäer, in Leonka 1 Externat für Einheimische, in Cawaci 1 Schule für Häuptlingskinder und 1 Katechistenschule, in Loretto gar 1 Noviziat für einheimische Ordensbrüder und 1 Missions-Druckerei; auf der Insel Vanua-Leva 1 Noviziat für einheimische Maria-Schwester in Solevu. Auf diesen Inseln bestehen auch 2 Stationen für 1500 zum katholischen Glauben übergetretene Namosi. Der Bischof erhielt ein Benzinnotorboot zum Geschenke aus Frankreich, welches den Besuch der auf vielen Inseln verstreuten Missionsposten sehr erleichtert. (Fr. I. M.)

Apostolisches Vikariat Gilbert-Inseln. Die Maristen-Mission wirkt dort seit 17 Jahren und taufte in dieser Zeit 40.000 Insulaner, davon natürlich viele Kinder und Leute in Todesgefahr. In den letzten Jahren gelang auch mehr und mehr die Bekehrung Erwachsener, was bei der leichtlebigen Natur der Leute sich nicht leicht ergibt. Es sind schon mehr als die Hälfte der Inseln von der katholischen Mission besetzt, 80 Kirchen und Kapellen, Wohnhäuser für Missionäre und Katechisten, 8 Schwestern-Niederlassungen gebaut und bestehen 90 Missionschulen mit 2945 Schülern. (Fr. I. M.)

Apostolisches Vikariat Karolinen-Inseln. Die Mission der Kapuziner auf Ponape hat schwere Zeit hinter sich und vor sich. Die entsetzlichen Verheerungen durch die Wirbelstürme vorigen Jahres gaben das Volk dem Elende preis und legten den Missionären harte Opfer auf, die fast unerreichbar waren. Das Missionswerk ging doch seinen Gang und gewann im letzten Jahre über 100 Erwachsene für die heilige Taufe. Viele Insulaner, denen alle Arbeit von jeher ein Greuel war, lernen nun doch den Wert derselben kennen und lassen sich mehr dazu herbei.

Harte Kämpfe sind schon im Gange oder stehen bevor: Die Gegenarbeit der protestantischen amerikanischen Mission, welche alle auch die absonderlichsten Mittel aufwendet, um der katholischen Mission Eintrag zu tun. Die armen Kapuziner bitten um Unterstützung durch Gebet und Almosen. (Fr. I. M.)

## V. Europa.

Deutschland. Die Kolonialfrage ist im deutschen Reichstage zu einer Verhandlung gekommen, die zu einem Ergebnisse führte, welches man kaum vorausgesehen hatte: zur Auflösung des Reichstages. Es sind da Dinge ans Licht gekommen, die nur Schauder erwecken, man konnte hören, in welcher Weise vorgegangen wurde gegen das eingeborene Volk, besonders in den afrikanischen Kolonien und was sich Kolonialbeamte auch gegen katholische Missionäre zu tun erlaubten. Es ist hier nicht der Platz, darauf näher einzugehen, es sei aber erwähnt, weil diese Dinge doch auch in das Missionsfach einschlägig sind.

Alle Missionsfreunde werden einig sein in einer Ueberzeugung und einem Wunsche: In der Ueberzeugung, daß alles Kolonialwesen nur einen dauernden Wert haben könne, wenn das Volk, das man in Schutzgebiete einigt, auch zur höchsten Stufe der Kultur geführt wird, zur Kenntniß und Uebung des wahren Christentums; — der Weg dazu führt aber nicht durch Pulver und Blei, nicht mit Prügel und Strick.

In dem Wunsche: Mögen alle diejenigen, die diese Ueberzeugung hegen, sich nicht durch die leidige Politik daran irre machen, sich nicht davon abbringen lassen, das Werk der katholischen Mission zu lieben und kräftiger als je zu unterstützen.

Italien. Die Don Bosco-Salesianer brachten ihr Werk zu einer großartigen Entwicklung. Seit 1875 verlegten sie ihre Tätigkeit im Unterrichts- und Erziehungswesen über Italien hinaus nach allen Richtungen. Sie gründeten außerhalb Italien 164 Schulen und Erziehungsanstalten, Gewerbe- und Ackerbau-Schulen, hauptsächlich in Asien, Afrika, Nord- und Süd-Amerika und sind Jahr für Jahr etwa 50.000 Kinder und Jünglinge unter ihrer Leitung.

Außerdem ist ihre Missionsarbeit ebenso in reger Entfaltung. Sie haben 4 Missionsgebiete.

1. Nord- und Zentral-Patagonien seit 1880, wo sie 14 Pfarreien gründeten, 15 Kirchen erbauten und 17 Unterrichtsanstalten leiten.

2. Süd-Patagonien und Feuerland mit 9 Stationen, 14 Schulen, 29.000 Bekehrten.

3. Die Mission unter den Fiveros-Indianern in Ecuador seit 1893 mit 1200 Bekehrten.

4. Die Mission unter den Coroados-Indianern in Brasilien seit 1902 mit 3 Niederlassungen und 400 Bekehrten.

Dazu widmen sie sich auch der Ausfäsigungs-Pflege in Columbia. Sie haben auch zur Beihilfe die Mariahilfswestern, die in 106 Niederlassungen tätig sind. Gottes Segen waltet sichtlich über dem Werk des guten Don Bosco.

Nehmen wir dieses kleine Bild seelenärztlicher Praxis zum Lehrstück und Nachfolge.

### Sammelstelle.

### Gaben-Verzeichnis.

Bisher ausgewiesen: 20.349 K. Neu eingelaufen: Mit besonderer Bestimmung: Hochw. D. Preiß, Haag (N.-De.), für Mission Japan 10 K; Pfarramt Michkirchen, für Ausfäsigenanstalten 6 K 30 h; J. v. G., Friedland, für hl. Vater 20 K. Summe 36 K 20 h. Für hilfsbedürftige Missionen: Hochw. Pfaffenhuber, Schwanenstadt 10 K; J. v. G., Friedland 20 K;



J. K. und S. P., Klosterneuburg 150 K; Hochw. J. Badi, Skalitz (Ungarn) 50 K; P. Fidor Bertl, Graz 40 K; P. Heribert Göttersdorfer, Vic. Capuchin, Brasilien 6 K 5 h; Hochw. F. Huber, St. Pölten 1 K; S. in L. 95 h; Hochw. Kobylanski, Kan., Lemberg 2 K; Pfarramt Leopoldschlag, D.-De. 50 K; der Berichterstatter 10 K. Summa 340 K. Diese 340 K zugeteilt: Süd-Schantung 20 K, Affam 20 K, Sanganner und Tritschinopoli 20 K, Borneo und Philippinen 20 K, Zentral-Afrika Msgr. Weyer 20 K, Bagamoyo 20 K, Süd-Sanibar 20 K, Namaqua-Land 20 K, Dbl. Natal 20 K, Ubanghi St. Radegund 20 K, Cassatschewan 20 K, Bolivia 20 K, Molotai 20 K, Neupommern 20 K, Dänemark 20 K, Norwegen 20 K, Adrianopel 20 K. Summa 340 K. Summa der neuen Einläufe 376 K 30 h; Gesamtsumme der bisherigen Spenden 20.725 K 30 h.

Bergelt's Gott tausendmal! S. Martinus hat gut Fürbitte eingelegt.  
Neue Bitte an die hochwürdigen Herren seelenärztlichen Kollegen!

## Kirchenpolitisches.

Die Zentrumsahlen in Deutschland. — Die Krisis in Frankreich und ihre mutmaßlichen Folgen. — England.

Diesmal müssen wir an die Spitze der kirchlichen Zeitläufe ein politisches Ereignis setzen: den glücklichen Ausgang der Reichstagswahlen in Deutschland für das Zentrum. Der Sieg des Zentrums ist ein Ereignis von größter Bedeutung nicht bloß in politischer Hinsicht, sondern auch vom kirchlich-religiösen Standpunkt aus, und nicht bloß für Deutschland allein, sondern mittelbar auch für Oesterreich. Die Politiker in Berlin hielten den Zeitpunkt für gekommen, einen vernichtenden Schlag auf dasselbe zu führen. Daß es ausschlaggebende Partei war, bildete schon längst bei allen übrigen Parteien den Gegenstand beständiger Klagen. Die kleinen und kleinsten Fraktionchen führten Beschwerde über das Zentrum, weil es groß und stark war. Da war bei Leuten, die sonst so gerne auf die Majorität und die Stimmenzahl der Wähler pochen, die Majorität ein Verbrechen. Die Protestanten des Reiches, die in politischer Beziehung das getreue Bild ihrer religiösen Lage — sie sind ungefähr in 28 Kirchen gespalten — wiedergeben, wetterten fort und fort gegen dasselbe, weil es die Partei der Katholiken repräsentierte, die doch im Deutschen Reiche der Kopfzahl nach hinter den Protestanten stehen. So war der „Evangelische Bund“ schon Jahre lang bemüht, den furor protestanticus zu entfesseln und die Los von Rom-Bewegung im Gang zu erhalten und hatte dadurch tüchtige Vorarbeit für den vernichtenden Schlag geleistet. Dazu kamen noch gewisse Erscheinungen im Schoße des Zentrums selbst, die Artikel Bachems „Heraus aus dem Zentrumsturm“, und die Geistesarbeiten der Reformier. Alles schien zum Waffentanz gut vorbereitet zu sein. So wagte man denn am 13. Dezember v. J. den Schlag von Bückeburg aus, und der Wahlkampf begann mit einem Ernste, der Niemanden in Zweifel ließ, um was es sich handle. Zum Zentrum wurden noch die Sozialdemokraten, Welsen und Polen hinzugenommen, um gleichermäßen vernichtet zu werden. Aber darüber bestand kein Zweifel,

daß es in erster Linie auf den Sturz des Zentrumsturmes abgesehen war.

Der Zentrumsturm aber wankte nicht. Er widerstand siegreich den vereinten Angriffen der Krone, der Regierung, der antikatholischen Parteien, des „Evangelischen Bundes“, des Flottenvereines, dem Häuflein liberaler Katholiken und was immer sich zu seiner Berennung zusammengefunden hatte, ja er steht nach der Schlacht fester da als zuvor. Wem ist das zu danken? Zunächst gewiß seiner tüchtigen Organisation, seinem mehr als dreißigjährigen Wirken, seiner Volkstümmlichkeit, seiner gesunden Politik, aber dann ebenso sehr auch, wenn nicht noch mehr der drohenden Gefahr eines neuen Kulturkampfes. Die Kulturkampfarten wurden von den politischen Spielern zu voreilig auf den Tisch geworfen. Der böse Geist Frankreichs hatte die Zentrumseinde ergriffen. Nachdem der Liberalismus jenseits des Rheins so leichtes Spiel mit den Katholiken hat, nachdem er in England und Belgien neue Lebenskraft gezeigt, durfte man doch wohl auch im Deutschen Lande der Versuchung, ihn wieder zur Herrschaft zu bringen, nicht länger widerstehen. So geschah es denn. Der Versuch ist aber nur insofern gelungen, als die Sozialdemokraten die Hälfte der Sitze verloren, er ist dagegen gänzlich mißlungen, indem das Zentrum 110 Mandate errang. Die Katholiken erkannten die Gefahr und schritten in nachahmenswerter Einigkeit mit der Waffe des Wahlzettels in die Schlacht. Ein herrlicher Sieg ward ihnen zuteil.

Das ist eine große Lehre und ein wichtiges Beispiel für die Katholiken aller Länder mit konstitutioneller Regierungsform. Wie Licht und Schatten stehen Deutschland und Frankreich da. Licht, wo Tätigkeit und Eintracht, Schatten, wo Spaltung und Untätigkeit.

Frankreich. Die modernen Nachtreter der Schreckensmänner der großen Revolution waren ängstlich bemüht, durch schöne Redensarten ihre tückischen Absichten zu verhüllen und haben dank ihrer Verlogenheit manche nur zu leichtgläubige Katholiken getäuscht. Tieferblickenden war es kein Geheimnis, daß man durch den Sturmhauf 1901 gegen die Kongregationen ein Bollwerk der Kirche hinwegräumen wollte, um den Weltklerus um so energischer bekämpfen zu können. Die älteren Orden und die modernen Kongregationen waren für die autokratische Regierung ein besonderer Stein des Anstoßes, weil sie sich ihre Unabhängigkeit vom Staat bewahrt und als Prediger, Beichtväter und Erzieher eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet hatten. Die Hoffnung, durch die Bedrückung und Verfolgung der dem heiligen Stuhl treu ergebenen Orden dem Gallikanismus unter dem Weltklerus neues Leben einzuhauchen, durch die Bischöfe auf den niederen Klerus Druck zu üben, erwies sich als eitel, denn selbst die Bischöfe, welche geneigt gewesen wären, der Regierung zu willfahren, konnten es nicht wagen, die Autorität des Papstes zu bestreiten, weil sie nur zu gut wußten, daß der Klerus ihnen nicht folgen würde.

Die Lage der Kirche der Gegenwart ist weit günstiger als die während der großen französischen Revolution; denn damals befanden sich unter dem niederen Klerus manche warme Anhänger der Neuerer, welche außer der Abschaffung des Zehnten auch Einziehung aller Kirchengüter verlangten. Im Februar 1790 wurden auf den Antrag des Abbé Montesquieu hin die klösterlichen Gelübde unterdrückt und die Kirche ihres Charakters als Staatskirche entkleidet. Die Jansenisten und Gallikaner waren selbst unter den Deputierten des Klerus, noch mehr aber unter dem Adel und dem dritten Stand vertreten. Diese kannten kein höheres Ziel, als die Losreißung von Rom, die Errichtung einer Nationalkirche. Die Verteidiger der Kirche („cf. Marius Sepet, Six Mois d'Histoire Revolutionnaire Juillet 1790 — Janvier 1791“) ließen sich zu sehr einschüchtern und machten, um ein Schisma zu vermeiden, zu große Zugeständnisse. So kam es, daß viele Geistliche und einige Bischöfe wie Talleyrand und Gobel den Eid auf die neue Verfassung leisteten, ja noch mehr, sich in die Pfarreien der der katholischen Kirche treuen Geistlichen eindrängten, welche den Eid verweigert hatten. Diese Abtrünnigen, welche die Autorität des Papstes verworfen hatten, sanken bald so sehr in der öffentlichen Meinung, daß die revolutionären Behörden ihnen ihren Schutz entziehen und dieselben sich selbst überlassen mußten. Die Lage der in sich gespaltenen Kirche, denn Gallikanismus und Jansenismus zählten noch viele Anhänger, die Eifersucht zwischen Welt- und Ordensklerus war noch nicht ausgestorben und war weit gefährlicher als jetzt. Der ganzen Nation hatte sich nach und nach eine Raserei bemächtigt, die sich in wiederholten Wutausbrüchen und Niedermeglungen der unschuldigen Opfer Luft machte und sich ungeschert über die Schranken von Sitte und Anstand hinwegsetzte. Glücklicherweise ist eine Wiederholung solcher Szenen nicht wahrscheinlich, denn es fehlen die Vorbedingungen — die Auswanderungen des Adels und der Bischöfe, die Kriege mit dem Auslande, — welche die Aufmerksamkeit des Volkes von den beklagenswerten inneren Zuständen und der Mißregierung der herrschenden Kreise ablenken. Der Abfall der französischen Kirche in der großen Revolution hat viel mit der Englands unter Heinrich VIII. gemein. Die große Mehrheit des Volkes, Klerus und Laien, wurde überrascht, die Gutgesinnten entbehrten eines Führers, konnten sich betreffs des Feldzugsplans nicht einigen; in Rom konnte man lange nicht zur Entscheidung kommen und ließ die zum Handeln geeignete Zeit vorübergehen. Es gelang beiden Regierungen die Erhebungen zugunsten der alten Kirche zu unterdrücken und die Aufständischen einzeln zu schlagen. Die Päpste kamen zu spät, weil sie infolge der schlechten Verkehrsmittel nicht rechtzeitig über die wichtigsten Vorgänge unterrichtet waren. Die meisten der im XVI. und XVIII. Jahrhundert begangenen Fehler konnten im XIX. vermieden werden, zudem können die Staatsbeamten dem Despotismus nicht wie ehemals die Zügel icheißen lassen, müssen sich vielmehr etwas mäßigen. Man



hat gegen den heiligen Stuhl den Vorwurf erhoben, daß er beim Ausbruch des Kirchenstreits 1901 nicht sofort für die Interessen der religiösen Orden eingetreten sei, vielmehr den Bischöfen die Initiative überlassen habe. Papst Leo XIII. hatte jedenfalls gewichtige Gründe für sein Zögern und keine Gewißheit, daß die französischen Bischöfe ihn wirksam unterstützen würden, denn die von der dritten Republik ernannten Bischöfe standen in dem Ruf zu regierungsfreundlich zu sein.<sup>1)</sup> Dumas, der vieljährige Direktor des Kultusministeriums, ein verbissener Kirchenfeind, schlug dem Papst nur solche zu Bischöfen vor, welche der Regierung genehm waren, auf deren Nachgiebigkeit er rechnen konnte. Sie waren entweder persönlich fromme und eifrige, aber vielfach geistig beschränkte Männer, oder bedeutende vom Zeitgeist angeränkelte Persönlichkeiten, deren antirömische Tendenzen bekannt waren. Die meisten waren einer bestimmten Klasse — den Generalvikaren — entnommen und in der Regel tüchtige Verwaltungsbeamte, aber selten Gelehrte oder tüchtige Seelsorger, denn die aus diesen Ständen Gewählten waren nichts weniger als geschmeidige Höflinge und täuschten nicht selten die Erwartung ihrer Gönner; aus Republikanern wurden eifrige Kirchenmänner, Vorkämpfer für die Rechte des heiligen Stuhles. Wurde ein Generalvikar zum Bischof oder Erzbischof befördert, so stieg er einfach einen Grad höher und kam keineswegs mit fremden Kreisen in Berührung, wie der Seelsorger und Professor, welche das wirkliche Leben, die Kirche und ihre Aufgaben und Ideale besser kannten als die bischöflichen Offiziale. Bodley (*The Church in France*, S. 86,) berichtet uns, wie er bei einem Besuche Dumays das Vorzimmer mit ernstblickenden Geistlichen angefüllt fand und Dumas um Aufklärung bat. Dieser wies auf einen großen Schrank hin, der die „Dossiers“ von 800 Geistlichen enthielt, d. h. Notizen über ihr Leben, ihre Gesinnung, die Urteile von Präfekten und Beamten. Wer kein eifriger Republikaner war, hatte keine Aussicht auf Beförderung zu einer guten Stelle und geriet zwischen die zwei Mühlsteine — die Regierung, welche die höheren und den Bischof, welcher die niederen Stellen vergab. Der Bischof verfehlte nie, auf die Vorstellungen der Präfekten und anderer Beamten zu hören und den selbständigen Geistlichen zu maßregeln. Wir begreifen, wenn Gambetta in den Siebziger-Jahren sagen konnte: „Le cléricisme c'est l'ennemi,“ denn damals befanden sich Bonapartisten und Legitimisten im Alerus, die seit den letzten dreißig Jahren ausgestorben sind. Wenn es gleichwohl nicht ganz an Konflikten gefehlt hat, so geschah das nur, weil den Bischöfen und Priestern ihre Pflicht mehr galt als die

<sup>1)</sup> Die Hauptschuld tragen nicht sowohl die Bischöfe als die Regierung, welche im Gegensatz zu Napoleon III. und Thiers, die tüchtigsten und verdienstlichsten Männer ausschloß und den Forderungen der Päpste den größten Widerstand entgegensetzte. Der Abstand zwischen den Bischöfen des Kaiserreichs und denen der Republik seit 1880 ist allgemein zugegeben.

Freundschaft der Regierung, weil es ihnen die Ehre verbot, die Kirche zur Sklavin des Staates zu erniedrigen. Dank der höheren Bildung, welche die jüngere Generation an den katholischen zum Theil auch an den staatlichen Universitäten erhielt, dank der Belebung der kirchlichen Wissenschaft wuchs die Zahl der Priester, die Freiheit der Kirche und engeren Anschluß an Rom forderte. Um diese Richtung im Keime zu ersticken, hat die Regierung den Streit mit dem Weltklerus vom Baun gebrochen.

Eine Hauptursache des Streites gegen die religiösen Kongregationen war ihr Einfluß auf die gebildeten Klassen, das Aufblühen und die zunehmende Verbreitung der von ihnen geleiteten Vereine. Da die Republikaner daran verzweifeln, in einem ehrlichen Wettbewerb die Gegner zu besiegen, nahmen sie zu Gewaltmitteln, Unterdrückung und Verfolgung ihre Zuflucht. Dasselbe System wird jetzt dem Weltklerus gegenüber befolgt. Der eigentliche Grund wird sorgfältig verheimlicht; der für die Rechte der Kirche mannhaft eintretende Klerus aber der Feindschaft gegen die Republik beschuldigt. Die Legitimisten und Napoleonisten sind glücklicherweise im Welt- und Ordensklerus schwach vertreten und, weil sie begabter Führer entbehren, für die Demokratie wenig gefährlich. Es charakterisiert den Eigennuß der Radikalen in Frankreich, mögen sie Freimaurer, Atheisten, Positivisten heißen, daß sie die zum innern Ausbau der Republik so geeignete Zeit durch Angriffe auf die Kirche vergeuden, in das von Napoleon I. aufgeführte Gebäude, das bisher allen Anstürmen widerstanden hat, Breche zu schießen suchen und der Kirche nur die Wahl zwischen äußerster Armut und Sklaverei lassen.<sup>1)</sup> Wie ist es, so fragt man sich, möglich, daß die Feinde der Kirche, verächtliche Zwerge wie sie sind, über die Kirche zu siegen hoffen, der gegenüber ein Napoleon I. zu Falle kam, und sich einbildeten, daß die Entziehung äußerer Glücksgüter die von Christus gegründete Kirche ihrer Macht und ihres Einflusses auf die Geister berauben werde? Die Geschichte zeigt uns: je ärmer oder verachteter ein Heiliger, eine religiöse Genossenschaft ist, desto zahlreichere Befehrun gen macht er: daselbe gilt von den Kirchen einzelner Länder und der Kirche überhaupt. Die katholische Kirche unterscheidet sich von den Sekten dadurch, daß sie sich nicht an die irdischen Güter anklammert, sie nur als Mittel zum Zweck benützt, sie daher über Bord wirft, um die höheren Interessen zu wahren. Papst Pius X. erwähnt wohl der Verletzung der kirchlichen Rechte, nicht die Einziehung des Kirchengutes. Das Vorgehen des Papstes Pius X. war eine bittere Enttäuschung für Clemenceau und Briand, noch mehr aber der Gehorjam, den er bei den französischen Katholiken fand. Sie wollten Papst und Bischöfe ausschalten, Laien zu Schiedsrichtern

<sup>1)</sup> Die Republik wäre gerne bereit, dem enterbten Klerus zeitliche Vorteile zuzuwenden, wenn er seine Prinzipien verleugnen und sich an ihren Triumphwagen spannen ließe.

erheben, sich das Recht vorbehalten, die Kultusvereine aufzulösen oder abzuändern, die Kirche ihres Eigentums zu berauben und dennoch ihr die verfassungsmäßige Freiheit vorenthalten. Der Papst blieb fest und ließ sich durch die scheinbaren Vorteile, die in Aussicht gestellt wurden, nicht blenden. Die Regierung fand es geraten, den Wünschen der Katholiken entgegenzukommen. Die Kirchen sind den Bischöfen zur Verfügung gestellt, der Staat beansprucht jedoch ein Eigentumsrecht. Briand läßt der Kirche die Wahl zwischen dem Vereinsrecht von 1901, gemäß dem sie nur verpflichtet ist, die Statuten des Vereins an den Präfecten zu senden und dem Versammlungsgesetz von 1881 mit Anzeigepflicht, die jedoch vom Papst verworfen ist. Jaures, der in diesem Punkt auf Seiten der Katholiken steht, ist nicht befriedigt durch das Gesetz vom 15. Dezember und verlangt vollständige Freiheit der katholischen Kirche, also das Fallen der Anzeigepflicht. Viele Franzosen, z. B. Ernst Dimmet in „Independent Review Jan. 1907, S. 19, hegen die Zuversicht, daß Briand durch seine versöhnliche Gesinnung den Premier Clemenceau zu weiteren Zugeständnissen bewegen werde; er besorgt nur das Eine, der Papst möchte aus Mißtrauen gegen die Gesinnung der Regierung den Gottesdienst in den Kirchen verbieten und Privatgottesdienst einführen. Das ist wenig wahrscheinlich; denn der Papst hat solche Beweise vollendeter Klugheit und weiser Mäßigung gegeben, daß er sich nicht dazu verstehen wird, die Wünsche der Radikalen wie Combes und der Legitimisten zu erfüllen. Letztere gehen noch immer von dem Grundsatz aus, den die Geschichte der letzten dreißig Jahre Lügen gestraft hat, die Dinge müßten sich noch schlimmer gestalten, bevor sie besser werden könnten. Sie übersehen, daß die Interessen der Kirche nur einer geringen Minderheit am Herzen liegen, daß die überwiegende Mehrheit ein unüberwindliches Mißtrauen gegen die Feinde der Republik und gegen alle hegt, die mit den Legitimisten und Napoleonisten liebäugeln. In einer merkwürdigen Schrift: „Pourquoi les catholiques ont perdu la bataille, 1904“, sagt Abbé Naudet unter anderem: „Vor 30 Jahren befanden sich die Katholiken im Besitz der Macht. Sie besaßen das Geld, den Einfluß; die Beamten, die Richter, die Armee, die überwiegende Mehrheit des Parlamentes, die Minister und der Präsident gehörten ihnen an. Nach 30 Jahren haben sie fast alles verloren außer dem Geld.“ Bodley, l. c. p. 51, fügt hinzu: „Die Katholiken pflanzten keine Freiheitsbäume mehr, die seit 1848 so reiche Früchte getragen hatten, und identifizierten sich (d. h. einige) mit der allverworflichsten Politik, die eine große Sache zugrunde gerichtet hat. Im Bunde mit den Monarchisten teilten sie deren Unbeliebtheit. Dadurch stießen die Katholiken die wohlwollendsten Liberalen vor den Kopf, welche die Unterrichtsfreiheit und die Unabhängigkeit der Kirche befürworteten.“ Fuzet, Erzbischof von Rouen, ging noch weiter als Bodley und behauptete in einem Hirtenbrief: „Das Eingreifen des



französischen Klerus in die Politik sei stets für die Kirche verderblich gewesen." Zur Steuer der Wahrheit muß bemerkt werden, daß der Klerus von den Radikalen aufs äußerste gereizt wurde, daß diese selbst einem Leo XIII. gegenüber, der ihnen so große Dienste erwiesen hatte, sich sehr undankbar zeigten. Dem Papst wäre die Ausöhnung der Katholiken mit der Republik sehr erleichtert worden, wenn letztere nach Recht und Billigkeit verfahren wäre. Eine Regierung, die sich zum Werkzeug einer Partei hergibt, eine andere Partei für eine Verirrung bestraft, welche die überwiegende Mehrheit der Nation geteilt hat — die Anti-Dreifüßbewegung — hat sich selbst gerichtet. Die Eifersucht der Laien auf die Reichthümer der Geistlichen ist uralte, aber keine Regierung außer der der großen Revolution hat es sich zum Ziel gesetzt, die Kirche und ihre Diener zu Bettlern zu erniedrigen und ihnen die Mittel und Wege zum Erwerb irdischer Güter zu versperren, deren sie, wenn sie ihren Beruf erfüllen will, nicht entbehren kann. Der Welt- und Ordensklerus wird allen Gesetzen zum Trotz gerade darum, weil er der Menschheit auf dem Gebiete der Charitas und Erziehung so große Dienste leistet und die vom Staate besoldeten Erzieher und Krankenpfleger in den Schatten stellt, seinen früheren Wirkungskreis wieder erobern und nach dem Zusammenbruch der Staatsanstalten gerade so willkommen sein wie während der letzten Jahre der französischen Revolution. Schon jetzt sind die Klagen über die weltlichen Pöleger und Pflegerinnen, Erzieher und Erzieherinnen sehr häufig und bitter: was soll späterhin geschehen! Die Verfolgung erreicht dem Christentum und den christlichen Institutionen gegenüber nie ihren Zweck. Die Orden und Kongregationen haben faktisch unter der Republik weit mehr geblüht als unter dem zweiten Kaiserreich. Eine Parallele zwischen der katholischen Kirche Frankreichs und den antikatholischen Parteien läge nahe; ebenso zwischen der monarchischen Partei unter Napoleon III. und der demokratischen unter der dritten Republik, sie würde wahrlich nicht zugunsten der letzteren ausfallen. Die meisten Republikaner haben wohl Gesinnungstüchtigkeit aufzuweisen, aber die bürgerlichen Tugenden, Geschäftskennntnis und Regierungstalent gehen ihnen ab; sie vermögen nur ausnahmsweise der Versuchung, ihre Parteigenossen auf Kosten des Staates zu bereichern, Widerstand zu leisten. Der Geschichtskenner wird bei der Betrachtung der gegenwärtigen Verhältnisse an den Ausgang des Direktoriums erinnert. Die Einführung des Décadi, d. h. des zehnten Tages anstatt des Sonntages war eine ebenso unvernünftige Neuerung wie die Abschaffung und Beraubung der katholischen Kirche. Wir sind sehr darauf gespannt, wie die Verteilung der jährlichen Einkünfte der Kirche, die sich auf rund 1,700.000 Lire belief, enden, wieviel von diesen Summen seinen Weg in die Taschen der Minister und Beamten finden wird. Die katholische Kirche kann ruhig warten, bis der Tag der Abrechnung kommt und fortfahren mit den verminderten

Mitteln, das Werk der Heilung geistlicher und leiblicher Schäden fortzusetzen. Man wird früher oder später genötigt sein, zu ihr seine Zuflucht zu nehmen. Ohne die prophetische Gabe zu beanspruchen, kann man bestimmt behaupten, daß die Radikalen sich ihr eigenes Grab gegraben, daß das französische Volk zur Besinnung kommen und einen Vergleich zwischen den Leistungen des Klerus und denen ihrer Gegner anstellen wird. Letztere haben alles, was sie in die Hand genommen zugrunde gerichtet — die Armee, aus der sie die tüchtigsten Offiziere verbannt, die Finanzen, denn das Defizit wächst jährlich, die Schulen, denn die Unsittlichkeit, die Vergnügungssucht und Trägheit unter der studierenden Jugend nehmen stetig zu, die auswärtige Politik, denn seit der Verfolgung der Kirche und der Missionäre hat die Nation ihr Prestige überall eingebüßt. Die französische Diplomatie ist der Gegenstand des Mitleides bei ihren Freunden, des Hohnes bei ihren Feinden geworden. Wir wünschen dem französischen Klerus keineswegs die Verbannung wie zur Zeit der ersten Republik, obgleich er der Religion, die er bekennt, ebenso Ehre machen würde wie die Emigrés von ehemals: hegen vielmehr die Zuversicht, daß er seine Wirksamkeit auf dem Gebiete der Seelsorge, der Erziehung und Charitas mit demselben Eifer fortsetzen, und nach einiger Zeit der Prüfung die Belohnung für seine Bemühungen ernten werde. Ein Stand, der die Angriffe der Schreckensherrschaft, des Absolutismus unter Napoleon I. und des verschmißten und boshafsten Julikönigtums überlebt hat, hat von den Republikanern, die sich nach dem scheinbaren Sieg gegenseitig zerfleischen werden, nichts zu fürchten; seine Lebenskraft ist unverwundlich.

A. Zimmermann S. J.

England. 1. Das Schulgesetz. Als ich meine letzte Chronik schrieb, war das Herrenhaus mit der Verbesserung der Schul-Bill beschäftigt und, wie vorauszusehen, endigte die Verbesserung mit dem Begräbnis der Bill im Unterhause. In den Debatten waren drei Richtungen vertreten: die Regierung verteidigte Schulen mit farbenloser Bibelreligion; die Katholiken verlangten wenigstens für katholische Schulen katholischen Unterricht von katholischen Lehrern unter Aufsicht der Kirche; die Anglikaner machten allerhand Konzessionen, damit dem ewigen Streite ein Ende gemacht würde. Bei der letzten Abstimmung stimmten alle katholischen Peers gegen die Bill; die übrigen dafür. Aber im Unterhause wurden die Veränderungen im Sinne konfessionellen Unterrichtes, und mit ihnen das ganze Gesetz verworfen. Vor der letzten Abstimmung im Unterhause hatten die Irländer von der Regierung das Versprechen erhalten, daß den katholischen Schulen ihr katholischer Charakter würde gewahrt werden, und darauf hin stimmten sie für die veränderte Bill in scheinbarem Widerspruch mit den katholischen Adligen im Herrenhause. Die Nonkonformisten wollten jedoch nicht nachgeben und so spazierte das entworfenen Gesetz in den Papierkorb. Anfangs herrschte

darüber große Freude — sobald man aber vernahm, was den Ir-  
ländern versprochen worden war, verwandelte sich die Freude in  
Trauer. Wir bleiben zwar vorläufig beim Geseze von 1902 stehen,  
aber von allen Seiten wird uns und den Anglikanern gedroht mit  
einem neuen, ganz religionsfremden Geseze, das, falls dies nicht  
durchgeht, mit einer Handhabung des jetzigen Gesezes, die unsere  
Weiterexistenz unmöglich machen wird. Ein guter Anfang ist schon  
gemacht worden. Ueberall sind Inspektoren an der Arbeit, unsere  
und der Anglikaner Schulhäuser als zu klein, zu schlecht beleuchtet,  
ungenügend „sanitiert“ usw. zu brandmarken. In der Erzdiözese  
Westminster allein sind für zwei Millionen Mark Reparaturen und  
Neubauten nötig. Der Erzbischof hat zu diesem Zwecke einen drin-  
genden Aufruf erlassen und auch schon mehrere Tausend Pfund  
Sterling erhalten, aber 100.000 sind es noch lange nicht. Die Be-  
hörden erlauben eine gewisse Frist, innerhalb welcher die als un-  
genügend bezeichneten Schulbauten verbessert oder durch neue ersetzt  
werden müssen: geschieht es nicht, dann wird die Schule unbarm-  
herzig geschlossen und die Kinder müssen in die offizielle, konfessions-  
lose Schule gehen.

Gleich nach dem Entschluß des Unterhauses, beim Gesez von  
1902 zu bleiben, erließ der Nonkonformistenführer Dr. Clifford ein  
feuriges Manifest, worin es heißt: „Die Bischöfe, die Peers und  
ihre geistlichen Anhänger haben die Bill zerstört. Sie haben dem  
klar ausgesprochenen Wunsche des Volkes nach unsektarischem Unter-  
richt einen neuen Gesezesvorschlag entgegengebracht, in welchem sie  
den Sekten mehr Gewalt über Staatsgelder bieten . . . Es ist  
unsere Pflicht, das Vaterland zu befreien von der wachsenden Gefahr  
dieses aggressiven Alerikalismus. Die „Passive Resistance“ muß fort-  
gesetzt, ja erweitert werden. 80.000 passive Resistors haben vor den  
Gerichten gestanden, 318 sind eingekerkert worden . . . Wir müssen  
streiten für die heilige Sache, für unsere Kinder, für das Volk, für  
wahre Religion und Recht, für Gott und Vaterland!“ Die Agitation  
ging gleich an. Und sie hat schon Früchte getragen. In der Thron-  
rede, die König Eduard VII. gestern persönlich vorlas, heißt es unter  
anderem: „Ernste Fragen über die Wirksamkeit unseres parlamenta-  
rischen Systems sind entstanden bei Gelegenheit unangenehmer Diffe-  
renzen zwischen den zwei Häusern. Meine Minister haben diese wich-  
tige Angelegenheit in Betracht und beabsichtigen die Schwierigkeiten  
zu beseitigen.“ Mit anderm Wort: statt des Schulstreites werden  
wir dieses Jahr einen konstitutionellen Kampf mit den Lords haben.

Die Thronrede enthält noch zwei andere Punkte, die für Katho-  
liken von großem Interesse sind: die Frage einer katholischen Uni-  
versität für Irland, und eine Art Home Rule stehen auf dem Pro-  
gramm der vorzulegenden Gesezentwürfe. Von der irischen Universität  
wissen wir ungefähr, was die Regierung vorschlägt. Kurz gesagt soll  
die Dublin-Universität und die Royal-University (welche letztere bloß



examiniert und Grade verteilt) in eine nationale Universität verschmolzen werden, und dieser ein katholisches Kolleg beigelegt werden. Die irischen Bischöfe erklären sich mit dem Vorschlage zufrieden. Mehr darüber, wenn mehr und genaueres bekannt wird.

2. Warum gibt es in England keine katholische Partei nach Muster des deutschen Zentrums! Die Apathie der Franzosen und der Eifer der Deutschen mahnen uns in verschiedener Weise, eine politische Partei zu bilden. Aber der Rassenunterschied trennt die englischen Katholiken, wie er Preußen und Polen, Deutsche und Tschechen trennt. Nur in der Schulfrage sind wir alle eines Sinnes und hier streitet die irländische Partei mit und für uns. Spricht man aber von Home Rule oder irgend einem anderen politischen Knoten, dann fallen gleich Irländer und Engländer auf einander los wie hungrige Hunde über einen Knochen. Erzbischof Bourne von Westminster erkannte dieses neulich an in zwei öffentlichen Reden und mahnte die Katholiken, in der Schulfrage einig zu bleiben und im übrigen nach Belieben zu handeln. Infolge dessen haben sich in London und anderswo die katholischen Wähler in gut organisierte Vereine verbunden, die in manchen Bezirken den Ausschlag in den Wahlen geben können. Ähnliche Vereine bestanden auch vor der letzten allgemeinen Wahl. Sie waren meistens unter priesterlicher Leitung und bezweckten die Erhaltung unserer Schulen. Als aber die Liberalen ihnen die Wahl gaben zwischen einem freien Irland (Home Rule) und freien Schulen, wählten alle für Home Rule. In 27 Wahlkreisen entschieden katholische Stimmen den Sieg der Liberalen. Hierin liegt Stoff zum Nachdenken.

3. Am 15. Februar findet eine großartige Feierlichkeit in unserer Westminster Kathedrale statt. Durch besondere Günst der Regierung, genauer des Ministers Gladstone, haben die Leichen der Kardinäle Wiseman und Manning in der Krypta der Kathedrale beigelegt werden können. Die Translation ging ohne jede Feier vor sich, aber die Jahresmesse für die beiden Kardinäle am 15. d. M., dem Sterbetage des Kardinals Wiseman, soll allen Pomp und Staat aufbringen, dessen die Kirche fähig ist. Hauptzweck ist, die zwei großen Männer zu ehren; Nebenzweck, dem protestantischen London wieder mal zu zeigen, wie glorreich lebendig die katholische Kirche in ihrer Mitte prangt. Der Chronist der Quartalschrift wird dabei sein und etwas zu erzählen haben in den nächsten Zeitläufen.

4. In den letzten Monaten beschäftigten sich alle Zeitungen mit der „neuen Theologie“. Was ist das? Im Zentrum der City von London steht der City Temple, eine große Kirche der Kongregationalisten, die wichtigste Kirche dieser sehr freisinnigen Sekte. Im City Temple predigt immer der beste Mann, den die Gemeinschaft aufreiben kann. Augenblicklich ist es Rev. Campbell, ein gar gelehrter Herr, der Prediger der „neuen Theologie“. Diese Benennung ist Erfindung der Zeitungsschreiber. Sie paßt nur als Lockspeise für

Lefer; an sich ist die neue Theologie wasserheller deutscher Nationalismus. Die jungfräuliche Geburt Christi, seine Auferstehung, seine Gottheit und noch vieles andere, das jeder, der ein Christ sein will, glaubt, wird mit dankbarer Anerkennung früher geleisteter Dienste verabschiedet. Hier haben wir also eine Abdankung des wahren Christentums am Haupte einer einflussreichen Sekte. Die Zeitungen nehmen Partei. Die von den meisten angeschlagene Note ist: „Freiheit! Laßt jeden predigen, was er selbst glaubt und fühlt; die Predigt gewinnt dadurch an Ernst und Ueberzeugungskraft!“ So drückt sich der obengenannte Dr. Clifford aus. Nun ist Clifford der hervorragendste Mann unter den Baptisten, der Leiter der Konfessionen gegen konfessionelle Schulen, der geistliche Rat der Regierung. Lieber seinen religiösen Unterricht als den nach dem Herzen Cliffords! Clifford und Campbell scheinen zusammen zu wirken für die Abschaffung dogmatischer Differenzen zwischen den Sekten, um so desto leichter und geschwinder die Fusion der größern herzustellen. Ist die Fusion mal fertig, dann werden die vereinigten Konfessionen mit Wucht über die Staatskirche herfallen – wie es in Frankreich geschieht von Seiten der Freimaurer und Juden.

Battle, 13. Februar 1907.

F. Wilhelm.

## Kurze Fragen und Mitteilungen.

I. (Die Rezension zum *Samueltcommentar*) 1. Heft 1907 S. 162), wo es heißt: 1. „2. Sam. 1, 22 ist sagitta mit Schild übersetzt“; dies ist nicht richtig, vielmehr ist „Schild“ nur Druck oder Schreibfehler für „Pfeil“, veranlaßt mich zu folgender Erwiderung. Ich habe das Manuskript zwar bereits vernichtet, nehme aber doch einen Schreibfehler an, weil ich bei der Uebersetzung nicht bloß an das vorliegende lateinische Wort, sondern an den ganzen Bau des Klagelieds dachte. Wer dieses in meiner textkritischen Ausgabe liest und näher betrachtet, der wird die Responsion von **שֶׁנֶּאֱמַר** „Schild Sauls“ (21 D. und **הַיָּרֵךְ הַיָּמִינִי** „Bogen“ also ist sagitta selbst unrichtige Uebersetzung; beachte auch **סֶפֶדִּים** **Σοφδ** der LXX! „Jonathans“ bemerken und den Schreibfehler durch diese Ideenassoziation erklärt finden. Hoffentlich wird dieses crimen literarium mir wenigstens im andern Leben verziehen. — 2. Versus 2. Sam. 3, 29 bedeutet nicht „Brücke“. Ich will annehmen, daß „Brücke“ dem Seher zugeschrieben ist, denn in meiner doppelten Uebersetzung steht „Kriücke“! Der Vers lautet wörtlich nach Vulg.: „Und es fehle nicht im Hause Noabs an einem Samenflüssigen und einem Ausjäbigen und einem tenens fasum“ u. Ich warte auf das Verisim des Herrn Rezensenten, um diese beiden lateinischen Wörter besser deutsch wiederzugeben. Allioli hat zwar: „und (an) solchen, so die Spindel führen“; allein auch Voch und Reischl haben sich erlaubt zu übersetzen: „und an solchen, die an der Kriücke gehen“, warum sollte ich mir

das nicht erlauben, zumal der Zusammenhang auf ein körperliches Gebrechen schließen läßt, was offenbar das „Spindelführen“ nicht ist, und die besser informierten LXX den hebräischen Ausdruck auch so zu verstehen sich erlaubt haben (καὶ κρατῶν σκυτάλης = וְמַחֲזִיקֵי הַפֶּלֶא). Nun dürfte gerade σκυτάλη „Stoß, Stab, Seßling“ = פֶּלֶא die Uebersetzung fusum er-

klären; denn fusus heißt nach Georges, Lat.-dtsh. Handw. I, 2108 nicht bloß „Spindel, Spille“ (wie פֶּלֶא Spr. 31, 19), sondern auch „Sprosse,

Quersprosse einer Maschine“, und das ist doch ein „Stab“ oder „Stoß“, wofür „Kriide“ verdeutlichender Ausdruck ist, da nicht von einem Vigerlstoß die Rede sein kann. — 3. „Ob 2. Sa. n. 4 Vers 3 nicht enge mit Vers 4 zu verbinden ist? Unter den nach Gethaim fliehenden Benothitern befand sich auch die Amme Niphiboseths!“ Den letzten Satz hält jedermann beim ersten Lesen für eine ironische Bemerkung, wie mir mehrere Leser bestätigten. Dies veranlaßte mich eben zur Erwiderung. Ich wunderte mich selbst zuerst darüber, daß ich einen solchen Unsinn geschrieben haben könne, respektive im Druckbogen übersehen habe. Als ich aber 2. Sam. 4, 3 und 4 nachschlug, bemerkte ich, daß der Rezensent mit diesem Rufsatz einen Beweis für die bejahende Beantwortung seiner Frage geben wollte. Nun verhält sich die Sache also: 2. Sam. 4, 1 ist berichtet, daß der in Mahanaim im Ostjordanlande residierende Isboseth in Furcht geriet, nachdem der ihn stützende Abner ermordet war. Vers 5 ff. wird berichtet, daß die Söhne Rimmons, des Benothiters, den Isboseth ermordeten und sein Haupt dem über Juda herrschenden und zu Hebron residierenden David brachten, in der Hoffnung dafür reichlich belohnt zu werden. Sie wurden aber von David als Mörder hingerichtet. Mit welchen Benothitern soll nun die Amme Niphiboseths geflohen sein? Woher und wohin? Die beiden Mörder können nicht gemeint sein, die waren Offiziere am Hofe Isboseths, welcher nach der Niederlage Sauls bei Gelboe aus Gaba (Gibea) in Benjamin nach Mahanaim floh, offenbar deshalb, weil das Westjordanland von den Philistern überschwemmt war. Die Bemerkung in Vers 2 u. 3 kann sich daher nur auf die Benothiter überhaupt beziehen. Wenn deren Flucht als Folge der Niederlage auf Gelboe zu denken ist, was aber mit keinem Worte angedeutet ist und dem Zusammenhang widerspricht (denn vorher ist von der Ermordung Abners in Hebron die Rede), dann kann man annehmen, daß die Benothiter vielleicht in das Gebiet Davids geflohen seien. Was aber die Amme Niphiboseths mit diesen zu tun hatte, ist unerfindlich; denn sie hatte sich jedenfalls vor dem Tode Jonathans in Gibe'a aufgehalten und ist wohl eher mit Isboseth ins Ostjordanland geflohen, da sie sich vor Davids Leuten (besonders vor Joab) wohl nicht minder gefürchtet haben mag, als vor den Philistern. Der Herr Rezensent wird mir also gestatten, daß ich auch weiterhin die Verse 2 u. 3 für eine Glosse zu Vers 5 halte und Vers 4 als Motivierung von 9, 13 in den vor Kap. 9 ausgelassenen und im Anhang erhaltenen Bericht über die Blutrache der Gabaoniter (21, 1—14) versehe (nämlich zwischen 21, 6 u. 7).



**II. (Weisungen an die weiblichen Ordensgenossenschaften betreffend die Erziehung der Jugend.)** Se. Eminenz der Kardinal Respighi, General-Vikar Sr. Heiligkeit, hat an die Oberinnen sämtlicher weiblicher Orden und Kongregationen in Rom ein Zirkular erlassen, in welchem die genaue Beobachtung folgender Vorschriften auferlegt wird:

1. Die der Erziehung gewidmeten weiblichen religiösen Institute werden keine neuen Schulen und Asyle in Rom eröffnen ohne durch Vermittlung des geistlichen Deputierten des Klosters von der päpstlichen Schulkommission die Erlaubnis dazu erhalten zu haben.

2. Die ehrw. Oberinnen werden sich nicht an weltliche Lehrerinnen wenden behufs Unterstützung beim Unterrichte ohne die Erlaubnis des geistlichen Deputierten, welchem es obliegt die nötigen Informationen einzuholen.

3. Die Schwestern dürfen nicht, seien es Professoren, Novizinnen oder Postulantinnen, die öffentlichen Schulen besuchen. In speziellen Fällen von absoluter Notwendigkeit behält der Kardinal-Vikar es sich vor, sie genau zu prüfen, um zu entscheiden ob die erbetene Erlaubnis zu geben oder zu verweigern sei. Dieses Verbot dehnt sich auch auf die von den Ordensfrauen abhängigen Böglinge aus. Ausgenommen sind jene Pensionate, die ausschließlich für Fräuleins gegründet sind, welche die öffentlichen Schulen besuchen; für sie werden besondere Normen gegeben werden.

4. Man wird nicht Frauen, welche ein zurückgezogenes Leben in einem geistlichen Hause führen wollen, aufnehmen ohne schriftliche Erlaubnis des geistlichen Deputierten, welcher die einzelnen Bitten nach ihrer Würdigkeit prüfen und die Erlaubnis nicht erteilen wird, ohne aus sicherer Quelle die nötigen Informationen eingeholt zu haben. Wo es sich um Klöster mit strenger Klausur handelt, wird man die Erlaubnis bei der heiligen Kongregation der Bischöfe und Regularen einzuholen haben.

5. Die ehrw. Oberinnen werden nicht die Schwestern in die öffentlichen Läden ausschicken zur Besorgung der täglichen Einkäufe für die Küche, sondern sie werden sich hiezu erprobter weltlicher Personen bedienen müssen.

6. Es werden die Oberinnen strenge angewiesen, nicht zu erlauben, daß die Schwestern mißbräuchlich allein durch die Straßen Roms gehen, besonders in den Nachtstunden.<sup>1)</sup>

7. Das Sammeln ist in Rom nicht erlaubt ohne mittelst des geistlichen Deputierten hiezu die Erlaubnis schriftlich erhalten zu haben. Die einzelnen Bitten werden aufmerksam geprüft werden, und wenn es der Fall sein wird die erbetene Erlaubnis zu gewähren, so wird man gleichzeitig zutreffende Normen geben um die Gefahr beklagenswerter Ungehörigkeiten hintanzuhalten.

Zum Schlusse spricht der Kardinal-Vikar bezüglich der genauen Beobachtung dieser Vorschriften sein Vertrauen in den Eifer der ehrw. Oberinnen

<sup>1)</sup> Unter „Nachtstunden“ versteht man in Rom die Stunden nach dem Gähnen des Ave Maria und dieses richtet sich nach dem Untergange der Sonne; es wird im Monate Dezember z. B. schon um 5 Uhr nachmittags geklutet.

aus, und ruft über sie und ihre Ordensgemeinden aus ganzem Herzen den Segen Gottes herab.

Dieses Zirkular dürfte wohl auch auf alle weiblichen Ordensgesellschaften und religiösen Institute außerhalb Roms, ja in der ganzen Welt aufklärend und reformierend wirken. Es dürfte aufklärend wirken, weil daraus deutlich die Anschauungen des heiligen Vaters hervorgehen, bezüglich des Besuches der öffentlichen Schulen vonseite nicht klausierter und noch mehr klausierter Ordensfrauen in Ordensstracht und Schleier. Reformierend möge dieses Zirkular wirken, weil, wenn es auch bloß vorläufig an die religiösen weiblichen Gesellschaften in Rom gerichtet ist, doch klar daraus die Absicht des heiligen Vaters hervorgeht, die weiblichen Ordenspersonen Roms besonders was ihren Aufenthalt außerhalb der Klostermauern betrifft, vor unpassenden Freiheiten zu bewahren oder solche, die sich schon solche unüberlegter Weise erlaubt, in die durch die Klugheit gebotenen Schranken zurückzuweisen. Wir teilen hier nicht die Ansicht, die voriges Jahr in Bezug auf ein anderes Zirkular des Kardinal-Biskops an die weiblichen Ordensgenossenschaften Roms der römische Berichterstatter der in Salzburg erscheinenden „Katholischen Kirchenzeitung“ ausgesprochen hat, daß nämlich die Worte des heiligen Vaters wohl nicht so wörtlich zu nehmen seien, im Gegenteil, wir würden im Interesse der heiligen Kirche, deren Zierde die weiblichen Ordensgesellschaften sind und bleiben sollen, herzlich wünschen, daß die Oberinnen der römischen Ordensgesellschaften und Institute das in ihren Eifer gesetzte Vertrauen des Kardinal-Biskops rechtfertigen und mit peinlichster Genauigkeit die ihnen gegebenen Weisungen befolgen würden.

Denn dann würden die klugen Verhaltensmaßregeln des heiligen Stuhles, noch ehe sie für die weiblichen Ordensgesellschaften außerhalb Roms zum Befehl geworden sind (und ob sie es jemals werden sollen, entzieht sich unserer Kenntnis), auch von diesen als „Wunsch“ der höchsten geistlichen Auktorität aufgefaßt und beobachtet werden.

M. Th. L.

**III. (Ist ein erkrankter Hilfspriester verpflichtet, seinem Stellvertreter den Gehalt abzutreten?)** Kooperator A. Z. in N. Diözese Salzburg wendete sich an die k. k. Landesregierung mit der Bitte ihm eine Krankheitskosten Aushilfe zu bewilligen mit der Motivierung, daß er während der Zeit seiner Krankheit seinen Gehalt dem aus helfenden Kooperator habe abtreten müssen.

Aus diesem Anlasse eröffnete das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht mit Erlaß vom 8. August 1906, Z. 29.353, daß eine derartige Verpflichtung des Hilfspriesters nicht besteht und daß es keinen Anstand genommen hätte, dem aus Anlaß der Erkrankung Z. angestellten Personal-Kooperator über einen bezüglichen Antrag die Dotation aus dem Religionsfonde zu bewilligen.

Salzburg.

Dr. Frey.

**IV. (Welcher Gemeinde gehört das Armendrittel eines ab intestato verstorbenen Geistlichen?)** Zu einer Pfarre gehörten fünf Gemeinden; dieselben beehrten die verhältnismäßige Auf teilung des Armendrittels vom Nachlasse eines ab intestato verstorbenen

Pfarrers. Sie wurden aber vom Abhandlungsgerichte und zuletzt auch vom obersten Gerichtshof mit Entscheidung vom 31. Oktober 1905, Z. 16.635, abgewiesen, weil nach dem Hofdekrete vom 6. Februar 1792 und vom 27. November 1807 das Armendrittel in das Armeninstitut des nämlichen Ortes gehört, wohin das Kirchendrittel gehört, also in die Gemeinde des Standortes der Pfarrkirche. Nur dann, wenn der Erblasser bei einer Kirche angestellt war, die Filialen hat, wäre das Armendrittel, falls in den Filialen eigene Armeninstitute bestehen, nach dem Verhältnisse der Seelenzahl zu verteilen. Im vorliegenden Falle hatte die Pfarrkirche keine Filialen.

Linz.

Dompropst A. Pinzger.

**V. (Stolabezüge sind bei der Personal-Einkommensteuer mit dem gleichen Betrage einzubekennen, wie sie in der adjustierten Pfründenfassion enthalten sind.)**

Diesen Grundsatz sprach der B.-G.-Hof in seinem Erkenntnis vom 9. Juni 1905, Z. 6504, aus, und zwar unter Berufung auf den Abs. 5 des § 202 des Gesetzes vom 25. Oktober 1896, in welchem es heißt, daß die Stolgebühren, welche im Sinne des § 3 des Kongruagesetzes bei der Bemessung der Kongruaergänzung zur Anrechnung gelangen, lediglich mit jenem Betrage einzubekennen sind, in welchem sie in der letzten Pfründenfassion adjustiert worden sind. Im § 206, Abs. 3, bei Einschätzung der Dienstbezüge der Geistlichen ist das Gutachten der politischen Landesstelle im Einvernehmen mit der kirchlichen Behörde in Anspruch zu nehmen. Hiemit ist aber nicht gesagt, daß die Steuerveranlagungsorgane eine selbständige Prüfung nicht vornehmen dürften, oder daß sie an das Gutachten gebunden wären mit alleiniger Ausnahme der Stolbezüge, bei denen der Ansatz in der Fassion Geltung hat.

A. P.

**VI. (Wann haben Ministerial-Erlässe eine rechtsverbindliche Kraft?)**

In einem Erkenntnis des B.-G.-H. vom 3. Mai 1905, Z. 4961, berief sich ein Beschwerdeführer, welcher Legate zur Erbauung einer Kirche und eines Spitals von der Nachlaßgebühr befreit wissen wollte, auf zwei Finanz Ministerial Erlässe. Dieser Hinweis wurde mit dem Bemerkten abgelehnt, daß solche Erlässe nur dann rechtsverbindliche Kraft haben, wenn sie im Reichsgesetze kundgemacht wurden. Sonst stellen sie sich als interne Weisungen der Oberbehörden an die Unterbehörden dar.

A. P.

**VII. (Die Solidarität kirchlicher Interessen im Hinblick der Verwendung der Ertragsüberschüsse bei einer Pfarr- oder Filialkirche)**

wurde besonders betont in dem Erkenntnisse des B.-G.-H. vom 24. März 1904, Z. 3066, in welchem es gemäß § 54 des Gesetzes vom 7. Mai 1874 als zulässig ausgesprochen wurde, daß die Überschüsse einer Begräbniskirche zur Dotation des Benefiziaten herangezogen wurde, denn die Verpflichtung des Religionsfonds ist nur subsidiär. Die Zuwendung von Ertragsüberschüssen an „andere kirchliche Zwecke, für welche eine genügende Dotation nicht vorhanden ist“ (§ 54), ist normiert in Konsequenz des Grundsatzes der Solidarität der kirchlichen Interessen, woraus der Motivenbericht die Rechtfertigung ableitet, daß das Vermögen einzelner kirchlicher Anstalten immer auch für den kirchlichen Gesamtzweck gewidmet ist



und deshalb subsidiär auch für diesen in Anspruch genommen werden kann. Aber auch das Herrenhaus sprach den Grundsatz aus, daß der Ueberfluß des einem kirchlichen Zwecke gewidmeten Vermögens dem Bedürfnisse eines andern Zweckes zu gute kommen soll. Gegenüber diesem Inhalte des § 54 l. cit. geht es nicht an, aus dem Kreise der kirchlichen Zwecke, welchen ohne Statuierung einer Ausnahme verfügbare Ueberschüsse zugewendet werden können, Beiträge zur Kongrua auszuschalten. Hierzu wird bemerkt, daß kirchlicherseits diese Praxis geübt wurde, indem Kirchengelder zur Dotierung eines Messelesers, für Christenlehrgeschenke, Knabenseminarbedürfnisse, Beiträge für arme Kirchen (durch Interessen-Nachlaß) u. dgl. aus dem Kirchenvermögen gegeben wurden.

A. P.

### VIII. (Zum Begriffe dauernde Widmung einer Stiftung zu Unterrichts-, Wohltätigkeits- und Humanitätszwecken.)

Eine solche Stiftung genießt bekanntlich nach Anm. 2 d zur Tarifpost 106 B, e die Befreiung vom Gebührenäquivalent. Diese Befreiung wurde der unter der Verwaltung des Journalistenvereines „Konfordia“ bestehenden Rosa Spiegelschen Stiftung für die Waisen verstorbener Mitglieder des Vereines nicht zuerkannt, weil die dauernde Widmung des Vermögens zu Humanitätszwecken nicht sichergestellt ist, indem nach § 11 des Stiftungsbriefes im Falle der Auflösung des Vereines das Stiftungsvermögen anderen Zwecken, vornehmlich einem gemeinnützig journalistischen, zugeführt werden sollte. Die Beschwerde gegen die Entscheidung machte nun drei Gründe geltend: 1. das Erfordernis dauernder Widmung sei im Gesetze nicht festgestellt, 2. § 11 enthalte eine dauernde Bestimmung bis zur Auflösung des Vereines, 3. die Entscheidung über die Äquivalentspflicht habe sich nach jenen Verhältnissen zu richten, welche am Beginne des Dezzenniums bestehen, wo gewiß nur von einer Widmung zu Wohltätigkeitszwecken geredet werden kann. Der B.-G.-G. gab nun im Erkenntnis vom 7. Juni 1905, Z. 6210, der Beschwerde Folge, indem er ausführte, daß in der Tat eine Ausnahme oder Einschränkung im Gesetze nicht gemacht ist. Durch den § 11, wonach das Vermögen einmal auch anderen als den eingangs genannten drei Zwecken gewidmet werden könne, wird keineswegs herbeigeführt, daß die Stiftung schon derzeit nicht mehr als eine solche zu Wohltätigkeitszwecken angesehen werden kann. Die immerwährende Dauer einer Widmung gehört keineswegs zu den Voraussetzungen einer Stiftung. Vielmehr kann der Stifter für die Wirksamkeit der Stiftung einen Endtermin setzen und geht es nicht an, einer Stiftung die Eigenschaft einer Stiftung zu einem der drei im Gesetze genannten Zwecke abzuspochen, weil möglicherweise einmal das Stiftungsvermögen einem anderen Zwecke zugeführt werden kann. Einer Stiftung zu Unterrichts-, Wohltätigkeits- und Humanitätszwecken kommt die Befreiung vom Gebührenäquivalent unter allen Umständen zu. Die Frage der dauernden Widmung käme nur in Betracht, wenn es sich um einen Verein zu derlei Zwecken handelt.<sup>1)</sup>

A. P.

<sup>1)</sup> Hiemit hat der B.-G.-G. die bisherige strenge Auffassung der dauernden Widmung einer derartigen Stiftung verlassen. Die „Konfordia“ war durch Dr. Morgenstern (I) vertreten.

**IX. (Die Lectio VIII. im Commune plurimorum [plurium] Martyrum II.)** Vor mehr als Jahresfrist ist in der theologischen Quartalschrift eine mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit versuchte Erklärung des *crux interpretum*, d. h. der Homilie des heiligen Ambrosius in Luc. c. 6. erschienen. Da es häufig vorkommt, daß man hinter dunklen Stellen einen ebenso dunklen Sinn sucht, wollen wir im (Gegensatz diese Stelle ohne Gelehrsamkeit, in der einfachsten Weise nach ihrem wörtlichen Sinne klar zu machen suchen.

Um jede unnütze Weitläufigkeit zu vermeiden, setzen wir voraus, daß das Vorhergehende keiner Erklärung bedarf und die Schwierigkeit erst mit den Worten beginnt: *ille in illis octo mysticum numerum reservavit*. Und nun zeigt der heilige Kirchenlehrer, inwiefern der *numerus octo* ein *numerus mysticus* ist 1°. weil viele Psalmen „*pro octava*“ überschrieben werden, was ja Tatsache ist und 2°. *mandatum accipis octo illis partem dare* (Eccl. 11, 2). *Partem dare alicui* heißt: sich für jemanden erklären, die Partei jemandens ergreifen, sich für etwas entschließen. Für wen soll man sich entschließen, wessen Partei soll man ergreifen? Antwort: *illis octo*. Wer sind diese *octo*? Der heilige Ambrosius meint fortasse *benedictionibus* — vielleicht sind unter diesen *octo* die acht Seligkeiten zu verstehen, für die du dich entschließen sollst; denn ein solcher Entschluß ist sowohl des Lohnes, als auch der Sache wert; *sicut enim spei nostrae octava (benedictio) perfectio est, ita octava benedictio summa virtutum est*. In der achten Seligkeit ist sowohl die Vollendung unserer Hoffnung — *ecce enim merces vestra multa est in caelo* — als auch der höchste Grad der Vollkommenheit (*summa virtutum*) enthalten, welcher darin besteht, daß wir uns freuen, um des Menschen Sohnes willen Schmach und Verfolgung zu leiden — *Beati eritis cum vos oderint homines etc.* A. W.

**X. (Die Verspottung des Papsttums der katholischen Kirche strafbar.)** Eine Einrichtung der katholischen Kirche ist das Papsttum; wer es verspottet oder herabzuwürdigen sucht, vergeht sich wider § 303 Straf-Ges. Die Verufung auf unbeanstandet gebliebene Druckschriften als Quelle strafgesetzwidriger Äußerungen entschuldigt nicht § 3 Straf-Ges. .

Diese vom k. k. Obersten Gerichtshofe in Wien am 28. Jänner 1905, 3. 13.904, gefällte Entscheidung faßt die Herabwürdigung des Papsttums als eine Tatfrage auf, durch welche nicht so sehr einzelne Träger dieser Kirchenwürde beleidigt werden, sondern die katholische Kirchenverfassung selbst; denn der katholischen Kirchenverfassung zufolge steht der Papst an der Spitze der Hierarchie dieser Kirche als sichtbares Oberhaupt derselben und als Stellvertreter Christi auf Erden. Der Angriff auf diese Einrichtung der katholischen Kirche kehrt sich daher gegen die katholische Kirchenlehre selbst.

Hofbau.

P. Steinbach, Dechant.

**XI. (Der Rosenkranz in gerichtlicher Beleuchtung.)**  
„Das Rosenkranzbeten ist ein Gebrauch der katholischen Kirche; eine den Rosenkranz verunehrende Handlung kann den Deliktstatbestand des § 303 Straf-Ges. begründen.“

Diese Entscheidung hat der k. k. Oberste Gerichtshof unterm 13. Jänner 1905, Z. 14.683, gefällt, mit der Begründung, daß dem Rosenkranzgebete der Charakter eines Gebrauches der katholischen Kirche nicht abgesprochen werden kann. Als eine auf die seligste Jungfrau Maria sich beziehende Andacht war der Rosenkranz schon in den ersten christlichen Jahrhunderten üblich. Die Kirche hat die Andacht des Rosenkranzbetens wiederholt gebilligt und mit demselben Ablass verbunden. Was daher nach den Anschauungen der katholischen Kirche von altersher als Äußerung ihres religiösen Lebens gilt, gehört zu ihren Gebräuchen, worunter eben die Verkörperung der religiösen Gedanken im kirchlichen Kultus zu verstehen ist. In dem Rosenkranze anerkennt die katholische Kirche eine Kultushandlung, die sich auf die religiöse Erbauung bezieht, einerlei, ob die Andacht offiziell, unter Zuziehung eines Geistlichen, oder nur privatim von einzelnen Gläubigen verrichtet wird. Der Rosenkranz ist ein taugliches Objekt des § 303 Straf-Gez. Ist also das Rosenkranzbeten ein Gebrauch der Kirche, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Vernehrung der zum Abzählen der üblichen Gebete dienenden Schnur von Körnern und Kügelchen eine Herabwürdigung des zu Grunde liegenden Gebrauches beinhalte.

Die Verunglimpfung eines Rosenkranzes, des Symbols des oberwähnten Gebrauches der katholischen Kirche, ist also nach § 303 eine strafbare Verleumdung der katholischen Kirche.

Hofbau.

Dechant Steinbach.

**XII. (Protestantische Zeugnisse für die Marienverehrung.)**<sup>1)</sup> Zu Jena ist im Jahre 1560 ein Buch erschienen, das den Titel führt: „Der erste Teil aller Bücher und Schriften des teuren seligen Mannes Gottes Dr. Martin Luther.“ Darin kommt eine Auslegung des Magnifikat vor. Zu den Worten: „Großes hat der an mir getan, der da mächtig und dessen Name heilig ist“ gibt Luther folgenden Kommentar: „Die großen Ding sind nicht anders, denn daß sie Gottes Mutter ist worden; in in welchem Werk so viel und groß Güter ihr geben sind, daß sie Niemand begreifen mag. Denn da folgt alle Ehre, alle Seligkeit und daß sie im ganzen menschlichen Geschlecht ein einzig Person ist über alle, der Niemand gleich ist, daß sie mit dem himmlischen Vater ein Kind und ein solch Kind hat . . . . Darum in Einem Wort hat man alle ihre Ehre begriffen, so man sie Gottesmutter nennt; kann Niemand Größeres von ihr, noch zu ihr sagen, wenn er gleich soviel Zungen hätte als Laub und Gras, Sterne am Himmel und Sand am Meer ist. Es will auch mit dem Herzen bedacht sein, was das sei: Gottes Mutter sein.“

Was würden wohl die meisten protestantischen Pastoren von heute zu dieser Stelle für einen Kommentar geben?

Vasberg im Mühlkreis.

Joh. Chris. Spann.

**XIII. (Beziehung katholischer Religionslehrer zu den Veratungen des Ortschulrates),** so oft es sich um eine

<sup>1)</sup> Vgl. §. 3. 1906 S. 694 ff.



Angelegenheit des katholischen Religionsunterrichtes handelt. Diesbezüglich besagt ein Erlaß des k. k. Bezirksschulrates Wien vom 14. Juni 1904, Z. 10.538: „ . . . Es unterliegt keinem Zweifel, daß in Fällen, wo es sich um den Religionsunterricht an einer bestimmten Schule handelt, auch der Religionslehrer der in Verhandlung stehenden Schule zu der Beratung vom Ortschaftsrate selbst besonders einzuladen ist, wenn er nicht ohnehin als gewähltes Mitglied oder als Ortschaftsfarrer dem Ortschaftsrate angehört und hierbei, jedoch nur in Bezug auf seine Schule, beschließende Stimme besitzt. Hieraus folgt, daß über die religiöse Angelegenheit einer einzelnen Schule stets besonders abzustimmen sein und der betreffende, ad hoc beigezogene Religionslehrer sodann wieder abzutreten haben wird, so daß ein gleichzeitiges Votieren mehrerer solcher Religionslehrer ausgeschlossen erscheint.“ — Hierbei wird bemerkt, daß die vorgeschriebenen religiösen Übungen dem Religionsunterrichte gleichzuhalten sind, daher auch bei eventuellen Beratungen über dieselben die Beziehung des betreffenden Religionslehrers notwendig ist. S. W.

**XIV. (In welchen Staaten wird kein Religionsunterricht erteilt?)** Kein Religionsunterricht in der Schule findet statt in den meisten der Vereinigten Staaten von Nordamerika, in allen Schulen der Niederlande und Frankreichs. Fakultativ ist der Religionsunterricht in Italien, in der Schweiz, in England, in den Vereinigten Staaten und in Belgien. Das französische Volksschulgesetz läßt den Donnerstag frei, um den Eltern Gelegenheit zu geben, ihren Kindern an diesem Tage Religionsunterricht erteilen zu lassen. Innerhalb des Schulhauses darf der Religionsunterricht nicht erteilt werden. Die Lehrer dürfen nach Artikel 25 „keine bezahlten oder unbezahlten Kirchenämter übernehmen“. In Italien haben die Gemeinden nach Artikel 3 des Reglements von 1896 „die Verpflichtung, für den Religionsunterricht derjenigen Kinder zu sorgen, deren Eltern dies verlangen . . .“ In Belgien wird zwar Artikel 4 des Gesetzes von 1895 die Religion unter den Fächern genannt, auf die sich der Volksschulunterricht „notwendigerweise“ erstreckt, aber auf Antrag der Eltern kann ein Kind vom Religionsunterricht entbunden werden. In der Schweiz wird durch Artikel 49 der Bundesverfassung bestimmt, daß niemand zur Teilnahme am Religionsunterricht gezwungen werden darf. In England hängt (nach § 3 des Gesetzes von 1899) die Aufnahme in die Schule nicht davon ab, daß ein Kind an irgend einem Religionsunterricht, gleichviel wo, teilzunehmen habe.

Katechetische Monatsschrift.

## Inferate.

Im Verlage von **Friedrich Pustet in Regensburg** sind soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

**Albing, A.**, (Monsign. Dr. v. Matthies, Geheimkämmerer Seiner Heiligkeit), **Religion in Salon und Welt**. Reflexionen. 16°. 176 S. M. 1.20, in modernem Halbleinwandbb. M. 2.—.

**Catechismus Romanus** ex decreto Concilii Tridentini ad Parochos Pii V. Pont. Max. jussu editus. Ed. IV. Permissu Superiorum. 8°. 500 pag. M. 2.80, in Leinwandband M. 4.20.

**Commune Sanctorum** juxta edit. Vaticanam. Schwarzdruck. Gr. 8°. 78 S. M. —.50, in Leinwandband M. —.90.

**Haberl, Dr. F. X.**, **Kirchenmusikalisches Jahrbuch**. 20. Jahrgang. 268 S. in Begliffonformat M. 3.—.

**Kyriale Parvum** sive Ordinarium Missae ex editione Vaticana excerptum. Schwarzdruck. 12°. 48 S. M. —.30, in Leinwandband M. —.50.

**Laplace, L.**, **Leben der Ehrwürdigen Mutter „Maria von Jesus“** Maria Deluil-Martiny, Stifterin der Gesellschaft der „Töchter des Herzens Jesu“. Freie Uebersetzung der 3. französischen Auflage. Mit bischöfl. Approbation. 12°. 328 S. M. 2.10, in Leinwandband M. 3.—.

**Theiler, P. S.**, (O. Cist.), **Das Licht als Symbol und Sakramentale in der katholischen Kirche**. Mit oberhirtl. Druckgenehmigung. 8°. 60 S. M. —.40.

**Weil, Aug.**, **800 Orgelkompositionen** in den Dur- und Moll-Tonarten zum Gebrauch beim katholischen Gottesdienste. Hoch 4°. 216 S. M. 8.—, in Leinwandband M. 10.—.

Kostenlos: Katalog „Für die heilige Fasten- und Osterzeit“.

In neuen Auflagen liegen vor:

**Diesfel, Das Leiden in ewiger Nacht**. Fastenpredigten. 3. Aufl. 8°. M. 1.40, in Halbfrazzband M. 1.90.

— **Der große Tag der Ernte**. Fastenpredigten. 3. Aufl. 8°. M. 1.40, in Halbfrazzband M. 1.90.

**Gemminger, Das Spanische Edelweiß**. Ein Gebet- und Betrachtungsbuch zu Ehren der heiligen Theresia. 4. Aufl. 32°. M. 1.—, in Leinwandband M. 1.40, in Lederband mit Goldschnitt M. 2.—.

**Schneider, Manuale Clericorum** etc. Ed. VI. recognita et aucta. 16°. M. 4.20, in Halbfrazzband M. 5.40.

M. 1.— = K 1.20 5. B. = Fr. 1.25.

## Für Erstkommunikanten!

**Schulmann Johannes**, geistl. Rektor, **Die Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion**. Ein Gebetbüchlein zur Belehrung für Erstkommunikanten. 432 Seiten, 78 × 127 mm.

Elegant und dauerhaft gebunden in Kaliko-Rotschnitt M. —.80 = K —.96, ferner vorrätig in besseren Bänden à M. 1.20 = K 1.44, M. 1.65 = K 1.98, M. 2.40 = K 2.88.

**Buhot & Bercker, Revelaer (Rheinland)**

Verleger des Heil. Apostol. Stuhles.

## Ulr. Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff), Graz.

### Neuigkeiten unseres Verlages:

**Hasert Konstantin, Der Mensch, woher er kommt, wohin er geht.** Zweite Auflage von „Was ist der Mensch?“ 8°. 192 Seiten Preis K 1'60 = M. 1'40.

Die Schriften des bestbekannten Apologeten finden immer mehr Anerkennung und Verbreitung, weiß doch keiner so wie Hasert kurz und klar stets den Nagel auf den Kopf zu treffen.

**Psenner, Dr. Ludwig (Wien), Christliche Volkswirtschaftslehre für Freunde des Volkes.** Erster Teil. 8°. 152 Seiten. Preis K 2'40 = M 2'—.

Das vorliegende Werk hält die richtige Mitte zwischen schwierigeren Kompendien und leichteren Schriften. Der Verfasser behandelt auf der soliden Grundlage der christlichen Weltanschauung Ehe, Familie, Sittengesetz, Gesellschaft und Recht, Kirche und Kultur, Arbeit, Sonntagsruhe, Lohn, Streiks, Maschine, Eigentum, Arbeiter- und Bauernstand etc. — Die das Werk abschließenden zwei weiteren Teile von ungefähr gleichem Umfange sollen noch in diesem Jahre folgen.

Ferner unter der Presse:

**Schwillinsky-Gill, Christenlehrpredigten,** Dritter Band. Von den Sakramenten und der Gerechtigkeit.

### Für die erste heilige Beichte und Kommunion.

In unserem Verlage sind soeben erschienen:

**Joh. Ev. Pichler, Katechet und emer. Pfarrer,**

## Kathol. Volksschulkatechesen

für die Mittel- und Oberstufe ein- und zweiklassiger  
und für die Mittelstufe mehrklassiger Schulen.

III. Teil. Lehre von den Gnademitteln.

1. Bändchen. Die heiligen Sakramente.

Mit kirchl. Trudertaubnis. 8°, VI u. 264 S. Preis K 2.20, per Post K 2.40.

Enthält unter anderem einen vollständigen ausgeführten **Erstbeicht- und Erstkommunion-Unterricht.**

Memorierstoff und Beichtspiegel für die Erstbeichtenden enthält:

**Kürzester Erstbeichtunterricht von Joh. Ev. Pichler.** 4 Seiten in 16° 3 h,  
100 Stüd K 2.50.

Von den Katechesen sind früher erschienen und von der Fachpresse einstimmig als vorzüglich anerkannt worden:

I. Teil. Glaubenslehre. Zweite, verbesserte Auflage, 8°, X und 171 Seiten. Preis K 2.—, per Post K 2.10.

II. Teil. Sittenlehre. 8°, 222 Seiten. Preis K 2.—, per Post K 2.20.

**Chromo-Bilder für Schule und Missionen**

in Päckchen zu 100 Stüd für K 1.50 und 90 h.

Verlagshandlung „St. Norbertus“

Wien, III., Seiblgasse Nr. 8.



Das seelen- u.  
gemüthvollste  
aller Haus-  
instrumente.

# Harmoniums

mit wundervollem Orgelton

Sehr preiswert!  
à M. 78, 90, 120,  
160, 200, 300, 400.  
Illust. Katalog  
gratis.

**Alois Maier, Fulda, Hoflieferant.**



**Gratis illustr. Katalog über**

## Kreuzwege, Altargemälde etc.

Meine Bilder wurden bei den bishöfl. Behörden geprüft und als würdig und erbaulich ausgeführt und zugleich als verhältnismäßig wohlfeil befunden. 14 Stationen von 100—3000 Mk. mit Rahmen. Muster franko.

**Franz Krombach, Kunstmaler**  
in München, St. Paulsplatz 1, Atelier.

**Seeben in 4. Auflage erschienen!**

## Das Leben unsers Herrn und Heilandes Jesus

**Christus** nach den vier Evangelisten. Von P. J. B. Lohmann, S. J. Eine Evangelienharmonie mit erklärenden Anmerkungen. Mit einer Karte von Palästina. 388 S. 8°. Geheftet M. 3.50 = K 4.20. Gebd. in Halbfranzband M. 4.75 = K 5.70.

In ganz vortrefflicher Weise ist dem Verfasser die Zusammenstellung der Ereignisse, Taten und Lehren im Leben Jesu in mögl. chronolog. Reihenfolge gelungen, so daß wir ein richtiges Bild von dem Leben unseres Herrn und Heilandes gewinnen. (Büchermarkt.)

**Paderborn.**

**Junfermannsche Buchhandlung.**

## Cl. Attenkofer'sche Buchhandlung, Straubing.

In unserem Verlag ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Siebert, Dr. med. Friedr., Unseren Söhnen! Aufklärung**  
über die Gefahren des Geschlechtslebens 8°. 160 S. Kart. M. 1.80 = K 2.16.

Dieses Buch, welchem die täglich einlaufenden Urteile wärmstes Lob spenden, wird jedem Priester und Erzieher von großem Nutzen sein. Es verdient seines hohen sittlichen Ernstes halber weiteste Verbreitung.

## Sonntagspredigten von Stingeder!

Von Domprediger Stingeder, dessen Fastenpredigten einen durchschlagenden Erfolg erzielt haben, sind jetzt im **Verlage Prechverein Linz** die schon lange erwarteten Sonntagspredigten erschienen unter dem Titel:

## Das Gesetz der 2 Tafeln

Predigten über die 10 Gebote, gehalten von Franz Stingeder, Domprediger. Preis K 2.20 (M. 1.85), mit Post K 2.40 (M. 2. ).

Ein Rezensent (Zesuit) schreibt: „Diese Predigten stehen nach Inhalt und Sprechweise weit über dem Niveau des Alltäglichen. Der Prediger ist mit den Zeitverhältnissen vertraut und weiß durch praktische Behandlung des Stoffes und lebendige, formvollendete Darstellung zu fesseln.“

Als Früher erschienen die Fastenpredigten: „Die brennendste aller Lebensfragen“, 6 Fastenpredigten von Stingeder (4 Auflagen in kürzester Zeit), Preis 1 K, und Gottes Antwort auf die brennendste aller Lebensfragen, Preis K 1.50. **211**

Verlag der Wichendorff'schen Buchhandlung, Münster i. W.

In sechster, von P. Lehmkuhl S. J., besorgter Auflage erschien:

**P. Wilmers, S. J., Lehrbuch der Religion** Ein Handbuch zu Dehnbare  
Katechismus und ein Lesebuch zum Selbstunterrichte. 4 Bände und  
Sachregister, gr. 8°. M. 29.80 = K 35.76; geb. in Halbfranzbde.  
M. 35.15 = K 42.18.

**Theol.-prakt. Monatschr., Passau:** Das Buch verdient mit den verlockendsten  
Lobeserhebungen empfohlen zu werden. — **Katholik Mainz:** Es ist uns kein Werk  
bekannt, das in gleichem Maße theologische Korrektheit und Gründlichkeit  
mit edelster Popularität und praktischer Brauchbarkeit vereinigt. — **Bücher-  
markt, Krefeld** empfiehlt es neben dem Merkus allen gebildeten Laien und schreibt:  
Eine unglaubliche Fülle des Stoffes tritt uns mit einer Genauigkeit und Klar-  
heit des Ausdrucks entgegen, daß man kaum jemals, auch in ferneren liegenden Fragen,  
ohne befriedigenden Aufschluß nachschlägt. — **Vit. Anzeiger, Graz:** Referent kann nicht um-  
hin, neuerdings seiner Bewunderung über die allseitige Gediegenheit und prak-  
tische Verwendbarkeit des Wertes Ausdruck zu geben. —

In siebenter, von P. Pfütz S. J., besorgter Ausgabe liegt vor:

**P. W. Wilmers, S. J., Geschichte der Religion** als Nach-  
weis der  
göttlichen Offenbarung und ihrer Erhaltung durch die Kirche. Im An-  
schluß an das Lehrbuch der Religion. 2 Bde., gr. 8°. M. 9.50 = K 11.40;  
geb. in 2 Halbfranzbände M. 12. — = K 14.40.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

# Zeitschrift für katholische Theologie.

XXXI. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 6 K österr. Währung

Inhalt des soeben erschienenen 1. Heftes.

**Abhandlungen.** H. Grisar, Dionysius  
Areopagita in der alten päpstlichen Pa-  
listikalehre und die Regensburger Fäl-  
schungen des 11. Jahrhunderts S. 1  
Dr. Friedr. Lauchert, Die Polemik des  
Ambrosius Catharinus gegen Bernardino  
Sihno S. 23  
G. A. Mueller, Zur Berufung der Kon-  
zilien (3. Art.) S. 51  
G. Michael, Eine Klärung in Sachen  
meiner Geschichte des deutschen Volkes S. 77  
G. Dorisch, Die Wahrheit der biblischen Ge-  
schichte in den Anschauungen der alten  
christl. Kirche (6. Art.) S. 86

**Rezensionen.** P. Michael Hetzenauer  
O. C., Biblia Sacra Vulg. Ed. (M. Klunf)  
S. 102. — H. L. Feder, Justus des  
Martyrers Lehre von Jesus Christus, dem  
Messias und dem menschgewordenen Sohne  
Gottes (L. Höfners) S. 106. — U. Cheva-  
lier, Notre Dame de Lorette (M. Kröb)  
S. 109. — L. Pastor, Erläuterungen und  
Ergänzungen zu Ransens Geschichte des  
deutschen Volkes, IV. Band, 4. u. 5. Heft  
(M. Kröb) S. 117. — Th. V. Rastowin,  
Die Reformvorschl. Kaiser Ferdinands I.  
auf dem Konzil von Trient (M. Kröb)  
S. 120. — Dr. J. Hofswed, Dr. Philipp

Hergenröthers Lehrbuch des katholischen  
Kirchenrechts (M. Kröb) S. 126. —  
E. Blanc, Dictionnaire de philosophie  
ancienne, moderne et contemporaine (F.  
Hatheyer) S. 130. — Dr. J. Selbst und  
Dr. J. Schäfer, Schusters und Holz-  
ammers Handbuch zur biblischen Geschichte  
(M. Klunf) S. 132. — W. Rein, En-  
zyklopädisches Handbuch der Pädagogik  
(F. Krus) S. 136.

**Analekten.** Drei unedite Christostomus-  
Texte einer Baseler Handschrift (S. Hai-  
bacher) S. 141. — Bemerkungen zur Lehre  
des hl. Thomas über den Willenszustand  
des Sünders nach dem Tode (F. Stufser)  
S. 171. — Die Natur der Todsünde (F.  
Stufser) S. 176. — Drei Ablassbriefe aus  
dem Dominikanerkloster in Würzburg zur  
Zeit des Beginnes der Reformation (Dr.  
Baier) S. 178. — Veröffentlichungen aus  
dem kirchenhistorischen Seminar München  
(M. Kröb) S. 184. — Die Benediktiner-  
Abtei St. Peter in Salzburg (G. Hurter)  
S. 186. — Herbers Konversations-Lexikon  
(H. Holmeister) S. 189. — Sergius †  
(M. Klunf) S. 190.  
Kleinere Mitteilungen S. 191

Literarischer Anzeiger Nr. 110 S. 1\*



Herdersche Verlagshandlung. Freiburg i. Br. — B. Herder, Verlag, Wien, I., Wollzeile 35.

**Sieben sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:**

**Augustinus — Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus.** Buch I–X. Ins Deutsche überfetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn von Hertling. Zweite und dritte, durchgesehene Auflage. II. 12° (X u. 520) M. 2.30 = K 2.76; geb. in Leinwand M. 3.— = K 3.60; in Leder M. 3.80 = K 4.56.

**Becker, Wilhelm, S. J., Die christliche Erziehung oder Pflichten der Eltern.** Dritte, verbesserte Auflage. (Standeslehren I.) 8° (XVI u. 306) M. 2.40 = K 2.88; geb. in Leinwand M. 3.20 = K 3.84.

Diese katechetischen Predigten bieten dem Seelsorger Stoff, um über die schwierigste und notwendigste Pflicht der Eltern zu predigen.

Früher ist erschienen:

— **Die Pflichten der Kinder und der christlichen Jugend.** 2. Aufl. (Standeslehren II.) 8° (XII u. 218) M. 1.50 = K 1.80; geb. M. 2.20 = K 2.64.

**Benediktus — Die Regel des heiligen Benediktus** erklärt in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und mit besonderer Rücksicht auf das geistliche Leben. gr. 8° (XVI u. 554) M. 7.— = K 8.40; geb. in Leinwand M. 8.20 = K 9.84.

**Chasle, Louis, Schwester Maria vom göttlichen Herzen Droske zu Völsdingen,** Ordensfrau vom Guten Hirten. Nach dem Französischen unter Benützung deutscher Originaltexte frei bearbeitet von P. Leo Sattler O. S. B. Mit fünf Abbildungen. 8° (XVI u. 352) M. 3.40 = K 4.08; geb. in Leinwand M. 4.20 = K 5.04.

**Diözesan-Archiv, Freiburger.** Zeitschrift des kirchengeschichtlichen Vereins für Geschichte, christliche Kunst, Altertums- und Literaturkunde des Erzbistums Freiburg mit Berücksichtigung der angrenzenden Bistümer. Neue Folge. Siebter Band. (Der ganzen Reihe 34. Band.) gr. 8° (VI u. 346) M. 5.— = K 6.—.

**Eggersdorfer, Franz Xaver, Der heilige Augustinus als Pädagoge** und seine Bedeutung für die Geschichte der Bildung. (Strassburger theol. Studien. VIII. Band, 3. u. 4. Heft.) gr. 8° (XIV u. 238) M. 5.— = K 6.—.

**Franz, Adolph, Drei deutsche Minoritenprediger** aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert. gr. 8° (XVI u. 160) M. 3.60 = K 4.32; geb. in Leinwand M. 5.— = K 6.—.

Die Schrift behandelt drei fast ganz unbekannte Minoritenprediger: Konrad von Sachsen, Frater Ludovicus und den pseudonymen Greculus.

**Göb, Johann Baptist, Stadtpfarrer in Freistadt, Die Glaubensspaltung im Gebiete der Markgrafschaft Aunsbach-Bulmbach in den Jahren 1520–1535.** Auf Grund archivalischer Forschungen. Mit ortsüblichen Beilagen. (Erläuterungen und Ergänzungen zu Janssens Geschichte des deutschen Volkes, V. Band, 3. und 4. Heft.) gr. 8° (XX u. 292) M. 5.50 = K 6.60.

**Grönungs, Jakob, S. J., Die Leidensgeschichte Unseres Herrn Jesu Christi** erklärt und auf das christliche Leben angewendet in vierunddreißig Vorträgen. Dritte, verbesserte Auflage. 8° (XVI u. 342) M. 3.20 = K 3.84; geb. in Leinwand M. 4.40 = K 5.98.

**Herders Bilderatlas zur Kunstgeschichte.** 146 Tafeln mit 1262 Bildern. Mit kurzer Uebersicht über die Kunstgeschichte, ausführlichem Bilderverzeichnis und Register. — Atlas Herder. Histoire de l'art illustrée. 146 pl. nches contenant 1262 gravures. Avec un précis de l'histoire de l'art, table des gravures détaillée et table des matières. Quer-Folio. (72 S. u. 146 Tafeln) M. 18.— = K 21.60; geb. in Leinwand M. 22.— = K 26.40.

Die Unterschriften und Begleittexte sind in deutscher und französischer Sprache gegeben.

**Hoberg, Dr. Gottfried, ord. Professor der Universität Freiburg i. Br., Ueber die Pentateuchfrage.** Mit besonderer Berücksichtigung der Entscheidung der Bibel-Kommission „De Mosaica Authentica Pentateuchi“ vom Jahre 1906. Zwei Vorträge, gehalten am 11. und 12. Oktober 1906 auf dem Hochschulkurs für katholische Priester zu Freiburg i. Br. gr. 8° (VIII u. 40) M. 1.— = K 1.20.

**Reyer, Rudolf J., S. J., Erste Unterweisungen in der Wissenschaft der Heiligen.** Der Mensch, so wie er ist. Nach dem Englischen mit Genehmigung des Verfassers ins Deutsche überfetzt von P. Joseph Janen S. J. (Bibeltische Bibliothek) 12° (XIV u. 358) M. 2.20 = K 2.64; geb. in Leinwand M. 2.80 = K 3.36.



Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Verlag, Wien, I., Wollzeile 33.

**Bücher sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:**

**Reppeler Dr. Paul Wilhelm von, Bischof von Rottenburg, Aus Kunst und Leben.** Neue Folge. Mit 6 Tafeln und 100 Abbildungen im Text. gr. 8<sup>o</sup> (VIII u. 294) M. 5.40 = K 6.48; geb. in Leinwand M. 7.— = K 8.40; in Halbfranz M. 8.40 = K 10.08.

Inhalt: I. St. Thomas von Aquin in der mittelalterlichen Malerei. — II. Der Freiburger Münsterthurm. — III. P. P. Rubens als Maler. — IV. Raffaels Madonnen. — V. Wanderung durch Württembergs letzte Klosterbauten. — VI. Raffaels „Spasializio“. — VII. Bon der Freude.

Der früher erschienene I. Band (2. Aufl. M. 5.40 = K 6.48; geb. M. 7.— = K 8.40 und M. 8.40 = K 10.08) enthält: I. Das religiöse Bild für Kind und Haus. — II. Gedanken über Raffaels Cäcilia. — III. Helgoland. — IV. Leo XIII. — V. Der Gemälsesbund von Burgfelsen. — VI. Bilder aus Venedig. — VII. Deutschlands Riesentürme. — VIII. Michelangelos flüchtiges Gesicht. — IX. Christliche und moderne Kunst. — X. Die Rottenburger Dombaufrage.

**Pesch, Christianus, S. J., Praelectiones dogmaticae** quas in Collegio Dittion-Hall habebat. Cum approbatione Rev. Archiep. Friburg. et Super. Ordinis. Neun Bände. gr. 8<sup>o</sup>.

Tomus II. De Deo uno secundum naturam. De Deo trino secundum personas. Editio tertia. (XIV u. 386) M. 5.60 = K 6.72; geb. in Halbfranz M. 7.20 = K 8.64.

**Rodriguez, hl. Alfons, Die Vereinigung der Seele mit Jesus Christus.** Geistliche Abbildungen. Mit einem Titelbild. [Mit einem Vorwort von Prinz Max. Herzog zu Sachsen.] 12<sup>o</sup> (XVI u. 288) M. 1.50 = K 1.80; geb. in Leinwand M. 2.20 = K 2.64.

**Höfler, P. Augustin, C. SS. R., Die Frauenfrage** vom Standpunkte der Natur, der Geschichte und der Offenbarung beantwortet. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. gr. 8<sup>o</sup> (XX u. 580) M. 8.— = K 9.60; geb. in Leinwand M. 9.40 = K 11.28.

**Sauter, Dr. Benedictus, O. S. B., Abt von Einsiedeln in Prag, Die Sonntagspredigten** im Anschluß an die „Sonntagsschule des Herrn“. Herausgegeben von seinen Rönchen. 8<sup>o</sup> (VIII u. 584) M. 4.— = K 4.80; geb. in Leinwand M. 5.— = K 6.—.

**Scherer, P. Augustin, Benedictiner von Frecht, Bibliothek für Prediger.** Im Verein mit mehreren Mitbrüdern herausgegeben. gr. 8<sup>o</sup>.

Erster Band: **Die Sonntage des Kirchenjahres.** I. Der Weihnachts-Festus, vom ersten Adventsonntag bis Septuagesima. Sechste Auflage, durchgesehen von P. Johannes Baptist Lampert, Doktor der Theologie und Kapitular desselben Stiftes. (X u. 616) M. 6.— = K 7.20; geb. in Halbfranz M. 8.50 = K 10.20.

**Schmüger, P. Karl Erhard, C. SS. R., Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich.** Im Auszuge bearbeitet von einem Priester derselben Kongregation. Mit einem Stahlstich nach Eduard Steink. Dritte verbesserte Auflage. 8<sup>o</sup> (X u. 582) M. 4.— = K 4.80; geb. in Leinwand M. 5.20 = 6.24.

**Schuster, Dr. J., und Dr. J. B. Holzammer, Handbuch zur biblischen Geschichte.** Für den Unterricht in Kirche und Schule, sowie zur Selbstbelehrung. Sechste, völlig neu bearbeitete Auflage. Mit Bildern und Karten. Zwei Bände. gr. 8<sup>o</sup>.

II. (Schluß-) Band: **Das Neue Testament.** Bearbeitet von Dr. Jakob Schäfer. Mit 101 Bildern und drei Karten. (XX u. 788) M. 9.— = K 10.80; geb. in Halbfranz M. 11.50 = K 13.80.

Früher ist erschienen:

I. Band: **Das Alte Testament.** Bearbeitet von Dr. Joseph Selbst. Mit 130 Bildern und zwei Karten. (XVIII u. 1026) M. 11.— = K 13.20; geb. M. 13.50 = K 16.20.  
Das ganze Werk (XXXVIII u. 1814) M. 20.— = K 24.—; geb. M. 25.— = K 30.—.

**Steinhuber, Cardinal Andreas, S. J., Geschichte des Collegium Germanicum Hungaricum in Rom.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Zwei Bände. Mit 58 Bildern auf 24 Tafeln. gr. 8<sup>o</sup> (XXVIII u. 1024) M. 20.— = K 24.—; geb. in Leinwand M. 23.50 = K 28.20.

**Wasmann, Erich, S. J., Die moderne Biologie und die Entwicklungstheorie.** Dritte, stark vermehrte Auflage. Mit 64 Abbildungen im Text und 7 Tafeln in Farbendruck und Autotypie. gr. 8<sup>o</sup> (XXX u. 580) M. 8.— = K 9.60; geb. in Leinwand M. 9.20 = K 11.04.

## Studium und Leben.

Blätter f. d. Studierende Jugend  
unter Mitwirkung hervorragender  
Mitarbeiter herausgegeben  
von Dr. Baum.

(Neue Folge des „Aufwärts“.)  
Jährl. 12 illustrierte Hefte; gr. 8<sup>o</sup>.  
(Verlag v. Baessler, Drexler  
& Cie., Luzern.) Preis pro Se-  
meister M. 3.— = K 3.60.

Herr Dr. Schöfer (Geradans) schreibt:  
„Das Erscheinen Ihrer Zeitschrift hat  
mich sehr gefreut. Das Programm stimmt  
ganz mit dem, was ich über die Ver-  
hältnisse der Gymnasialisten dachte und noch  
denke.“ — „Ich kann nur wünschen, daß  
die Zeitschrift viele Leser finde, wie sie  
es tatsächlich verdient.“

Zu beziehen durch alle Buchhandlun-  
gen und Postanstalten.

Die Fortsetzung der vielgelesenen  
„Briefe an einen städtischen Vikar“

## Ueber Arbeiterseelsorge

von Univ.-Prof. Dr. J. Bed  
erscheint im Januarheft der  
„Monatsschrift für christliche  
Sozialreform“.

Jährl. 12 Hefte, M. 6.40 = K 7.68.  
Verlag von Baessler, Drexler  
& Cie., Luzern und Zürich.

Abonnements durch alle Buch-  
handlungen und Postanstalten.

## Für den Monat Mai

erschien bei Heinrich Kirsch in Wien I., Singerstraße 7.

**Bacher**, P. Pet. S. J., 30 Vorbilder und Symbole der allerseligsten Jungfrau Maria  
in 32 Vorträgen erklärt. 2. Auflage. Mit einem Vorwort von Fürstbischof E. Michner.  
K 3'60, gebunden K 4'80.

„Eine nicht geringe Zahl von anregenden Beispielen sowie geschickt eingeflochtene Proben  
ammutiger Marienlieder erhöhen den Wert des Buches. Dasselbe wird für Predigten und  
Vorträge, Betrachtungen und geistliche Lesungen sehr gute Dienste leisten, weshalb wir es aus  
vollster Ueberzeugung wärmstens empfehlen können.“

H. H. Prälat, Domkapitular Dr. Gustav Müller im „Wiener Diözesanblatt“, 1903, Nr. 6.

**Sursum corda!** Konferenzen von P. Hubertus, Ord. Cap. IV und 298 Seiten in  
12<sup>o</sup>. Elegant broschiert K 3'—, franco per Kreuzband K 3'20.

Wir erlauben uns, Euer Hochwürden auf diese Maipredigten ganz besonders aufmerksam  
zu machen. Der hochwürdige Herr Verfasser wählte zwar eines der schwierigsten Themen, ver-  
stand es aber, durch Einfachheit der Diktion und Klarheit der logischen Entwicklung, besonders  
aber durch das beständige Hinweisen auf das praktische Leben vom Anfang bis zum Ende,  
ohne zu ermüden, sowohl Zuhörer als Leser zu fesseln.

Deutzutage, wo Rationalismus und Naturalismus bis in die niedersten Volksschichten ge-  
drungen und das Glaubensleben des einfachsten Mannes gefährdet, ist es von nicht zu unter-  
schätzendem Werte, zu beweisen, wie vernünftig und naturgemäß Religion und Tugend sind  
und wie der Mensch ohne Gnadenhilfe doch nie die Palme des Sieges erringen kann. Immer  
und immer wieder sucht der Verfasser seine Zuhörer hinzuweisen auf die seligste Jungfrau  
als die Quelle und Vermittlerin dieser Gnadenhilfe und als der ganzen Christenheit höchstes Ideal  
und sicheren Hort.

**Berschbaumer**, Dr. Ant., Maria, die Mutter vom guten Räte. Eine Mariandacht zum  
Vorlesen. 3. Auflage. K 2'—, — Neue Folge. 2. Auflage K 1'20.

**Diebfrauenbilder.** Eine Mariandacht für kunststümige Verehrer Mariens. 2. Auflage K 2'—.

**Brönes**, P. Fr. Edm., Geistige Wallfahrt zu marianischen Gnadenorten der österr.-  
ung. Monarchie. Predigtstücken für die Feier der Mariandacht. K 2'—.

**Burz**, Dr. A., Der Monat Mariä. Predigten für alle Tage des Monats Mai, nach dem  
Mois de Mario von Msgr. Ricard. K 2'40.

**Negri di**, St. Pietro, Josef N. v., Die Heiligen des Monats Mai im Dienste Mariens.  
Eine kurze Mariandacht. Gebunden K 1'—.

**Prattes**, P. M. C. SS. R., Das große Gut der Andacht zu Maria, der jungfräulichen  
Gottesmutter. Mai Betrachtungen. K 2'40.

**Sklenzka**, J. B., Sub tuum praesidium! Sieben Marienpredigten für den Monat  
Mai. K 1'—.

**Vidmar**, P. Konst., Die sieben Worte der heiligsten Jungfrau Maria. Sieben Mai-  
vorträge. K 1'60.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, eventuell bitte sich gefälligst direkt an  
die Verlagsbuchhandlung zu wenden.